Probelektionen

nebst

Vorstudien und Mustervorträgen

über

Balladen und Sinngedichte

von

Schiller, Goethe, Uhland, Chamisso

und über

Dramen von Friedrich Schiller.

(Meiner „**Lehrkunst**“ zweiter Teil.)

Ein Handbuch für Lehrer des Deutschen an gehobenen und höheren Schulen, an Mittelschulen, Seminarien und Präparanden-Anstalten

von

Albr. Goerth,

Schuldirektor a. D. in Königsberg in Preußen.

Leipzig.
Verlag von Julius Klinkhardt.
1898.

Vorwort.

In den Werken unsrer großen lyrischen und dramatischen Dichter ruht ein kostbarer Schatz von tiefsinnigen, fruchtbaren Gedanken, edeln Lehren und Grundsätzen, eine Fülle hoher Ideen über die höchsten und heiligsten Fragen des Menschenlebens. Aber dieser Schatz will gehoben sein. Dem profanen Auge bleibt er verborgen; denn unsre großen Dichter haben nur für fein gebildete, denkende Menschen geschrieben.

Um die Jugend namentlich über Schillers Dichtungen mit Erfolg unterrichten zu können, muß man auf des großen Meisters Werke ein sorgsames Studium verwandt haben; denn nur bei eingehendem Verständnis des vollen Wertes dieser Schätze wird es dem Lehrer möglich werden, das darin liegende schwere Gold in gangbare Münze zu verarbeiten, den Geist der Kinder, der Jünglinge und Jungfrauen mit diesen erhabenen Gedanken und Ideen zu bereichern, zu verfeinern, zu veredeln.

Man wird mir, dem Verfasser des Werkes „Einführung in das Studium der Dichtkunst"*), wohl zutrauen, daß ich alle hier im Buche vorgeführten Dichter in ihren Werken sorgsam studiert habe; da aber Schiller bei diesen Ausarbeitungen in den Vordergrund gestellt ist, so erfordert diese Bevorzugung einige Worte der Rechtfertigung.

Mein Werk ist, wie der Titel lehrt, nicht für Litterarhistoriker oder Ästhetiker, sondern für **Lehrer** bestimmt. Gestützt auf eine reiche Erfahrung, will ich jüngern Kollegen, die in den obern Klassen gehobener und höherer Schulen oder in Lehrerseminarien den so wichtigen Unterricht im Deutschen erteilen sollen, ein Handbuch darbieten, das sie in den Stand setzt, ihre schwierige Aufgabe zu ihrer eignen Befriedigung und zum wahren Nutzen der Jugend mit Sicherheit zu lösen. Da ich mich während meiner amtlichen Thätigkeit in verschiedenen Lehranstalten zur Genüge überzeugt habe, daß der

*) Leipzig, bei Julius Klinkhardt. Bd. I: Das Studium der Lyrik. Bd. II: Das Studium der dramatischen Kunst.

Unterricht über unsres Schiller lyrische und dramatische Gedichte infolge der ihnen innewohnenden wunderbaren Größe und Klarheit sich stets am fruchtbarsten erweist, so habe ich ihm in meinem Buche in allen Stücken den Vorzug gegeben. Es berechtigten mich dazu besondere eingehende litterarisch-ästhetische Studien, die ich seinen Werken gewidmet habe.*)

Aber, wird man einwerfen, wir haben doch eine Menge trefflicher Erläuterungen zu allen diesen Gedichten. Weshalb deren Zahl vermehren?

Dieser Einwurf führt mich zur eingehenden Begründung der **Form**, in der ich hier die Belehrung über diese Kunstschätze der Jugend zugänglich machen will.

Freilich haben Männer, wie der vortreffliche, sorgsame Forscher Heinrich Düntzer, der ausgezeichnete Dr. Karl Hoffmeister in seinem nie veraltenden Werke „Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke", sowie Götzinger, Viehoff, Palleske, Hermann Hettner, König, W. Scherer u. a. m. über die großen Dichter Vortreffliches geschrieben; aber in meinem Werke handelt es sich um die Frage: Wie ist die Jugend über die Werke unsrer großen Dichter am wirksamsten zu belehren? Die eben genannten Forscher geben eine Fülle von trefflichem Material, von litterarischen Forschungen und ästhetischen Urteilen. Aber wie ist dies Material beim Unterrichte zu verwerten?

Soweit meine Erfahrung reicht, pflegen sämtliche jüngere Lehrer, mögen sie ihre Studien auf der Universität oder in einem Seminar gemacht haben, dieser Aufgabe gegenüber anfangs ganz ratlos dazustehen. Gewöhnlich greift man zu Vorträgen, zu denen das Studium der Werke von den eben genannten litterarhistorischen Forschern das nötige Material liefert. In Gymnasien und Realschulen, auch in den höhern Töchterschulen pflegen manche der Herren Akademiker an dieser bequemen Methode sogar ihr Lebelang festzuhalten.

Damit ist dem Lehrer geholfen; aber der Jugend nicht gedient. Die heranwachsenden Zöglinge erhalten durch diese Vorträge, mögen sie noch so sorgsam gegeben werden, niemals Einblick in den innern Bau dieser herrlichen Kunstwerke und werden statt gesicherter Einführung in das rechte Studium und Verständnis mit toter Gelehrsamkeit abgespeist. Mit solch einem Unterrichte bereitet man der frischen Jugend männlichen wie weiblichen Geschlechts nur Langeweile und kann ihr die Freude an dem Schönen ganz vergällen. Wer sich bei solchen Vorträgen noch pedantisch und ungeschickt zeigt, kann den

*) Diese Studien umfassen einen sehr starken Band. Er ist nicht im Drucke erschienen; denn die Herren Verleger meinten — leider mit vollem Rechte — daß solche Werke zwar gern gelesen, aber nicht gekauft werden.

jungen Leuten diese schönen Stunden so zur Qual machen, daß sie den Lehrer samt den Gedichten und den Dichtern zuletzt zum Henker schicken möchten.

Man sieht, auf diesem bequemen Wege darf ein sorgsamer, tüchtiger Lehrer nicht wandeln. Wir sollen die Zöglinge nicht mit litterarischem Wissen überschütten, sondern ihre Gemüter durch die in den herrlichen Gedichten geschilderten Vorbilder mit Begeisterung erfüllen, sie zu edelm Handeln erwärmen. Wir sollen sie bei andern Gedichten in die tiefern Seelenregungen der Menschen einführen, ihnen das Getriebe ihrer Leidenschaften aufdecken und sie anleiten, tragisches Mitleid und tragische Furcht zu empfinden, um damit zu lernen, die rechten Blicke in ihr eignes Herz zu thun und ihre Seele vom Getriebe des Tages ab auf Höheres zu lenken. Wir sollen endlich auch ihren Blick für das Schöne in der Dichtkunst verfeinern, damit sie echtes Gold von wertlosem Metall unterscheiden lernen. Um dies Ziel, die ästhetische Ausbildung, zu fördern, haben wir die Zöglinge in die Werkstätte des Dichters zu führen, sie zu belehren über die Verarbeitung des Stoffes, über das Idealisieren, d. h. das Durchweben mit den Ideen, den großen bewegenden Mächten des Lebens, und über die oft so wunderbaren Schönheiten der Form und der feinen Kunst, durch die in uns die „Gewalt der dunkeln Gefühle geweckt wird, die im Herzen wunderbar schliefen".

Um diese Erfolge zu erzielen, diese schwere, aber schöne Aufgabe zu lösen, reichen bloße Vorträge und Hinweise nicht aus. Solch ein Unterricht erfordert eine echte Kunst, die **Lehrkunst**, und als ihre unerläßliche Hauptbedingung eine sorgfältige Ausbildung in der **Fragekunst**. Da ich in dieser Richtung während meiner langen Amtsthätigkeit mich unausgesetzt sorgsam bemüht habe*), so gebe ich hier meine Ansichten über die rechte Behandlung der lyrischen und dramatischen Kunstwerke unsrer großen Dichter in der Form ausgeführter Lektionen. Da diese Probelektionen jüngern Lehrern zum Muster dienen sollen, so habe ich mich bemüht, jede Lektion zu einem kleinen didaktischen Kunstwerke zu gestalten, das der Würde des behandelten Stoffes angemessen sei. Bis zu welchem Grade es mir gelungen ist diese Absicht auszuführen, mögen würdige und berufene ältere Lehrer des Deutschen entscheiden.

Aus dem genannten Grunde war es nötig, nicht nur die Fragen logisch korrekt, klar, scharf und anregend zu stellen, sondern zugleich die Antworten so zu formulieren, wie sie in Inhalt und Form diesen Fragen gemäß gegeben werden sollten. Tüchtige Schüler und Schülerinnen werden sie wenigstens

---

*) S. mein Werk A. Goerth: Die Lehrkunst. Leipzig, bei Julius Klinkhardt. 1892. 2. Auflage. Das Werk ist auch ins Ungarische übersetzt worden, weil der Übersetzer Dr. Jul. Havas meinte, „es fülle eine Lücke in der pädagogischen Litteratur aus."

dem Sinne nach so geben, wie sie in meinem Buche stehen. Aber der Lehrer möge sich bei mangelhaften Antworten mit einer mangelhaften Form nicht begnügen und zuletzt, wenn die Antwort gar nicht gelingen will, die hier gegebene korrekte Form selbst vortragen. Bei den Fragen habe ich oft absichtlich an das gereiftere Denkvermögen heranwachsender, gut vorgebildeter Knaben und Mädchen gedacht und oft auf eine tüchtige geistige Anstrengung gerechnet. Mit solchen schwierigen Fragen möge man „die Geister prüfen". Man wird auch finden, daß ich, dem Alter der Zöglinge angemessen, den Stoff nicht in kleinliche Fragen zersplittert habe. Sie sind so gestellt, daß sie in den meisten Fällen eine umfassende Antwort, eine Schilderung, einen kleinen, aus dem Inhalte geschöpften Vortrag erfordern.

Um dem jungen Lehrer allseitig zu Hilfe zu kommen, gebe ich bei jeder Probelektion die nötige Vorbereitung, die der Lehrer am dringendsten braucht, um seinen Stoff kunstgerecht verarbeiten zu können. Sie soll nur zur Orientierung dienen und hebt stets nur die Hauptsachen heraus, auf die beim Unterrichte sorgsam zu achten ist. Jüngere Lehrer sollen dadurch zu tiefern litterarischen und ästhetischen Studien über diese Kunstwerke die rechte Anregung erhalten.

Man wird wohl allseitig beistimmen, daß der Lehrer nach der Behandlung dieser lyrischen oder dramatischen Gedichte zusammenfassende Wiederholungen anzustellen und die Zöglinge zu veranlassen hat, die erhaltene Belehrung im Zusammenhange mündlich vorzutragen und schriftlich auszuarbeiten. Es ist dabei unumgänglich notwendig, den Schülern nach mehrfachen selbständigen Versuchen, einen **Mustervortrag** zu halten, um sie an eine gewandte und feine Ausdrucksweise zu gewöhnen. Wer die Gabe besitzt, seine Vorträge ganz frei und dabei sicher und in guter rhetorischer Form zu geben, kann wahrhaft Wunder wirken. Er wird die Freude erleben, daß seine besten Schüler und Schülerinnen diese Vorträge mit ganz wunderbarer Treue wiedergeben und sich nach kurzer Zeit seine Ausdrucksweise aneignen. Der Vorteil, den ihnen eine solche Förderung gewährt, wird von jedem Lehrer leicht ermessen werden können.

Aber solch eine gute rhetorische Begabung ist selten zu finden. Da sie mir durch ein gütiges Geschick zu teil geworden ist, so habe ich im Interesse aller Lehrer, die einer Anleitung zu solchen Vorträgen bedürfen und sie selbst nicht in recht gewandter Form zu geben vermögen, bei allen lyrischen und dramatischen Gedichten, die hier behandelt werden, die so notwendigen Mustervorträge ausgearbeitet. Man wird mir wenigstens zugestehen müssen, daß ich auf alle diese Ausarbeitungen großen Fleiß verwandt habe. Einige dürften sich wohl auch den Beifall von berufenen Ästhetikern erwerben. Sie mögen den Kollegen zu selbständigen Arbeiten als Anlaß dienen und ihnen

die Mühe erleichtern. Im Notfalle können sie allen die oft recht mühsame und zeitraubende Präparation ersparen. Man kann sich darnach zu seinen Vorträgen präparieren, oder sie den Zöglingen mit guter Betonung so vorlesen, als ob man frei spräche. Es ist schon mit einem solchen gewandten Vorlesen viel gewonnen.*)

Ich könnte hier mein Vorwort schließen; aber es liegt mir am Herzen, hier noch zu allen meinen Kollegen ein Wort über die Notwendigkeit einer sorgsamen Ausbildung in unsrer Hauptkunst, der Fragekunst, zu sprechen. Ich habe mir ja die Mühe gemacht, alle diese Lektionen in Form von Fragen und Antworten auszuarbeiten, um so wie in meinem Werke „Die Lehrkunst" auf die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Kunst hinzuweisen.**) Ich habe mich dieser Mühe unterzogen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß leider überall auf die Ausbildung in dieser Richtung zu wenig Gewicht gelegt wird. Namentlich pflegen die akademisch gebildeten Lehrer die Forderung, daß man zur Ausbildung in dieser Kunst lange Zeit hindurch sich schriftlichen Übungen unterziehen müsse, mit Achselzucken abzuweisen. Darum will ich philosophisch durchgebildeten, tiefer denkenden Lehrern hier durch die nachfolgende Erläuterung den wissenschaftlichen Nachweis liefern, daß ich nicht Unnötiges fordere. Sobald solch eine Erkenntnis auch nur bei den gewissenhaftesten und tüchtigsten Lehrern Platz greift und sie in dieser Richtung zu ernstem Streben veranlaßt, werden später auch widerstrebende Elemente nolens volens folgen müssen.

Meine geehrten Leser wissen, daß wir Menschen analytische und synthetische Urteile fällen. Es ist darum des Lehrers Aufgabe, seine Zöglinge so zu unterrichten, daß sie später als Erwachsene beim Aussprechen solcher Urteile sich so klar, so verständig, so gebildet wie möglich beweisen.

Um analytische Urteile zu bilden, braucht der Zögling nur klare Begriffe; denn mit dem Begriff ist zugleich das einfache analytische Urteil gegeben.***) Um die Schüler zu solchen Urteilen zu befähigen, kann ein klares und geistvolles Dozieren viel wirken. Aber gar viele Begriffe können durch den bloßen Vortrag nicht flugs zum geistigen Eigentum der Schüler gemacht werden. Man muß sie vielseitig betrachten, erläutern, mit Inhalt erfüllen, und bei diesem notwendigen, für jeden Lehrer gebotenen Bemühen ist die Fragekunst unentbehrlich.

---

*) Es ist aber dazu eine sorgfältige Vorübung notwendig. Man übe sich im Lesen des Aufsatzes so lange, bis man nur hie und da nötig hat, in das Buch zu sehen.

**) Ich bezeichne daher dies Werk als meiner „Lehrkunst" zweiten Teil.

***) S. Psychologie und Logik von Fr. Ed. Beneke, Fr. Überweg, J. G. Dreßler, Fr. Dittes u. a. m.

Aber noch viel wichtiger ist für uns die rechte Leitung und Ausbildung der synthetischen Urteile unsrer Zöglinge.

Die analytischen (auflösenden) Urteile dienen nur zur Aufklärung; aber die synthetischen (hinzufügenden) erweitern unsre Kenntnisse. „Die Sonne ist ein Himmelskörper, sie leuchtet," sind analytische Urteile; die Sätze: „sie steht still, und die Erde samt dem Monde drehen sich in einer kreisähnlichen Bahn um sie herum" – diese Sätze enthalten synthetische Urteile; denn sie liegen nicht im Begriff „Sonne" und erweitern unsre Kenntnis von der Bewegung der drei Himmelskörper und von ihren Verhältnissen zu einander.

Kopernikus, dem wir diese synthetischen Urteile verdanken, hat mit ihnen objektive Wahrheiten ausgesprochen, die für alle Zeiten und Völker unumstößlich sind und bleiben werden. „Er hat sie ganz unabhängig von aller Erfahrung mit dem Bewußtsein der Allgemeinheit und Notwendigkeit ausgesprochen." (Kant.) Solche Urteile nennt der große Kant „synthetische Urteile a priori". Zu derartigen Urteilen gehören alle Naturgesetze, alle Lehrsätze der Mathematik.

Alle diese objektiven Wahrheiten mußten ursprünglich entdeckt werden. „Sie mußten," sagt Friedr. Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus", „mit Anstrengung des Nachdenkens und Anschauens oder durch eine schnelle und glückliche Verbindung von beiden gefunden werden. Das Finden ist aber nichts, als eine genaue Richtung des Geistes auf die Frage und schließt von Anfang an durchaus keinen Zweifel in sich."

Wer diese Wahrheiten einsieht, darf von der von mir verlangten Kunst, die Kinder durch logisch scharf und richtig gestellte Fragen zum richtigen Urteilen zu veranlassen und alles Raten und Umhertasten auszuschließen, wahrlich nicht verächtlich sprechen. Er hat im Gegenteil als Lehrer die ernste Pflicht, sich in dieser schweren Kunst sehr sorgfältig zu üben. Synthetische Urteile werden überall und nur zu oft „ohne Sinn und Verstand" nach den Eingebungen der Laune oder einer phantastisch überreizten Phantasie ausgesprochen, und stiften in der Welt genug Unheil. Der thörichte überall grassierende Aberglaube, die unseligen auf den verschiedensten Lebensgebieten spukenden Dogmen, die unseligen Manien, die in Kunst und Wissenschaft die Anhänger veranlassen, sich wie Narren zu gebärden — alle diese traurigen Verirrungen unsres geistigen Lebens beruhen auf irrigen synthetischen Urteilen, die ohne jede Berechtigung als absolute Wahrheiten, als synthetische Urteile a priori, als Axiome hingestellt und mit Hilfe thörichter Nachbeter und Nachtreter meistenteils unter Mitwirkung arger Leidenschaften der Menschheit aufgezwängt werden. Wir sollen unsre Schüler nicht anleiten in verba magistri zu schwören; sollen sie nicht zu blinden Autoritätsgläubigen, zu gedankenlosen Nachbetern und Nachtretern erziehen: sondern sie früh daran gewöhnen, alle synthetischen Urteile

sorgsam zu prüfen, und vorsichtig zu denken und zu forschen. Dazu bedürfen wir der Fragekunst; denn durch sie werden die Zöglinge angeleitet, ihren Geist scharf auf die Frage zu richten und bei ihrem Denken alles Faseln, Phantasieren, Raten und Umhertasten auszuschließen. Nur mit Hilfe dieser Kunst ist's möglich, sie zu den echten wissenschaftlichen Forschungen würdig vorzubereiten, so daß diejenigen, welche dazu die rechten Anlagen empfangen haben, sich später ohne Irren und Umschweife mit sicherm Denken als geistige Finder und Entdecker zeigen, „synthetische Urteile a priori" aussprechen und die Welt durch wirkliche objektive Wahrheiten bereichern können. Man vergesse doch ja nicht, daß wir die wichtigsten Entdeckungen in allen geistigen Gebieten scharf gestellten Fragen verdanken. Da bekanntlich „ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten vermögen," so ist es Aufgabe jedes Lehrers, seine Frageweise zu einer praktischen Kunst zu gestalten.

Wir haben in dieser Hinsicht in unserm Berufe nach meinen Erfahrungen nur wenig Künstler. Selbst geistig hoch begabte und kenntnisreiche Menschen zeigen sich in dieser Hinsicht als Dilettanten. Das ist gerade für unsern Beruf ein schwerwiegender, ja ein verhängnisvoller Übelstand. Denn das Wesen aller Dilettanten auf sämtlichen Gebieten der Kunst zeigt sich im unsichern Umhertasten, Suchen, häufigen Verändern. Der Künstler wirft als Maler mit sichern Strichen ein fertiges Bild auf das Papier oder die Leinwand; der Dilettant fängt zögernd an, beginnt zu vergleichen, zu ändern, auszuwischen, auszustreichen, bis ihm zuletzt ein Werk gelingt, das trotz der größten Mühe von dem Kenner dennoch sofort als Dilettantenwerk erkannt wird. Der dilettantisch arbeitende Lehrer beginnt zu fragen; aber die Fragen sind ungeschickt, unlogisch, unbestimmt, schwankend, so daß die Kinder die verlangte Antwort selbst durch Raten und Umhertasten nicht herausfinden. Er sucht seinen Fehler zu verbessern und stellt neue Fragen. Aber um die Kinder in die neue Denkrichtung zu bringen, muß er sie zunächst anhalten, die erste falsche Frage zu vergessen, sie aus dem Gedächtnisse zu streichen. Das ist eine böse Sache. „Ein ausgestrichen Wort," sagt der weise Dichter Rückert, „ist ein entstellend Zeichen." Während der Geist der Kinder sich mit dem frischen Eindrucke der ersten mangelhaft gestellten Fragen noch abquält, soll er diese ersten lebhaftesten aller Eindrücke verwischen und sich auf ein neues Denken und Raten begeben. Das giebt eine heillose Verwirrung und wirkt zuletzt Stumpfsinn oder bei sehr lebhaften Kindern oft arge Zerfahrenheit im Denken und Reden.

Meine Verehrten! Wenn wir als echte Künstler unterrichten wollen, müssen wir dahin gelangen, die Fragen sofort korrekt und sicher zu stellen, und jede Frage, die etwa zum Raten und Umhertasten Veranlassung

geben könnte, ängstlich zu meiden. Um zu dieser notwendigen Sicherheit zu gelangen, müssen wir schon beim Beginn unsrer amtlichen Thätigkeit uns die Mühe nicht verdrießen lassen, von Zeit zu Zeit schwierige Lektionen in Form von Frage und Antwort schriftlich auszuarbeiten und diese Übung Jahre hindurch fortzusetzen. Vor alles Gute und Schöne, vor jede echte Kunstleistung „setzten die Götter den Schweiß und die mühevolle Arbeit.“ Mit schönen Worten ist den Kindern nicht gedient. Da heißt es: „Hic Rhodus hic salta!“

Man möge mir alterndem Manne die Hoffnung gönnen, daß diese meine Bemühungen Frucht bringen und einsichtsvolle jüngere Lehrer in allen Berufskreisen bewegen werden, auf die rechte Ausbildung ihrer Fragekunst und auf deren Verwendung namentlich beim Unterrichte über die herrlichen Kunstwerke unsrer großen deutschen Dichter eine recht große und nachhaltige Mühe zu verwenden. Sie können des schönsten Gewinnes sicher sein; denn hier „ist der Preis der Mühe ein lauterer Segen.“

Königsberg i. Pr., im Juli 1897.

Albr. Goerth.

Inhaltsverzeichnis.

I. Probelektionen

nebst Vorstudien und Mustervorträgen über Balladen und Sinngedichte von

Friedrich Schiller.

Einleitung.

Das Studium der lyrischen und dramatischen Gedichte unsres großen Schiller sollte in den Oberklassen aller gehobenen und höhern Schulen einen breiten Raum einnehmen; denn ganz abgesehen von ihrem großen unvergänglichen Kunstwerte geben diese Kunstwerke durch tiefe Gedanken und Ideen das Beste, was der deutschen Jugend zur Verfeinerung und Veredelung ihres Gemütslebens geboten werden kann. Außerdem eignen sie sich vorzüglich dazu, die heranwachsenden Knaben und Mädchen in die Werkstätte des Dichters zu führen, ihnen die Geheimnisse der Komposition, die Verarbeitung des Stoffes mit Ideen, die Wechselbeziehungen zwischen der Form und dem tiefsten Gemütsleben der Menschen klar zu machen, sie zum geistigen Nachschaffen des Schönen anzuleiten; sie durch solch eine Belehrung von dem rohen stofflichen Zerpflücken zu befreien, zu sinnigem bildendem Betrachten und verständnisinnigem Genießen anzuleiten.

Zunächst die lyrischen Gedichte.

Die Schöpfungen der Lyrik gehören zu den feinsten und liebenswürdigsten der edeln Dichtkunst. Die dramatische Kunst erfordert zum rechten Genuß ihrer Meisterwerke ein ernstes Studium, gereifte Lebenserfahrung und vertiefte Menschenkenntnis. Die epische Kunst, so sehr sie auch zu spannen und den Sinnen zu schmeicheln vermag, stellt zum feinern Genuß ihrer besten Schöpfungen immerhin fast dieselben Anforderungen; verlangt, daß wir die kunstvolle Darstellung charaktervoller Menschen und ihrer Thaten von dem phantastischen Zusammenstellen von bloßen Ereignissen und willkürlich gewählten Masken mit Bewußtsein zu unterscheiden vermögen. Die lyrische Kunst dagegen spricht unmittelbar zu unserm Gemüt, erregt meistenteils ganz unvermittelt die empfängliche Seele und „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar

schliefen“. Sie „reichet jedem eine Gabe“, je nach dem Bedürfnisse und der Einrichtung seines Gemütes: „diesem Blumen, jenem Früchte“. Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, ja Greise und Greisinnen, sie alle finden in den Gaben der Lyrik Verse, durch die sie innig gerührt, erfreut, erfrischt, erhoben werden; finden Stücke, die sie ihr Lebelang mit sich herumtragen und bei den verschiedenartigsten Veranlassungen wie einen Schatz hervorsuchen, um sie wiederholt bald still und sinnig, bald mit lauter Freude verständnisinnig neu zu genießen. Gar mancher findet in diesen vom Zauber der schönen Form umgebenen Gedanken und Ideen wiederholt Trost und Erhebung, wie bei den Segenssprüchen des göttlichen Wortes.

Aber der Dichter vermag nur zu wecken, was zu wecken ist. Für ein rohes, eigennütziges, in selbstsüchtigem Streben befangenes Gemüt sind seine schönen Verse verloren. Auch ist ein höherer Grad von ästhetischer Bildung erforderlich, um nicht im „stofflichen Genießen“ befangen zu bleiben.*) Die meisten Menschen halten lyrische Gedichte schon für schön, sobald sie in derber Weise ihre Sinnlichkeit erregen, oder „schmelzende Affekte“, zärtliche Rührungen hervorbringen. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, daß in diesem Zeitalter der Eisenbahnen und der sozialen und politischen Kämpfe, welches dem Manne nur geringe Zeit zur Erholung und zur edlern Einkehr in sich selbst gewährt, der männliche Teil der gebildeten Bevölkerung nur Parteilieder aufsucht und von andern nur die gelten lassen will, welche zum Preise des Weines und fröhlicher Geselligkeit geschrieben sind, oder wie die Gedichte des Herrn Victor Scheffel die lustige studierende Jugend in die übermütigste Laune versetzen und zu ausgelassenem „Ulk“ anregen. Bei den Mädchen und Frauen finden wir zwar eine größere Liebe zur Lyrik; aber leider nur zu oft eine schwächliche Vorliebe für sentimentale Rührstücke und nur selten einen mit Hülfe feinerer Durchbildung veredelten Geschmack. Die tausende und aber tausende von „Albums“, die in den Oberklassen aller höhern Mädchenschulen in übereinstimmend trauriger Weise den mangelhaften kläglich sentimentalen Geschmack selbst der klügsten, gut unterrichteten Mädchen beweisen, bilden mit seltenen Ausnahmen noch die Wonne der gereiften Jungfrau, der verheirateten jungen Mutter und Hausfrau.

Diese Betrachtungen, deren Wahrheit ein Eingeweihter nicht bestreiten wird, legen uns hier, wo es sich um die lyrischen Gedichte unsres edelsten und größten, unsres geliebtesten Dichters handelt, die sehr ernste Pflicht auf, unbekümmert um die Ansichten und Liebhabereien und das Geschrei der großen Menge in Bezug auf den Wert oder Unwert von lyrischen Gedichten

---

*) S. Albr. Goerth: Einführung in das Studium der Dichtkunst. Bd. I Studium der Lyrik. Leipzig bei Julius Klinkhardt.

nur die Ansichten gelten zu lassen, **die der große Schiller selbst** in seinen ästhetischen Abhandlungen und bei den verschiedensten Veranlassungen **klar ausgesprochen** und als **einzig und allein der Würde der Dichtkunst und des Dichters entsprechend bezeichnet hat.** Da ich diese Ansichten in meinem oben bereits genannten Werke „Das Studium der Lyrik“ sehr sorgfältig beleuchtet, in ihrer hohen Bedeutung klar dargestellt und bei dem Versuche einer Reinigung der Kunst von allem Unedeln, Tändelnden, Unfertigen, grob Sinnlichen, Lüsternen und Gemeinen allen meinen ästhetischen Beurteilungen zu Grunde gelegt habe: so muß ich die geehrten Leser dringend bitten, sich jene strengen Grundsätze auch zu eigen zu machen. Nur bei solchen Grundsätzen ist der Lehrer würdig, die Jugend über unsres großen Dichters Kunstwerke zu belehren; nur bei solchen strengen Ansichten kann er hoffen, die Herzen der zum rohen Genuß vorwiegend geneigten Jugend für diese herrlichen Gedichte zu erwärmen und für ihren Schöpfer mit der rechten Ehrerbietung zu erfüllen.*)

Kein andrer deutscher Dichter verdient unser Aller Ehrfurcht in so hohem Maße wie dieser herrliche Mensch und große Künstler! Mit eisernem Fleiße — er hat nur zu oft 14 Stunden täglich gearbeitet — mit Aufopferung seiner besten Kräfte hat der große geniale Mann sich unablässig bemüht, seinen künstlerischen Genius zu befähigen, in jeder Richtung der Kunst nur das Edelste, Schönste, nur echt Kunstvolles und Vollendetes zu geben. Als alle Welt bereits seines Ruhmes voll war und den Dichter der „Räuber“, des „Fiesco“, „Kabale und Liebe“ und „Don Carlos“ hoch bewunderte, giebt der Gefeierte sein künstlerisches Schaffen fast ganz auf und vertieft sich 10 Jahre hindurch — von 1786 bis 1796 — in historische, philosophische und kunsthistorische Studien, um seinen Geist mit den erhabenen Ideen zu bereichern, durch die auf jedem Gebiete der Dichtkunst allein Kunstwerke großen Stils, ersten Ranges geschaffen werden können.**) Vor allem Unfertigen, Oberflächlichen, Skizzenhaften bewahrte ihn sein großer Geist und das Bewußtsein seiner hohen Lebensaufgabe. „Hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“ (Goethe.) Ihn erfüllte selbst beim

*) In der ersten Klasse der früher von mir geleiteten höhern Mädchenschule ist die Wand über dem Lehrerpulte mit Schillers lebensgroßer Büste verziert. Seit 20 Jahren wird sie von den Schülerinnen dieser Klasse am 10. November jedes Jahres mit einem frischen Lorbeerkranze geziert. Diese herrliche, von den Schülerinnen eingeführte Sitte bereitete mir wahrhaft große Freude.

**) Man studiere über Schiller vor allen andern Büchern Dr. Karl Hoffmeister: Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke. Stuttgart 1838. 5 Bände. Schon vor fast 30 Jahren habe ich's nur auf antiquarischem Wege erhalten können. Es ist das beste Werk, das über Schiller bisher geschrieben ist.

Schaffen seiner kleinsten Werke der hohe Gedanke, den er den Künstlern zuruft: — in seinem Gedichte „die Künstler" — „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie! Sie sinkt mit euch; mit euch wird sie sich heben!" „Das dringende Bedürfnis der Zeit," sagt er in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes", ist Ausbildung des Empfindungsvermögens; denn die Fortschritte der Wissenschaft machen die Menschen nicht besser. Darum bilde, o Künstler, in dir selbst alles Große und Schöne, ernsthafte Grundsätze aus, und gieb deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht, was sie loben. Gieb der Welt die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Verjage die Willkür, die Rohheit, die Gemeinheit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen. In jedem Menschen kämpft die sinnliche Begierde mit der Vernunft, welche zum Ideal treibt. Durch die Kunst wird der sinnlich strebende Mensch mühelos auf den Weg der Vernunft geführt. Jedoch muß er nicht im stofflichen Genießen beharren, sondern sich zum rein ästhetischen erheben können. Der Dichter hat deshalb den Stoff durch die Form zu vertilgen d. h. ihn zu idealisieren. Der ästhetische Genuß erfreut sich dieser Idealisierung und wird dadurch veredelt."

Der große Dichter suchte auch bei seinen lyrischen Gedichten diesen Grundsätzen gemäß alles Gemeine fern zu halten. „Gemein", sagt er in seiner Abhandlung „Über das Pathetische", „ist alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt; edel, was aus der Vernunft quillt." Darum eiferte er mit Recht gegen alle Dichter, die „auf schmelzende Affekte, auf bloß zärtliche Rührungen spekulieren". „Mit dem Gebiete des Angenehmen, das bloß den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung ergötzt, das sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen bezieht, hat die schöne Kunst nichts zu thun. Der Geist geht dabei leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird dadurch gar nicht gestärkt. Die Sinne schwelgen, der Geist aber, oder das Prinzip der Freiheit im Menschen, wird der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube. Alle diese Rührungen sind durch einen edeln männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen."

Diesen edeln männlichen Geschmack finden wir durchweg in Schillers lyrischen Gedichten. Darum darf kein einziges als „Gelegenheitsgedicht" bezeichnet werden.*) Wenn die Gelegenheit ihm Gedanken und

*) Goethe behauptete, alle lyrischen Gedichte seien Gelegenheitsgedichte, Kinder augenblicklicher Stimmung, Erregung oder Laune; der Dichter schaffe sie, um sich „von der Stimmung zu befreien". Dies Wort hat viel Unheil angerichtet; denn bis zur Stunde glauben Dichterlinge aller Art demgemäß berechtigt zu sein, uns ihre Ergüsse

Empfindungen eingab, die mit Leichtigkeit zu Gedichten verarbeitet werden konnten, so bewahrte er sie in seiner Seele auf, um nicht im Affekte zu dichten. Er verarbeitete sie später, indem er sie idealisierte, d. h. mit Ideen durchwob, „zu ihrer idealischen Allgemeinheit erhob“ und so „den Stoff durch die Form vertilgte“. Schiller hat keine Skizzen hinterlassen; nur sehr wenige kleine Stücke darf man vielleicht! mit diesem Namen bezeichnen. Ihm waren bloße Ergüsse, durch die sich das leidende oder freudig erregte Dichtergemüt von seinen Stimmungen befreit, durchaus verhaßt, und darum hat er gegen Bürgers Gedichte mit Fug und Recht seine bekannte scharfe Rezension gerichtet. Die Ausstellungen, die er dort macht, sind für Schillers lyrisches Schaffen zu bezeichnend, als daß sie hier fehlen dürften.

„Eine notwendige Operation des Dichters“, sagt er dort, ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein) von gröberen, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dies innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern.“ „Ein erzürnter Schauspieler“, fährt Schiller fort, „wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloß leidender Teil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanften und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön ver-

---

aufzutischen, die sie bei Stimmungen aller Art in Verse gebracht haben. Goethes Ansicht beruht auf Irrtum: er verwechselt ein lyrisches Gedicht, ein wirkliches Kunstwerk, mit jenen flüchtigen bald kleinern, bald größern Skizzen, durch die der Dichter, wie jeder andre Künstler, die Eingebungen seiner schöpferischen Kraft zu fixieren sucht. Der Maler wirft solche reizende Einzelheiten mit dem Stift oder dem Pinsel rasch und mühelos aufs Papier oder auf Leinewand; der Tonkünstler notiert musikalische Gedanken (Eingebungen) in seinem Skizzenheft, um sie später als Motive bei den Kunstwerken zu verarbeiten. Zwischen solchen Skizzen und den Kunstwerken ist in der Dichtkunst, wie bei allen andern Künsten, ein großer Unterschied.

sinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft 2c. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hätte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt."

Deshalb bezeichnet er Bürgers Gedicht „Das hohe Lied von der Einzigen" als ein treffliches Gelegenheitsgedicht*) „ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealistische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt."

Diesen Ansichten gemäß, die als mustergiltig für alle Zeit allen Kritikern und namentlich allen Künstlern nicht dringend genug ans Herz gelegt werden können, betrachtete Schiller das Schaffen auch des kleinsten lyrischen Gedichtes als eine ernste sittliche Künstlerarbeit. Von bloßer Spielerei und Tändelei ist in seiner Lyrik keine Spur.

Bei solch einem Ringen nach Vollkommenheit muß die Zeit der Entwicklung des Dichters sich in den frühesten Arbeiten recht fühlbar machen. Die Irrtümer und Mängel der ersten Schaffensperiode werden sich schärfer zeigen als bei Künstlern, die mühelos arbeiten und wie Goethe, ihrem Genius vertrauen. Aber dieser Umstand begründet in Bezug auf die Erstlingswerke unsres großen Schiller gerade den hohen Wert des Studiums dieser ersten Schöpfungen. Bei den meisten, selbst bei berühmten Lyrikern bedarf es dieses Studiums gar nicht. Flüchtig hingeworfene Skizzen können uns wenig interessieren. Bei Schiller giebt's gar keine Skizzen, dagegen Kunstwerke, bei denen es sich klar zeigt, wie gewaltig der große Genius mit der Form gerungen hat, wie er unermüdlich thätig gewesen ist, „sein inneres Ideal von Vollkommenheit zu höchster Reinheit und Fülle zu entwickeln."

Man beachte zum Verständnis dieses Ringens noch folgendes:

Um „den Stoff durch die Form zu vertilgen", zu „idealisieren, d. h. mit Ideen zu durchweben", ist des Dichters Geist unabläßig bemüht, große, fruchtbare Ideen in sich aufzunehmen. Er schafft sie nicht selbst, sondern erhält sie durch das geistige Ringen und Streben seiner Zeit, seines Jahrhunderts und der Vergangenheit. Er schöpft sie aus den Hunderten und

---

*) Es ist ein Gelegenheitsgedicht wie alle oft recht hübschen Reimereien, die als carmina zu Hochzeiten, Kindtaufen, zur Erinnerung an neue Bekanntschaften, zu besonders feierlichen Gelegenheiten wie Siegesfesten, Einweihung von Kirchen und Schulen, zum Geburtstage von Fürsten, zum Preise berühmter Männer gedichtet werden. Der Begriff „Gelegenheitsgedicht" soll in diesem Buche im Gegensatz zu dem Begriff „Kunstwerk" durchweg in Schillers Sinne gebraucht werden.

Tausenden von Büchern, die in Bezug auf Vergangenheit und Gegenwart dieser Ideen Gepräge tragen; aus den Thaten der Mitmenschen, die für oder gegen diese Ideen arbeiten, kämpfen, dafür leiden, zu Grunde gehen. Kein Wunder, daß der jugendliche Dichter an diesen Kämpfen einen zu leidenschaftlichen persönlichen Anteil nimmt, daß er Partei ergreift, die Wahrheit nur in einer Ideenrichtung zu finden glaubt. Dieser Umstand muß den Gedichten seiner Jugend eine leidenschaftliche subjektive Färbung geben. Zur wahrhaft schönen Idealisierung kann er nur durchdringen, wenn er dieses Ideenleben, diese Kämpfe objektiv mit der Ruhe des Weisen zu betrachten, mit seinem Genius über den Parteien zu schweben, den Kampf derselben ohne starken Haß oder zu tiefe Vorliebe wie ein interessantes Naturschauspiel mit echt dichterischem Interesse zu betrachten vermag.

In Schillers lyrischen sowie in seinen dramatischen Gedichten gewährt dieser Entwicklungsgang des großen Künstlers wahrhaft hohes Interesse.*)

Lieder, echt sangbare lyrische Gedichte, hat Schiller nur wenige geschaffen. Daß ihm die Kraft dazu nicht versagt war, beweist das herrliche „Reiterlied“ aus „Wallensteins Lager“, beweisen die lieblichen Lieder aus „Wilhelm Tell“ und „Theklas Klage“ (der Eichwald brauset 2c.). Aber wohl mag der große, ernste Mann in seiner hohen künstlerischen Verachtung „des bloß Angenehmen, des auf schmelzende Affekte, zärtliche Rührungen Berechneten“ so weit gegangen sein, manche zarte Regung, ein Lied zu schaffen, absichtlich zu unterdrücken. Sein Geist lebte und webte stets im Höchsten, war stets mit großen Plänen beschäftigt, so daß für das Kleine kein Raum blieb. Bei jeder Arbeit strömte ihm eine solche Fülle von Gedanken und Ideen zu, daß er das überreiche Material gewaltsam sichten mußte. Vielleicht hat auch der ununterbrochene schwere Kampf mit Not und Sorge dazu beigetragen, die sanfteren, zarteren Regungen, die nur das heitere, sorglose, glückliche Gemüt kennt, ganz zu verscheuchen und ihn so tiefernst zu stimmen.

Aber man rechnet zur Lyrik außer den sangbaren Liedern noch 1. die Sinngedichte, d. h. kleine Gedichte, die bei dem Zauber der sprachlichen Form unsern Geist in ein feines, gehobenes Denken, ein feines, erfrischendes Sinnen**) versetzen und unser Gemüt dabei mühelos erfrischen, rühren, erheben. Zu solchen lyrischen Sinngedichten gehören z. B. Lenaus „Schilflieder“, sein „Postillon“ viele Sonette von Aug. Graf v. Platen, Rückerts köstliche „Ghaselen“, „persische Vierzeilen“, die Auswanderer“ von Freiligrath.

*) Darum nennt Kuno Fischer Schillers erste Dramen dessen „Selbstbekenntnisse“.

**) Fr. Th. Vischer sagt in seiner „Ästhetik“: „Das Denken, welches uns den Kunstgenuß vermittelt, ist nicht das logische, sondern ein eingehülltes, ein Sinnen, ein Denken in Formen.“

Man rechnet zur Lyrik 2. die erzählenden Gedichte (Romanzen, Balladen).*) Sie gehören eigentlich zur epischen Kunst; da aber die früher von Volksdichtern geschaffenen alten Heldenlieder und erzählenden Gedichte nur für den Gesang der Gemeinschaft geschaffen, darum stets gesungen, nie deklamiert wurden: so ist man wohl befugt, die modernen Nachahmungen auch zur lyrischen Dichtkunst zu zählen. Es wäre gut, sie samt und sonders als Balladen zu bezeichnen und die Bezeichnung „Romanze" ganz aufzugeben.

Zur Lyrik gehören 3. die Gedichte philosophischen Inhalts, die uns in künstlerischer Form tiefe Gedanken, feine Ideen darbieten. Sie könnten auch als erhabene Sinngedichte bezeichnet werden, so wie die „Oden" und „Dithyramben" als erhabene sangbare Lieder.

In allen diesen Arten von lyrischen Gedichten steht Schiller groß und unübertroffen da. Die Perle seiner philosophischen Lyrik, das erhabene Sinngedicht „Das Lied von der Glocke" ist das größte Meisterwerk, das die Welt kennt, und wird's wohl bleiben für alle Zeit; wenigstens „so lange und so weit die deutsche Zunge klingt". Von des großen Meisters erzählenden Gedichten sagt Goethe mit Recht „sie haben Menschheitbezwingendes in sich und dürfen als eine neue, die Poesie erweiternde Gattung angesehen werden." Alle diese Schöpfungen machen uns klar, daß die lyrische Dichtkunst keine Spielerei ist; daß sie Erhabenes, Großes, Erhebendes zu leisten vermag, sobald sie von einem großen Künstler herstammt, der seine Kunst mit der Würde eines Sehers und Propheten, eines Hohenpriesters der Menschheit handhabt.

Nach diesen Betrachtungen drängt sich uns die Frage auf:

Wie hat man heranwachsende Kinder — Knaben wie Mädchen — zu unterrichten, um ihnen diese köstlichen Gedichte unsres Schiller gewinnbringend zugänglich zu machen?**)

Der Lehrer soll stets „mit gegebenen Größen rechnen", soll genau wissen, wie weit die Fassungskraft seiner Schüler reicht, um weder zu Schweres, noch

*) Es ist in der That verwunderlich, daß Litteraturhistoriker noch immer diese Bezeichnungen „Romanzen und Balladen" brauchen und zwischen beiden Gattungen von Gedichten einen Unterschied herausklügeln wollen. Solch ein Unterschied ist in Wirklichkeit gar nicht vorhanden; es sei denn, daß man sämtliche erzählende Gedichte der romanischen Völker als Romanzen, die der germanischen als Balladen bezeichnen wollte. Trotz aller Grübeleien und Haarspaltereien hat man einen andern Unterschied nicht darthun können. Selbst die eine zeitlang sehr gerühmte Erklärung von Echtermeyer genügt nicht. Man gewöhne sich endlich daran, diese Gedichte „erzählende Lieder" zu nennen.

**) Die Beantwortung dieser Frage wird zugleich Aufklärung über die Behandlung ähnlicher schöner Gedichte von Goethe, Uhland, Chamisso und andern Dichtern geben.

zu Leichtes zu geben. Unsrer Ansicht und Erfahrung nach darf man den Kindern Schillers Gedichte vor dem zwölften Lebensjahre nicht bieten. Wenn einige hochbegabte Mädchen oder Knaben sich schon im Alter von 10 oder 11 Jahren dazu befähigt zeigen sollten, so bilden sie Ausnahmen, auf die der Lehrer beim Klassenunterricht, was die Stoffverteilung anbelangt, ebensowenig wie auf ganz unfähige Kinder Rücksicht nehmen darf. Wir fassen daher bei der Beantwortung der gestellten Frage nur Zöglinge im Alter von 12 bis 15, resp. 16 Jahren ins Auge.

Geringe Schwierigkeiten bereitet diesen Kindern die Auffassung des Inhalts der Erzählung, das Epische. Mit ein wenig Nachhilfe; mit Hilfe von einigen geschickt und kunstgerecht gestellten Fragen und darauf folgenden Zusammenfassungen wird es überall gelingen, den Inhalt der „erzählenden Lieder" in kurzem Vortrage wiederzugeben. Wenn der Lehrer es nie unterläßt, nach den selbständigen Versuchen seiner besten Schüler den Inhalt in einem Mustervortrage zu geben, so wird er in dieser Richtung gar bald erfreulichen Fortschritt merken.

Diese Auffassung des epischen Gehalts wird den Kindern erschwert durch die Ausdrücke und Bilder, die aus der griechischen Mythologie entlehnt sind, sowie durch einzelne Metaphern. Man ist also genötigt, diese Schwierigkeiten wegzuräumen, d. h. alles Unbekannte zu erklären. Da diese Erklärungen dem Hauptzwecke des Unterrichts in diesen Gedichten nur untergeordnet sind, so hat man sie so kurz wie möglich zu geben.*)

Verschlossen ist sämtlichen Zöglingen in diesem Alter die Idealisierung des Stoffes, die künstlerische Verarbeitung mit Ideen, und demgemäß der ethische Gehalt und der künstlerische Wert der Gedichte.

Hier heißt es den Hebel einsetzen; hier soll der Lehrer seine ganze Kunst aufbieten, um die rechte Aufklärung und Belehrung zu geben.

Bei den erzählenden Liedern bietet diese Aufgabe die wenigsten Schwierigkeiten. Schiller idealisiert diese Gedichte wie seine Dramen: er läßt die Personen nach Ideen handeln und giebt als Inhalt einen Lebenskampf, der um solcher Ideen willen geführt wird. Da ist die Idealisierung des Stoffes so klar, daß der Lehrer nur nötig hat, die handelnden Personen zu beleuchten, deren Charaktere (Wesen, Willen), in den im Stücke gegebenen Hauptzügen zu erörtern, Aufgabe und Ziel des Kampfes klarzulegen

*) Der Lehrer kann sich zu diesem Zwecke viel Zeit und Mühe sparen, wenn er den vorgerückteren Zöglingen, sobald es angeht, das Gedicht „Die Götter Griechenlands" erörtert und an jede Strophe die nötigen Belehrungen knüpft. An den wunderlichen Abscheu mancher Frömmler vor den letzten Strophen braucht man sich nicht zu kehren.

und das Erörterte klar und übersichtlich zusammenzufassen. Sobald die Zöglinge imstande sind, z. B. im „Taucher" uns die Handlungen des Jünglings, des Königs, der Königstochter in ihren Beweggründen zu schildern und die Gefühle der zuschauenden, teilnehmend abwartenden und auf die Erzählung lauschenden Menge darzulegen, so haben sie das Gedicht soweit verstanden, wie in diesem Lebensalter ihre Fassungskraft reicht, und man darf ein feineres Verständnis getrost der Zukunft überlassen. Alles ästhetisierende Schwatzen, zu dem die Verfasser von „Erläuterungen" oder „Kommentaren" zu deutschen Dichtern den Lehrer verführen wollen, würde bei diesem Unterricht nur dazu dienen, den guten Eindruck einer solchen Aufklärung zu zerstören, mindestens ihn abzuschwächen. Höchstens darf man bei den entwickeltsten Schülern und Schülerinnen Belehrungen über die „tragischen Gefühle" geben, die Schiller in mehreren seiner erzählenden Gedichte so wie in seinen Dramen so wunderbar fein zu erregen, zu „wecken" weiß.

Wenn die Schüler imstande sind, die handelnden Personen in ihren Eigenschaften und Beweggründen zu begreifen, so haben sie mit diesem Verständnis zugleich den **ethischen** Gehalt des Gedichtes erfaßt, d. h. die Bedeutung der Handlungen und der ganzen Erzählung für ihr sittliches Leben und Streben gewonnen. Hier soll sich der Lehrer sehr hüten, die so köstlich fein und kunstvoll gegegeben Lehren durch moralische Betrachtungen zu verwässern oder zu verderben.*) Vor allem warnen wir der leider allgemein herrschenden Unsitte zu folgen, zum Schlusse der Belehrung aus den herrlichen Kunstwerken einen sogenannten „Grundgedanken" oder eine „Grundidee" herauszuquälen. Es ist schulmeisterlicher Unsinn der schlimmsten Art. Alle „Kommentare" und „Erläuterungen", alle ästhetisierenden Besprechungen, die den Lehrer zu solch einer Versündigung am Geiste der Dichter verleiten wollen, sind samt und sonders zu verwerfen.

Die Thorheit dieser Jagd nach einem „Grundgedanken" resp. einer „Grundidee" beruht zum Teil auf einem überall fühlbaren Mangel an Verständnis für den Begriff „Idee"**), und hauptsächlich auf gänzlicher Unklarheit über das Wesen des dichterischen resp. künstlerischen

*) Etwa wie Herr Carl L. Leimbach (Lic. theol. Dr. phil. past. extr.) in seinen „Erläuterungen zu ausgewählten deutschen Dichtungen in dem Abschnitte über des großen Schiller Dichtungen bei Besprechung des „Taucher" dazu den Lehrer verführen will. Dort wird Schiller strenge getadelt, „daß er nicht ein gläubiger Christ gewesen sei, nicht an die Offenbarung geglaubt habe, und daß er im Gedichte Polytheismus und Monotheismus mit einander vermische." Es ist das Widerlichste, was je von orthodoxen Pfaffen über den großen Dichter der Welt aufgetischt worden ist.

**) Über den sehr wichtigen Begriff „Idee" studiere man die betreffende Abhandlung in A. Goerth: „Die Lehrkunst" bei Jul. Klinkhardt, Leipzig. 2. Aufl. 1891.

Schaffens und des ästhetischen Genusses. Darum möge hier ein Ausspruch des berühmten Forschers Prof. Wilhelm Wundt in Leipzig seinen Platz finden. In seiner berühmten „Physiologischen Psychologie“ sagt er (T. II, S. 400) folgendes: „Nichts kann verkehrter sein als die Meinung, die ursprüngliche Idee d. h. der Plan des Kunstwerkes müsse in der Form eines logischen Denkaktes in der Seele des Künstlers liegen. Die ästhetische Analyse kann es gelegentlich versuchen, eine solche Übertragung in die logische Gedankenform nachträglich vorzunehmen. Aber wo das Kunstwerk selbst diesen Ursprung nimmt — z. B. nach dem Rezept des Herrn Gottsched — da setzt es sich in Widerspruch mit den eigensten Gesetzen der Phantasiethätigkeit. Der wahre Künstler wird nie darüber Auskunft geben können, welchen Zweck er bei einer bestimmten Schöpfung im Auge hatte: wie die Ausführung seiner Idee d. h. seines Planes den Gedanken nur in anschaulichen Bildern darstellt, so lag die Idee, der Plan selbst, nur in der Form der Anschauung in ihm.“ „Die künstlerische Thätigkeit“ sagt er S. 398, hat ihre hohe Bedeutung darin, daß bei ihr die intellektuellen Funktionen durchaus in der Form der Phantasiethätigkeit sich vollziehen.“ Des Künstlers Thätigkeit ist ein Denken in Bildern und Symbolen: darum müssen wir uns bemühen, seine Schöpfungen sinnend aufzufassen d. h. das Denken in Bildern und Symbolen nachzuschaffen, aber nicht logisch klügelnd zu zergliedern. In dem Maße, da es uns gelingt das geistige Nachschaffen zu vollziehen, sind wir imstande das Kunstwerk verständnisinnig zu genießen. Durch das Herausklügeln eines sogen. „Grundgedankens“ oder einer „Grundidee“ gerät man in den gefährlichen Irrtum der gelehrten Litterarhistoriker, Kunstwerke der Dichtkunst wie wissenschaftliche Leistungen zu betrachten.*)

Eine besondere Schwierigkeit bereitet die Behandlung der philosophischen Sinngedichte. Hier gilt es, den künstlerischen Wert klar zu machen, zu zeigen, daß diese Gedichte nicht philosophische Abhandlungen, sondern Kunstwerke sind. Es wäre darum sehr thöricht, aus Schillers Gedicht „Das Eleusische Fest“ (Windet zum Kranze die goldenen Ähren) einen Aufsatz bilden zu lassen, der das Thema „Über den Segen des Ackerbaues“ bearbeitet. Wilhelm Wundt sagt (T. II, S. 427): „Die philosophische Analyse der höheren ästhetischen Gefühle hat hauptsächlich zwei Aufgaben. Sie muß 1. Rechenschaft geben über die Art der Verbindung der einzelnen Ge-

*) Ich hatte einst aus den verschiedenen Werken der Ausleger, aus ihren „Erläuterungen“ und „Kommentaren“ eine Menge solcher „Grundgedanken“ zusammengestellt und gab sie bei Gelegenheit einigen fein gebildeten Freunden zum Besten. Es handelt sich dabei um die edelsten Gedichte von Schiller, Goethe, Uhland. Meine Freunde glaubten allen Ernstes, Citate aus dem Witzblatte „Ulk“ zu vernehmen.

fühlsformen zu einem **ästhetischen Totalgefühl;** sie muß 2. den nähern Grund zu ermitteln suchen, aus welchem die ästhetischen Elementargefühle sich vorzugsweise zu Trägern der gesamten ästhetischen Wirkung eignen."

Wenden wir dies Wort auf die Behandluug des „Eleusischen Festes" an! Das ästhetische Totalgefühl ist als Wirkung des ganzen Gedichtes eine weihevolle Stimmung, wie wir sie bei einem großen unter frommen Gebräuchen vollzogenen Erntedankfest fühlen. Die Kunst des Lehrers hat die Zöglinge durch geschickt gestellte Fragen und durch Erinnern an solche oder ähnliche Feste, bei denen die heranwachsenden Kinder ähnliche weihevolle Stimmungen wirklich gefühlt haben, in das Verständnis der Hauptwirkung des ganzen Gedichtes einzuführen. Bei gut erzogenen Mädchen gelingt diese Hauptaufgabe zum großen Teil recht gut.

Um die zweite Aufgabe zu lösen gilt es, die Jugend über die Mittel zu belehren, die der Künstler angewandt hat, um jene Totalwirkung zu erzielen. Er hat Ceres an die Stelle unsres gütigen Gottes gesetzt; ihre Handlung, die Belehrung der Menschen, die Befreiung vom Aberglauben, von der tierischen Rohheit, der Wildheit durch den Segen des Ackerbaues giebt dem ganzen Gedichte die innere Einheit; ihre Beweggründe (göttliche Milde, göttliches Erbarmen) geben der That die echte Weihe, begründen die Festfreude. Durch den Kunstgriff, auf der gütigen Ceres Fürbitte die Beglückung der Menschen durch die verschiedenen hilfreichen Götter ausführen zu lassen, wird jeder einzelne Gedanke, den eine Schilderung vom Segen des Ackerbaues erfordert, durch plastische Gestalten voller Leben und Schönheit in Handlung verwandelt. (S. Lessings: Laokoon.) Wenn der Lehrer so über die Mittel zur ästhetischen Totalwirkung belehrt, wenn er in dieser Weise die Schüler anleitet, „in die Werkstätte des Dichters zu steigen" und die Beziehungen zwischen der Form und dem Gemütsleben des Hörers erforschen zu lernen: dann darf er sich Meister nennen; dann hat er seine Besprechung nach den Regeln der Unterrichtskunst gegeben, und ein guter Erfolg wird darnach nicht ausbleiben.

„Wenn dies ästhetische Totalgefühl" sagt Wilh. Wundt „verloren geht, so verdrängt ein Gefühl das andere und es kann nur noch Affekt, sinnliche Erregung oder intellektueller Genuß stattfinden." Am häufigsten werden diese herrlichen philosophischen Gedichte unsres Schiller dazu benutzt, um nur den Geist zum Denken anzuregen, intellektuellen Genuß zu erzielen. Man destilliert aus ihnen Themata zu deutschen Aufsätzen. Es dürften wenige höhere Schulen zu finden sein, in denen der Aufsatz „Über den Segen des Ackerbaues" nach Schillers Gedicht „Das Eleusische Fest" nicht wiederholt gegeben worden wäre! Solch eine Besprechung, solch eine Zerpflückung der

herrlichen Kunstwerke, solch eine Anleitung zum oberflächlichen, mangelhaften nur stofflichen Genuß darf man mit Fug und Recht als eine Versündigung am Geiste unsres edeln großen Schiller und an der Würde aller echten Dichter bezeichnen. Halten's zu Gnaden! Der Unterricht über diese Gedichte darf und soll nicht in stümperhafter, kläglich pfuschender Weise erteilt werden. Es ist unsre Herzensfreude durch dies auf langjährigen sorgfältigen Studien und Übungen beruhende Werk dazu beizutragen, daß jeder ernst denkende und strebende Lehrer durch wahrhaft kunstgerechte Belehrung der deutschen Jugend wenigstens dem genialen Lieblingsdichter unsres Volkes gerecht werden kann. Statt einer stümperhaften Besprechung gebe man gar keine und lasse die Gedichte lediglich durch sich selbst wirken. Sie sind an Geist so reich, an Schönheit so mächtig, daß auch beschränkte Gemüter daraus immerhin irgendwelchen Nutzen ziehen, irgend etwas Gutes oder Schönes mit ihrem Geiste assimilieren können. Man sorge dann nur dafür, daß alle Gedichte sehr sorgfältig wortgetreu auswendig gelernt und mit guter Betonung deklamiert werden.

Wir beginnen unsre Besprechungen mit Erläuterungen über die erzählenden Lieder (Balladen); denn sie sind am leichtesten zu verstehen und zu genießen. Darauf sollen die einfachern und darnach die erhabenen Sinngedichte, die philosophischen, folgen.*)

---

1. Der Kampf mit dem Drachen.

Wie in der Einleitung hervorgehoben wurde, handelt sich's bei diesem erzählenden Liede darum, den Schülern und Schülerinnen den sittlichen Wert der vorgeführten Thaten klar zu machen, sie über die Haupteigenschaften, den Charakter, d. h. das Wesen, den Willen der handelnden Personen und deren Gesinnungen**) zu unterrichten.

Nachdem der Lehrer das Gedicht Strophe für Strophe im Zusammenhange ohne Unterbrechung so schön wie möglich vorgetragen hat, folgen die nötigen Sacherklärungen. Man gebe sie kurz in zusammenhängendem Vortrage. Wie in der Geschichtsstunde werden Namen und Jahreszahlen, sowie ungewöhnliche Ausdrücke vorher an die Wandtafel geschrieben; wenn es nötig

---

*) Von den erzählenden Liedern werde ich den „Taucher" weglassen, von den philosophischen „Das Lied von der Glocke", denn die Lektionen über diese Gedichte stehen bereits in der 2. Auflage meiner „Lehrkunst" (bei Jul. Klinkhardt).

**) Die Gesinnung nennt Schiller im „Wallenstein" „des Menschen Kern, aus dem sein Wollen und sein Handeln entspringt". Aus der Gesinnung stammen die zu Thaten treibenden Ideen; sie leitet uns an, auch fremde Ideen anzunehmen und unser Thun und Lassen auch nach ihnen zu regeln.

ist, wird wohl auch eine kleine geographische Zeichnung entworfen. Man kann nie genug Wiederholungen anstellen!

Vortrag: Die Handlung spielt auf der Insel Rhodus, in der Nähe der Südwestküste von Kleinasien, zur Zeit als der Johanniterorden von der Insel Besitz genommen hatte. Dieser geistliche Ritterorden war in Jerusalem kurze Zeit vor dem ersten Kreuzzuge (1048) gestiftet worden und hatte sich's zur Pflicht gemacht, kranke arme Pilger zu verpflegen. Deshalb nannten die Mitglieder sich auch Hospitalbrüder. So wird's verständlich, daß der Ordensmeister, wie es hier heißt, im Kloster die „Ritter des Spitals“ zum Rate versammelt. Da der Orden die Insel Rhodus 1309 eroberte, so mag man als Zeit der Handlung die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts annehmen. (Wiederholung.)*)

L. Der Held der Erzählung hat einen Drachen, einen Lindwurm getötet, und das Land von einer schweren Plage befreit; denn nach dem Ausspruche des froh erregten Volkes hat das Untier Hirt und Herden verschlungen und ist der Schrecken der Insel gewesen.

Nach der alten Sage hatte solch ein Ungeheuer die Gestalt eines mächtigen Krokodils; die Füße waren mit Krallen bewehrt; den langen, schuppigen Schwanz konnte es wie die Schlange ihren Leib zusammenringeln, beim Kampfe um Roß und Reiter schlingen. Unser sagenhafter deutscher Held Siegfried erschlägt einen feuerspeienden Drachen mit riesigen Fledermausflügeln. (Wiederholung.)

L. Der Sieger spricht von Helden, die „zu der Götter Glanz und Ruhm erhob das blinde Heidentum.“ Er denkt dabei an die Heroen oder Halbgötter der alten griechischen Sage. Der Heros Herkules befreite seine Mitbürger von der schrecklichen Lernäischen Schlange, von dem furchtbaren Nemeischen Löwen; der Heros Theseus besiegte und erschlug auf der Insel Kreta in den Irrgängen des Labyrinthes das Ungeheuer „Minotaurus“, um seine dem Tode geweihten Gefährten zu retten; der Heros Perseus setzte sein Leben ein, um die Königstochter Andromeda an der Küste von Phönizien vor dem Tode durch ein Seeungeheuer zu bewahren. Diese Helden ließen sich, wie der Dichter sagt, ihr Blut nicht dauern. (Wiederholung.)

Nach diesen kurzen wie hier im Zusammenhange gegebenen Belehrungen veranlasse man die Kinder, sich die Haupthandlung, den Kampf mit dem Drachen, nach allen Seiten hin klar vorzustellen. Dazu sind einige Fragen notwendig. Man wähle sie so, daß die Antwort in Form einer kleinen Erzählung gegeben werden muß.

---

*) Man unterlasse es in Oberklassen nie, die Zöglinge an zusammenhängende freie Vorträge zu gewöhnen. Kleine Ausarbeitungen, die in den deutschen Stunden „auf Hause“ aufgegeben werden, möge man stets auch als freie Vorträge fordern.

L. Der Dichter schildert uns, wie das Volk in der Stadt Rhodus sich zusammenrottet, wie es bei einer Feuersbrunst wild schreiend durch die Straßen rennt. Beschreibt mir die Veranlassung dazu.

K. Ein junger Ritter hat den Schrecken der Insel, den Lindwurm, getötet und läßt das Ungeheuer hinter seinem Rosse her durch die Straßen bis nach dem Kloster schleppen, um dort sich dem Ordensmeister vorzustellen und über seine That zu berichten.

Der Lehrer halte darauf, daß die Antwort in dieser Vollendung gegeben werde. Er wird zu diesem Zwecke einiger Nebenfragen bedürfen.

L. Denkt euch im Kloster einen mächtigen Saal. Auf einem erhöhten Raume am Ende desselben sitzen die zum Rate versammelten Ritter, an ihrer Spitze der Ordensmeister. Das Volk ist in den Saal gedrungen und hat den weiten Raum bis zu den Stufen angefüllt, die auf den erhöhten, mit einem Geländer versehenen Platz führen. Somit kann jeder hören, was der junge Ordensritter seinem Meister erzählt und zugleich sehen und hören, wie dieser Gebieter die Erzählung aufnimmt. Wiederholt diese Darstellung!

L. Bevor wir besprechen, in welcher Weise der junge Held vom Ordensmeister empfangen und behandelt wird, wollen wir uns den Kampf selbst vorführen. Zunächst die Vorbereitung dazu. Weshalb hatte er Ursache, sehr vorsichtig zu handeln?

K. Fünf der besten Ritter waren im Kampfe mit dem Lindwurm untergegangen.

L. Zu welcher Eigenschaft mußte er deshalb neben Tapferkeit seine Zuflucht nehmen? (W. E. im Kampfe anwenden, da Tapferkeit allein nicht ausreichte?)

K. Zu List und Klugheit.

L. Die klug gewählten Vorbereitungen konnte er auf der Insel nicht ausführen, ohne seine Absicht zu verraten. Er nimmt daher Urlaub, um in der fernen Heimat unbeobachtet handeln zu können. Beschreibt mir seine Vorbereitungen!

K. Er läßt durch einen Künstler aus Holz das Bild eines Drachen anfertigen, hetzt zwei mächtige Doggen täglich an das Holztier am Bauche zu packen und spornt sein Roß, um es an den Anblick des Ungeheuers zu gewöhnen.

L. Durch welche Vorsicht war es ihm möglich geworden, das Tier nach Gestalt und Farbe dem Künstler genau zu beschreiben?

K. Er hatte es auf der Insel aus sicherm Verstecke genau beobachtet.

L. Beschreibt mir den Drachen! (Es geschieht.)

L. Warum lehrt er die Hunde, das Tier von der Seite anzufallen und beim Bauche zu packen? (Macht mir's klar, daß er bei der Abrichtung der Hunde kluge Vorsicht zeigt!)

L. So vorbereitet eilt der Held nach Rhodus zurück und unternimmt den Kampf. (Beschreibt den Schauplatz! die fromme Vorbereitung! Beschreibt den Anfang des Kampfes bis zum Augenblicke der höchsten Gefahr! Beschreibt die Retttung und den Ausgang!)

Da die Kinder alle diese Schilderungen nur mangelhaft geben, so ist es des Lehrers Pflicht, sie zuletzt im Zusammenhange musterhaft vorzutragen und diesen Vortrag von den besten Schülern oder Schülerinnen wiederholen zu lassen. Diesen Mustervortrag mag man als Thema zu einem deutschen Aufsatze geben und danach fordern, daß jedes Kind sich nach dem Niedergeschriebenen zu freiem mündlichem Vortrage vorbereite.*) Der Mustervortrag könnte hier wie folgt lauten:

Der Ritter hatte den Lindwurm aus sicherm Verstecke in der Nähe beobachtet und sich des Tieres Aussehen, die Farbe, den Bau und die Bekleidung der einzelnen Körperteile, sowie deren eigentümliche Bewegungen sorgsam eingeprägt. Das Drachenbild, das der fremde Künstler nach seinen Angaben aus Holz anfertigte, zeigte ein riesiges Krokodil mit langem in Windungen gerollten Schwanze. Der Leib ist am obern Teile mit Hornschuppen bedeckt, dunkelgrau, ruht auf 4 kurzen mit Krallen bewehrten Eidechsenfüßen. Der aufgesperrte blutrote Rachen hat furchtbare Zähne. Die ganze Unterseite ist von den Vorderfüßen ab mit weicher Haut bekleidet. Das Streitroß und die Hatzhunde, die Tiere, welche bei gefährlichen Jagden dem Menschen unentbehrlich sind, scheuten bei dem ungewohnten, entsetzlichen Anblicke angstvoll zurück. Darum galt es für den Ritter, sie allmählich an den Anblick zu gewöhnen und sie zu lehren, ihm beim Kampfe in der rechten Weise beizustehen. Er spornt sein Roß, bis es mutig auf den Drachen lossprengt; er lehrt die Hunde, das Tier unten am Bauche zu packen und es zu diesem Zwecke von beiden Seiten anzufallen. Nach diesen Vorbereitungen eilt er nach der Insel zurück, um hier den Kampf mit dem wirklichen Drachen auszuführen. Nachdem er oben im Kirchlein gebetet, sich Gottes Schutz empfohlen und seine Waffen angelegt hat, besteigt er das erprobte Roß und nähert sich der Drachenhöhle. Die flinken Hunde jagen das Untier auf, weichen aber schnell zurück, als es den furchtbaren Rachen öffnet, zischend den giftigen Atem ausstößt und „winselnd wie der Schakal heult.“ Nun sprengt der Ritter auf den Lind-

*) Es wäre sehr thöricht, eine Präparation zu freiem mündlichem Vortrage ohne solch eine schriftliche Ausarbeitung zu fordern. Es ist das Kennzeichen eines Stümpers oder Anfängers in unsrer Kunst, von den Zöglingen zu verlangen, „daß sie sich auf das in Geschichte, in Geographie, in Naturgeschichte oder Litteraturgeschichte in der Stunde Vorgetragene zu Hause zu präparieren haben“. Wenn solch ein Herr während dieser Vorträge noch „Nachschreiben“ oder „Notizen machen“ verlangt, so verdient er, sehr ernst getadelt zu werden.

wurm los und sucht ihn durch einen kräftigen Wurf mit dem Jagdspeere zu durchbohren. Aber der Speer prallt vom Schuppenpanzer ab, und ehe er eine bessere Stelle ausspähen kann, bäumt sich das entsetzte Roß und zwingt ihn, abzusteigen. Er zieht das Schwert und sucht mit mächtigen Hieben das Tier zu verwunden. Aber auch die Schwerthiebe treffen nicht tödlich, so daß das Untier Zeit gewinnt, den Ritter mit dem Ringschwanze zu Fall zu bringen. In diesem gefährlichen Augenblicke werfen sich die erprobten Doggen von beiden Seiten auf den Drachen und beißen sich im weichen Fell des Bauches fest. Dadurch gewinnt der Held Zeit, sich zu erheben, die tödlichste Stelle auszuspähen und dem Tiere das Schwert in den Leib bis durchs Herz zu stoßen. Er wird dabei von der Last des sterbend hinsinkenden Untiers so schwer bedrückt, daß ihm die Sinne vergehen. Aber die herbeieilenden Knappen befreien ihn, und die Freude über den errungenen Sieg giebt ihm in der freien Luft gar bald seine frühere Stärke und Frische wieder.

Nach diesem im wesentlichen nur vorbereitenden Unterricht beginnt der schwierigste Teil unsrer Aufgabe: die Belehrung über den sittlichen Wert der vorgeführten That, über die Gesinnung, die Ideen, die den Helden dazu getrieben haben und sein Handeln dem Ordensmeister gegenüber bestimmen.

Wer diesen schwierigsten Teil seiner Aufgabe als echter würdiger Lehrer, als praktischer Künstler ausführen will, hat vorher das gestellte Thema sich selbst goldklar in allen Einzelheiten zu erörtern und sich die einzelnen Teile genau zu merken.*) Denn nur unter dieser Vorbedingung ist es möglich, die Kinder mit Hilfe der Fragekunst anzuleiten, diese Erörterungen leicht zu begreifen und die Resultate als Gewinn der ganzen Belehrung in das Gedächtnis und das Gemüt aufzunehmen.

---

*) Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß eine solche Vorbereitung große Mühe macht. Um über Schillers Gedichte in dieser kunstgerechten Weise unterrichten zu können, habe ich für jedes seiner lyrischen und jedes seiner dramatischen Gedichte besondere schriftliche Ausarbeitungen gemacht. Erst nach jahrelangen schriftlichen Vorbereitungen ist's mir gelungen, mich so zu üben, daß ich mich jetzt auf die Behandlung ähnlicher Dichterwerke in den Oberklassen unsrer höhern Töchterschule nur mündlich vorzubereiten brauche Aber man irre sich doch ja nicht! Solche schriftliche Vorbereitungen sind für jeden tüchtigen Lehrer des **Deutschen** Jahre und Jahre hindurch **unerläßlich.** Wer diese Mühe scheut, bleibt bei diesem Unterricht sein Leben lang ein Pfuscher, mindestens ein Stümper, mag er seminarisch oder akademisch gebildet sein. „Vor alles Gute und Große", sagt schon der alte Grieche Hesiod, „setzen die Götter den Schweiß und die mühevolle Arbeit!"

Ausarbeitung des Lehrers.

Durch das Gespräch zwischen dem Ritter und dem Ordensmeister wird der Charakter des jungen Helden klar enthüllt; seine That wird wie die eines Angeklagten durch ein strenges Verhör sorgfältig beleuchtet. Der Ordensmeister zollt dem bewiesenen kühnen Mute volle Anerkennung; dann aber fragt er mit strengem Blicke:

„Doch sprich, was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"

Als der Jüngling mit edlem Anstande antwortet, diese Pflicht sei der Gehorsam gegen das Ordensgesetz, ertönt aus des Gebietigers strengem Munde sein Verdammungsurteil.

„Diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Mut gewaget."

Der Eindruck dieser ernsten und strengen Worte betrübt uns um so tiefer, je zuversichtlicher wir hofften, unsern Liebling geehrt zu sehen. Und doch dürfen wir dem Richter nicht Unrecht geben; denn die Heiligkeit des Gesetzes darf durch niemand in der Welt angetastet werden. Der edle, die Welt erhaltende Bau der sittlichen Einrichtungen kann uns Menschen nur bei solcher Strenge zum Heile gereichen. Diesen heiligen Sittengesetzen gegenüber giebt es keine Ausnahmestellung; ihnen soll selbst der Begabteste und Größte sich mit Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung willig unterordnen.

Der Jüngling bittet auf diese Anklage um Gehör. Die nun folgende Verteidigung macht uns mit den Beweggründen bekannt, die ihn zum Handeln getrieben haben. Sie entspringen aus einem Gemüt, das mit heiliger idealer Liebe zu allem Großen, Guten und Schönen erfüllt ist und von den erhabensten aus dieser Liebe stammenden Ideen geleitet wird. Wohl haben „Unmut" über den Tod der fünf wackern Freunde, die dem Drachen zum Opfer fielen, und „Streitbegier", das rücksichtslose kühne Verlangen einer echten Ritternatur nach Gefahren und Kämpfen, bei dem Entschlusse, den Kampf zu wagen, als bedeutende Hebel mitgewirkt. Aber am mächtigsten haben ihn die Ideen getrieben, die dem echten Rittertum des Mittelalters als kategorische Imperative galten. „Du sollst dich der Kirche weihen und die falschen Götter bekämpfen; aber nicht minder bist du verpflichtet, für alle Schwachen, Bedrängten, Unglücklichen mit deinem Herzblute einzustehen."

Der echte Ritter,

„gesandt ist er der Welt zum Retter;
Von jeder Not und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm."

Sein edles Gemüt konnte es nicht ertragen, seine Mitbürger leiden zu sehen und zu thatenlosem Zuschauen verurteilt zu sein. Der Jammer der armen Hirtenfamilien, deren Väter jüngst dem Untier zum Opfer gefallen waren, giebt den Ausschlag: er folgt der mahnenden Stimme seines Herzens und beschließt selbst gegen das strenge Verbot den Kampf zu wagen. Zu seiner Rechtfertigung sagt er sich, daß der Meister dies Verbot nur gegen unbesonnene Tollkühnheit gerichtet haben könne: darum ist er überzeugt, in dem Sinne des Gesetzes zu handeln, wenn er neben Kühnheit „List und klug gewandten Sinn" zu Hilfe nimmt. Dann mag er siegen oder untergehen: er lebt oder stirbt in dem Bewußtsein, recht gehandelt zu haben. Wir Zuhörer zollen diesen Gedanken und Beweggründen vollen Beifall, hören deshalb die Erzählung von der Vorbereitung und dem gefährlichen Kampfe mit herzlicher Teilnahme an und fordern zuletzt, wie die Mitbürger und sogar die Ordensritter verlangen, daß der Meister des Jünglings Heldenstirne mit dem ihm gebührenden Lorbeer krönen solle. Aber der Mensch übersieht in Liebe und Bewunderung nur zu leicht Fehler, die den strengen ganz unparteiischen Richter zwingen, selbst den zu verurteilen, dem sein Herz die höchste Ehre erweisen möchte. Diese Wahrheit wird uns klar, als der Meister das strenge Wort spricht:

„Ein Gott bist du dem Volke worden;
Ein Feind kommst du zurück dem Orden.
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

Es stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Trotz aller Sophismen der Liebe und Bewunderung können wir dem strengen Meister nicht unrecht geben. Wer vermag dem Menschen ins Herz zu schauen?

Es giebt freilich Fälle, in denen es dem wackern Manne zur Ehrenpflicht wird, das vorgeschriebene starre Gesetz zu übertreten; aber

liegt solch ein Fall hier vor? Wir sollen „stets so handeln, daß unsre Grundsätze allgemeines Sittengesetz werden können.“ Hat der junge Ritter so gehandelt? Wenn der versteckte Vorwurf des Meisters auf Wahrheit beruht; wenn der Held dem Streben nach eitelm Ruhm, nach Abenteuern, nach Volksgunst zu sehr Raum gegeben hat, so dürfen wir nicht zögern, selbst mit der tiefsten Trauer, mit dem innigsten Mitleid im Herzen, dem Meister die Worte der Verurteilung nachzusprechen:

„Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.“

Hier handelt es sich um die **Probe;** sie allein vermag zu zeigen, ob unser Liebling wahrhaft edel und unsrer ganzen Liebe würdig gehandelt habe.

Auf diese Hauptprobe hat der große Dichter den herrlichen Schluß, die Katastrophe, gebaut. Wie die Menge in blindem Wüten tobend ausbricht, um ihrem Lieblinge die Anerkennung mit Gewalt zu verschaffen; wie die Ordensbrüder in Anerkennung der sittlichen Berechtigung des Meisters um Gnade flehen: da übt der Jüngling in echter Bescheidenheit und Selbsterkenntnis die schwerste aller Pflichten aus. Er bändigt den eigenen Willen, und im vollen Bewußtsein der wahren Würde seiner Handlung und zugleich in Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Gesetzes legt er

„still von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht.“

Diese wahrhaft heldenmütige Probe versöhnt uns alle. Wie der bisher so strenge Meister ihn zurückruft und liebevoll umarmt, da wird's in unserm Gemüte hell und warm wie von Frühlingssonnenschein. Wir haben edelstes, herrliches menschliches Thun kennen gelernt und fühlen uns erhoben durch den schönen Gedanken, daß der Mensch fähig ist, nach dem Göttlichen zu streben, und daß es ihm bei wirklich wackerm Streben möglich wird, um des heiligen Ideals willen selbst die schwersten Pflichten zu erfüllen.

Die geehrten Leser werden uns wohl recht geben, daß eine so sorgfältige klare Einsicht in den wunderbar schönen und feinen Bau eines Schillerschen Kunstwerkes nicht durch eine stets nur flüchtige mündliche Vorbereitung erlangt werden kann. Aber es genügt noch nicht, sich durch solch eine sorgfältige Ausarbeitung vorzubereiten. Wir haben dann unsre ganze Kunst aufzubieten, um den Kindern die einzelnen Erkenntnisse mit Hilfe kunstgerecht gestellter Fragen — Anwendung der sokratischen Kunst — so klar zu machen, daß

sie zuletzt im stande sind, die ganze Ausarbeitung so zu wiederholen, als ob sie aus ihrem Geiste erzeugt wäre. Mit Hilfe eines bloßen Vortrags wird man dies Ziel nie erreichen. Vorträge werden recht erfaßt nur von außerordentlich begabten älteren Schülern in den Oberklassen höherer Knabenschulen. Weniger begabte soll und muß man mit Hilfe einer sorgsam geschulten Fragekunst und der echten sokratischen Kunst dazu erziehen.

Für uns handelt sich's hier zunächst darum, den Kindern klar zu machen, weshalb sie beim Anhören des Gedichtes mit dem Volke für den jungen Ritter Partei genommen haben. Sodann hat man ihr Rechtsgefühl, das gar leicht auf Abwege geraten und dem Meister zürnen kann, in die rechte Bahn zu lenken.

L. Die That des Ritters ist euch jetzt klar geworden. Mit welchen Gefühlen wird der Sieger vom Volke empfangen?

K. Mit den Gefühlen der Freude, der Bewunderung, der Liebe.

L. In welchem Verlangen drückt die Menge diese Gefühle aus?

K. In dem Verlangen: „Den kühnen Ritter soll man ehren."

L. Welche Gründe bringen die Leute für diese Forderung vor?

K. Er hat den Drachen getötet, der Hirt und Herden uns verschlungen; er hat mehr geleistet als alle, die vor ihm den Kampf wagten.

L. Welches Gefühl zeigen die Leute bei dem ersten Grunde, den sie anführen?

K. Das Gefühl der Dankbarkeit.

L. Und bei dem zweiten Grunde?

K. Das Gefühl der Bewunderung.

L. Durch welche Worte zeigt der Ritter dem Ordensmeister, daß er diese Dankbarkeit glaubt verdient zu haben?

K.
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht;
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet.
Frei ist dem Wanderer der Weg;
Der Hirte treibe ins Gefilde;
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilgrim nach dem Gnadenbilde."

L. Welche seiner Eigenschaften erkennt der Meister willig an?

K. Seine Tapferkeit und Kühnheit.

L. Durch welchen Vorwurf will er aber den rechten Wert der That vernichten?

K. Durch den Vorwurf, der Ritter sei ungehorsam gewesen, habe die erste Pflicht der Ordensritter frech verletzt.

L. Inwiefern hat der junge Held gegen den Wortlaut des Gesetzes gehandelt?

K. Er hat die That ausgeführt, die der Meister den Rittern verboten hatte.

L. Ihr Kinder sollt anerkennen, daß der Meister in diesem Punkte recht richtete. Der junge Held ist euer, ist unser aller Liebling. Diese Liebe für ihn soll aber unser Urteil nicht irre führen. Er hat in der That gegen das Gesetz gehandelt und ist trotz des glänzenden Sieges doch strafbar. Denn das Gesetz ist heilig. Der glückliche Ausgang des Kampfes, der Erfolg, kann allein die That nicht rechtfertigen. Napoleon Bonaparte besiegte mit Erfolg unsre deutschen Fürsten und nahm ihre Länder in Besitz. Aber trotz dieses Erfolges bleibt er ein ungerechter Thronräuber und frevelhafter Tyrann. Er ließ den edeln Andreas Hofer erschießen. Trotz des mangelhaften Erfolges, den der Tyroler Aufstand hatte, ist und bleibt Andreas Hofer ein Held und Märtyrer und Napoleon sein frevelhafter Mörder. Wiederholt diesen Vortrag.

Wenn die Kinder sich ungelenk zeigen, soll der Lehrer diesen Vortrag noch einmal und noch einmal geben, bis er seinen Zöglingen geläufig wird. Diese ernste sittliche Lehre, daß der Erfolg nicht den Wert der That rechtfertige, kann der Jugend nicht eindringlich genug zu Gemüte geführt werden. Hier ist des Lehrers kurzer Vortrag an der rechten Stelle.*)

L. Der Ritter erhält das Wort zu seiner Verteidigung. Ihr kennt bereits den Inhalt seiner Erzählung. Er weiß sehr wohl, daß er gegen das Gesetz gesündigt hat; und doch spricht er sich selber von der Schuld frei. Auf welches Bewußtsein gründet er diese Freisprechung?

K. Auf das Bewußtsein, den Sinn und Willen des Gesetzes treulich erfüllt zu haben.

L. Dem Wortlaute nach war der Kampf ganz verboten worden. Welche Gründe mochten den Meister zu dem Verbote bewogen haben?

K. Er meinte, den Drachen könne niemand erlegen, und wollte den Orden nicht durch unnütze Opfer schwächen.

L. Weshalb darf man annehmen, daß er dabei an die Hauptaufgabe des Ordens, an den Kampf gegen die Ungläubigen, gedacht habe?

K. Diese Hauptaufgabe, der Kampf gegen die Ungläubigen, konnte bei größern Verlusten von Rittern nicht durchgeführt werden.

L. Wie hatte sich demgemäß der Ritter „des Gesetzes Sinn und Willen" ausgelegt?

K. Er hatte sich gesagt, daß der Meister nur den thörichten, unbesonnenen Kampf verboten habe.

---

*) Der rechte Lehrer soll genau wissen, wo er zu fragen, zu entwickeln, mit Hilfe der sokratischen Kunst das rechte Verständnis zu vermitteln, und wo er vorzutragen hat. Hier giebt der Vortrag die nötigen allgemeinen Wahrheiten für die spätern Schlüsse.

L. Inwiefern meinte er das Gesetz erfüllt zu haben?

K. Insofern, als er nicht unbedachtsam handelte, sondern „List und kluggewandten Sinn" anwandte.

L. Welche Erwägungen bestärkten ihn in seinem Vorhaben?

K. Der Ritter ist aller Welt zum Retter gesandt. Er hat nicht nur die Ungläubigen, sondern alle Feinde der Menschen zu bekämpfen. „Von jeder Not, von jedem Harm befreien muß sein starker Arm."*)

L. Diese Meinungen über höhere sittliche und fromme Pflichtgebote nennen wir höhere Ideen. Jede solche Idee beginnt als ein heiliger, innerer, göttlicher Befehl mit der Forderung: „Du sollst!" Kleidet diese höhere Idee des edeln Ritters in solche Befehle!

K. Du sollst die Religion gegen die Feinde des Glaubens beschützen! Du sollst dem Schwachen beistehen gegen Not und Gefahr! Du sollst dein Vaterland und dein Volk selbst mit Gefahr deines Lebens von Bedrückern befreien!

L. Es sind die höchsten Ideen des echten edeln Rittertums. Welches Wort des jungen Helden beweist uns, daß er von diesen Ideen zum gefahrvollen Kampfe getrieben wurde?

K. Das Wort: „Heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz.
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten."

L. Welcher Ausspruch beweist uns, daß diese Ideen ihn mächtiger getrieben haben, als der Gehorsam gegen das Verbot des Meisters?

K. Er erklärt, nur von seinem Herzen Rat genommen und darnach die That beschlossen zu haben.

L. Es giebt in der That Fälle, in denen edle Menschen sich gezwungen sehen, „nur von dem Herzen Rat zu nehmen," in denen sie es als Ehrenpflicht betrachten, das starre Gesetz zu übertreten. Denkt an den edeln preußischen Feldherrn, den General York von Wartenburg, der „eiserne York" genannt. Beim Abschlusse der Konvention mit den Russen zu Tauroggen handelte er gegen seines Königs Befehl; denn er war an die Spitze des preußischen Heeres gestellt worden, um mit Napoleon gegen die Russen zu kämpfen. Welche Gründe bewogen ihn, „nur von seinem Herzen Rat zu nehmen?"

K. Er wollte sein Vaterland vom französischen Joche befreien und darum sein Heer erhalten, um es später gegen Napoleon führen zu können. (Wenn die Kinder hier stocken, so hat der Lehrer die Antwort selbst zu geben.)

L. Er wußte wohl, daß seine That eine sehr bedenkliche war. Auf welche Folgen mußte er für seine Person sich gefaßt machen?

---

*) Hier wird man noch Nebenfragen anwenden müssen.

K. Er mußte erwarten, vor ein Kriegsgericht gestellt und verurteilt zu werden.

L. Er hat mit vollem Ernst dieses Schicksal erwartet; denn als die Offiziere ihm in Tauroggen begeistert dankten, sagte er: „Ihr jungen Leute habt gut reden; aber mir altem Manne wackelt der Kopf auf den Schultern!" Seine spätere Heldenlaufbahn hat ihn zu Ehren gebracht und seine That sowie seinen Charakter mit gerechtem Ruhme bedeckt. Übertragen wir dies Beispiel auf unsern Ritter! Er erklärt, durch die echten Ideen der Ritterpflicht zur That getrieben zu sein. Aber, wer vermag den Menschen ins Herz zu schauen? Welche Beweggründe haben ihn nach seiner eignen Erklärung daneben noch aufgestachelt?

K. Unmut und Streitbegier.

L. Beweist mir aus seinen Worten, daß diese Reizungen sehr stark gewesen sein müssen!

K. Er hat selbst im Traume beständig mit dem Drachen gekämpft.

L. Wie leicht konnten sich zu diesen Reizungen noch andre Beweggründe gesellen, die durchaus tadelnswert sind! Nennt mir dieselben nach den Worten des Meisters.

K.

„Ein Gott bist du dem Volke worden;
Ein Feind kehrst du zurück dem Orden.
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war."
(Es folgen die andern Worte.)

L. Nennt die schlimmen Beweggründe, die der Meister ihm in diesem Tadel vorwirft, in kurzen Worten!

K. Widerspenstigkeit, Zuchtlosigkeit, Eitelkeit, Ruhmbegier, die Lust an Abenteuern, das Streben nach Volksgunst. (Hier wird man Nebenfragen stellen und die Kinder darnach anhalten müssen, diese Eigenschaften im Zusammenhange zu nennen.)

L. Ob der Jüngling diesen Tadel verdient, oder ob er von dieser Schuld freigesprochen werden darf, vermag nur eine Probe zu zeigen. Nehmt an, er hätte wirklich aus eitelm Streben nach Ruhm und nach Volksgunst gehandelt: in welche Gemütsstimmung würden dann die Worte des Meisters ihn versetzt haben?

K. In Zorn, Unmut, Trotz, Haß.

L. Die Menge bricht tobend aus, sie will für ihn bitten, ja für ihn kämpfen. Zu welch einem Schritte hätte ihn bei jener schlechten Gesinnung das Bewußtsein der Volksgunst leicht verleiten müssen?

K. Zu offenem Trotz, zur Empörung gegen den Ordensmeister.

L. Der „eiserne", edle York schrieb im Bewußtsein seiner wackern und großen, heldenhaften Handlungsweise an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen: „Ich lege meinen Kopf Ew. Majestät zu Füßen." Durch welche Handlung rechtfertigt sich unser Held?

K. Er legt still von sich das Gewand und küßt des Meisters strenge Hand und geht.

L. Er bändigt den eignen Willen, er übt die schwerste aller Pflichten, die Selbstbeherrschung, aus. Inwiefern liegt in dieser Handlung die Probe seiner wahrhaft edeln Gesinnung.

K. Insofern, als nur ein wahrhaft bescheidener, heldenhafter und edler Jüngling sich in dieser Lage selbst beherrschen kann. (Hier werden Nebenfragen nötig werden. Aber man mag hier die Geister der besten Schüler prüfen!)

L. Durch welche That zeigt der Meister, daß er diesen Schritt in vollem Maße würdigt?

K. Er ruft ihn liebend zurück und nimmt ihn wieder in die Ordensgemeinschaft auf.

L. Inwiefern söhnt uns dieser Schritt mit dem Meister trotz dessen Strenge ganz aus?

K. Wir erkennen, daß er bei dieser Strenge den Jüngling nur hat sorgfältig prüfen wollen.

L. Diese allgemeine Versöhnung und das schöne Bewußtsein, hier edelstes menschliches Thun kennen gelernt zu haben, bildet in dem herrlichen Kunstwerke den meisterhaft schönen Schluß.

Nach diesen erläuternden, zum Nachdenken und scharfen Eindringen anregenden Fragen mag der Lehrer erst die einzelnen Teile des Verhörs im Kloster, die Vorwürfe des Meisters, die Rechtfertigung des Jünglings, die Probe sich von den Kindern nebst der begründenden Erläuterung wiederholen lassen und zuletzt den ganzen Vortrag im Zusammenhange fordern. Wenn er ihn vorher in der oben gegebenen sorgfältigen Ausführung als Muster vorträgt, so werden selbst die mäßig begabten Kinder ihn gut zu wiederholen vermögen und durch diese Wiedergabe, namentlich bei schriftlicher Darstellung sicherlich beweisen, daß sie die Thaten und die Charakterzüge der handelnden Personen ihrem wahren Werte nach mit gesichertem Verständnis aufgefaßt haben. Die rechte Freude an der wunderschönen Form wird sich dann von selbst einstellen und mit den Jahren immer reiner und erhebender werden.

---

2. Der Graf von Habsburg.

Vorbereitung des Lehrers.

Dies herrliche Gedicht entstand 1803 während der Vorstudien zum „Wilhelm Tell"; 1804 erschien es im „Taschenbuch für Damen". Der wunderbar leichte und anmutige Fluß der Verse zeugt von vollendeter Kunstfertigkeit.

Wie bei allen seinen erzählenden Gedichten hat Schiller den Stoff mit dramatischer Kunst verarbeitet, hat das epische Kunstwerk zu einem kleinen Drama gestaltet, und demgemäß unser Interesse einheitlich an die Person des Haupthelden, des neu erwählten Kaisers, geknüpft. Da Rudolf von Habsburg, der Held, nicht handelnd auftritt; da nur sein Krönungsfest in Aachen beschrieben wird: so war dieser feine Kunstgriff geboten, um die Einförmigkeit einer Beschreibung zu beseitigen und nach Lessings Hinweis auf das Muster des alten Homer „die Beschreibung in Handlung zu verwandeln." (S. Lessings „Laokoon".)

Der Anfang bringt eine kurze Beschreibung des Krönungsmahles im Kaisersaal zu Aachen; auch den Hinweis auf die Gründe, die das vom Balkone zuschauende Volk bei diesem Feste so sehr freudig bewegen. Dann setzt sofort die Handlung ein. Der Kaiser ergreift den goldnen Pokal und hält eine kurze Ansprache. Seine Worte enthüllen uns zwei herrliche Eigenschaften: er ist von jeher ein Freund der edeln Dichter gewesen, die ihm „göttlich erhabene Lehren gespendet", und zugleich der edeln Sänger, die ihm „durch süßen Klang die Brust bewegt haben." Er gehört mithin zu den feinen Gemütern, die den Glauben haben, daß die Kunst die Menschen veredle, und so erregt seine Forderung in uns die frohe Hoffnung, daß er während seiner Regierungszeit Künste und Wissenschaften in seinen hohen Schutz nehmen und fördern werde. Auf sein Geheiß tritt der Sänger vor, und bittet um Weisung, welches Lied er als des hohen Festes würdig singen solle. Die Antwort des Kaisers zeigt uns seinen fein gebildeten Geist, sein feines Verständnis für das Wesen der echten Kunst und für das göttliche Talent des Künstlers. Die nun folgende in Liedform gegebene Erzählung enthüllt uns des neuen Herrschers herrlichste Eigenschaften; denn der edle Graf, von dem die Erzählung berichtet, ist der Kaiser selbst. In der hier geschilderten Weise hat er einst seine echte Frömmigkeit, seine Demut, seine Menschenfreundlichkeit, Milde und Freigebigkeit bewiesen. Um uns darüber volle Gewißheit zu geben, hat Schiller mit feinem Kunstgriff den Sänger zu dem Priester gemacht, dem einst der Kaiser die geschilderten Dienste erwiesen. Der Herrscher erkennt die Züge des Alten, und ergriffen von Ehrfurcht vor dem Walten der göttlichen Liebe, „welche die Geschicke der Menschen lenket wie Wasserbäche," birgt er sein Antlitz „in des Mantels pur-

purnen Falten.“ Seine Thränen geben dem freudig erregten Volke die Gewißheit, daß nach der langen, schrecklichen, kaiserlosen Zeit ihm jetzt ein Herrscher gegeben sei, dem sie mit vollem Herzen vertrauen, den sie verehren und lieben dürfen.

Dieser Darstellung gemäß ist's des Lehrers Aufgabe, durch die Besprechung alle die hier genannten Eigenschaften des Grafen von Habsburg klar zu machen und die Zöglinge anzuleiten, diesen Mann zu verehren und zu lieben. Sie werden, so angeleitet, diese Liebe und Verehrung unbewußt auch auf ihren eignen fürstlichen Herrn und Landesvater übertragen; denn Schiller hat hier wieder den Stoff fein idealisiert, d. h. mit den Ideen durchwoben, die das Volk mit der Person seines Herrschers, mit der „heiligen Macht des Königtums“ verknüpft*) und somit das Gefühl aller Leser oder Hörer „zu seiner idealischen Allgemeinheit erhoben.“

Ausführung.

L. Der Dichter führt uns in den Krönungssaal der alten Kaiserstadt Aachen, zum Krönungsfeste des deutschen Kaisers Rudolf von Habsburg. Er wurde im Jahre 1273 von den 7 Kurfürsten zum Könige von Deutschland gewählt. Mit Recht nennt ihn der Dichter anfangs König; denn den Titel „Kaiser“ erhielten die deutschen Könige damals nur dann, wenn sie in Rom vom Papste zu Kaisern des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ geweiht und gekrönt worden waren. (Wiederholung.)

L. Der Dichter spricht hier von den 7 Wählern und führt sie uns als Diener des gekrönten Herrschers vor. Diese 7 Wähler wurden fest erst im Jahre 1356 durch das Reichsgesetz bestimmt, das die „Goldene Bulle“ genannt wird. Bulle bedeutet ein vom Papste an alle katholischen Christen erlassenes Gesetz. Das oben genannte Reichsgesetz wurde von dem angehängten, in goldene Kapsel eingeschlossenen Siegel die „Goldene Bulle“ genannt. Die so bestimmten Wähler, die Wahl- oder Kurfürsten waren 1. der Erzbischof von Mainz, 2. der von Trier, 3. der von Köln, 4. der Pfalzgraf bei Rhein, 5. der Kurfürst von Sachsen, 6. der Kurfürst (frühere Markgraf) von Brandenburg und 7. der König von Böhmen. Wenngleich sie erst durch die „Goldene Bulle“ zu Kurfürsten gemacht wurden, so haben sie doch thatsächlich schon 1273 das Wahlrecht ausgeübt.

(Die Namen und Daten sind an die Wandtafel zu schreiben und zum Lernen aufzugeben. Vor der Besprechung des Gedichtes müssen die Zöglinge mit diesen Einzelheiten ganz vertraut sein.)

---

*) S. darüber A. Goerth: Das Studium der Lyrik (Leipzig bei Julius Klinkhardt, 1882), S. 219 u. f. f.

L. Durch welche Einrichtung wurde dies Krönungsmahl dem Volke zugänglich gemacht?

K. Es durfte vom Balkone im Saal zuschauen und seine Freude durch jauchzende Zurufe beweisen.

L. Um die Freude des Volkes bei diesem Feste recht zu verstehen, müssen wir die vorangegangenen 23 Jahre geschichtlich betrachten. Der Dichter weist darauf hin, indem er sagt:

„Denn geendet nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden."

Diese schreckliche Zeit hatte mit dem Tode Friedrichs II. von Hohenstaufen 1250 begonnen. In diesen 23 Jahren waren die Ritter Raubritter und Wegelagerer geworden und hatten die Bürger, die Armen und Schwachen mit roher Gewalt unterdrückt und geplündert. Es war die Zeit des Faustrechts. Recht konnte niemand erhalten, der nicht zugleich durch Macht sich's selbst zu verschaffen vermochte. (Wiederholung.)

L. Das Volk jauchzt dem neuen Kaiser zu. Es sieht ihn würdevoll im Purpurmantel, in seiner Kaiserpracht an der Krönungstafel sitzen. Man beobachtet ihn scharf; denn man will wissen, ob er der rechte Herrscher sein werde. Da wird's still im weiten Festraum: der Gewaltige ergreift den goldnen Pokal und spricht einen Wunsch aus. Welches Verlangen richtet er an seine Umgebung?

K. Man solle ihm einen Sänger holen, der soll ihm mit süßem Klang und mit göttlich erhabenen Lehren die Brust bewegen.

L. Gesang und Dichtkunst gehören zu den edelsten Künsten. Um sie recht zu lieben, muß man ein feines Gemüt, einen feinen Sinn für das Edle und Schöne besitzen. Durch welches Wort zeigt der Kaiser, daß diese Liebe bei ihm tief und wahr sei?

K. Er sagt, er habe es so von Jugend an schon als Ritter gehalten und wolle als Kaiser diese edeln Künste nicht entbehren.

L. Welche Eigenschaften enthüllt er durch dies Thun und Sprechen seinem Volke?

K. Ein feines Gemüt, feinen Sinn und echte Liebe zur Kunst des Gesanges und der Dichtkunst.

L. Die andern edeln Künste, wie die Malerei, die Bildhauerkunst oder Plastik, die Baukunst, bedürfen zu ihrer Pflege auch solcher echten Liebe, namentlich bei Großen und Mächtigen der Erde. Welchen Hoffnungen durften sich bei diesen Worten des Kaisers alle Kunstfreunde und Künstler hingeben?

K. Den Hoffnungen, er werde während seiner Regierungszeit die Künste beschützen und fördern.

L. Da die Liebe zu den Künsten sich auch auf die Wissenschaften zu erstrecken pflegt, so durfte man ihn auch als den zukünftigen Beschützer und Förderer der Wissenschaften betrachten. Diese Eigenschaften haben ihm bereits unser Herz gewonnen. Nun tritt der greise Sänger im langen Talare mit seiner Harfe vor. Er bittet, ihm ein Lied zu nennen, das des Kaisers an seinem herrlichsten Feste recht würdig sei. Der Herrscher stellt ihm die Wahl anheim. Durch welche Worte begründet er diese Gewähr?

K. Der Dichter und Sänger, sagt er, stehe in des größern Herrn, in Gottes Pflicht und müsse der gebietenden Stunde gehorchen.

L. Unter dieser „gebietenden Stunde" versteht man die Augenblicke, wann die Sänger und Dichter plötzlich in unerklärlicher Weise begeistert werden und zum Dichten und Singen, zum „Singen und Sagen" sich getrieben fühlen. In welcher Lebenszeit hat der Kaiser diese Kenntnis erhalten?

K. Während er als Ritter die Künstler liebte und beschützte.

L. Beweist mir durch die folgenden Worte, daß diese Kenntnis des Wesens der Dichter- und Sängernatur eine vertiefte war!

K. Er sagt, das Lied schallt aus dem Innern des Sängers wie der Quell aus verborgenen Tiefen bricht; wie der Sturmwind, der in den Lüften saust, ohne daß man seinen Ursprung kennt.

L. Wie wirkt nach des Kaisers Wort das echte Lied auf die Hörer?

K. Es wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.

L. Wer dies Wort recht verstehen will, denke an große Versammlungen von Menschen, an Truppenteile, an ganze Heere. Sobald Lieder wie die Nationalhymne, die „Wacht am Rhein", sobald echte Volkslieder angestimmt sind, werden die vorhin stummen und stillen Menschen sofort zu Freude, zu hohem Mut, zu wahrer Begeisterung entflammt. Die Lieder haben in ihnen die schlafenden Gefühle geweckt. Wiederholt diese Erklärung!

L. Inwiefern mußten diese feinen Worte die genannten Hoffnungen, der Kaiser werde Künste und Wissenschaften beschützen, fast zur Gewißheit machen?

K. Man erkannte daraus, daß er ein tiefes und feines Verständnis für das Wesen der Kunst und der Künstler besaß.

L. Der Sänger wählt nun auf seines Herrn Wunsch ein Lied nach freiem Ermessen. Es enthält eine Erzählung. Der Held derselben ist ein edler Graf aus dem Schweizerlande. Versucht, den Inhalt mit euren eignen Worten vorzutragen! Nach einigen Versuchen der bessern Schüler und Schülerinnen — sie sollen stets durch freudige Aufmunterung des Lehrers belebt und durch kleine Hilfe unterstützt werden — giebt der Lehrer seinen

Mustervortrag.

In den Alpen zieht ein edler Graf in Begleitung seines Knappen auf die Gemsjagd. Während er gemächlich dem Gebirge zureitet, hört er in der Ferne ein Glöcklein erklingen. Ein Priester begiebt sich mit dem „Leibe des Herrn", d. h. mit der in ein kostbares Gefäß eingeschlossenen geweihten Hostie, die nach dem Glauben der Katholiken den Leib Christi darstellt, zu einen Todkranken, um ihn in seinem letzten Stündlein mit frommem Troste beizustehen, ihn durch Austeilung der Sterbesakramente mit seinem Gott und Vater zu versöhnen. Der vor dem Priester einherschreitende Meßner oder Kirchendiener läutet bei solch einem Gange beständig mit der Handglocke, um allen Christen auf dem Wege von der Absicht seines Vorgesetzten Kunde zu geben und sie zugleich zu ermahnen, für den Sterbenden zu beten. Voll frommer Rührung springt der Graf vom Pferde und neigt das Antlitz demütig zur Erde, um seine Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten zu bekunden. Da sieht er, daß der Priester die Schuhe auszieht, um den nahen Bach zu durchschreiten. Ein Regenguß hatte dies Wässerlein geschwellt, und den dort angebrachten Steg fortgerissen. Auf des Grafen Frage erklärt der Geistliche, daß seine heilige Pflicht keinen Aufschub dulde, denn der Sterbende warte mit Sehnsucht darauf, von ihm das ewige Heil zu empfangen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume."

In seinem echt frommen Sinne glaubt er damit noch nicht genug gethan zu haben, und als der Priester ihm am nächsten Tage das Roß zurückbringt, weiht er es dem göttlichen Dienste und schenkt es der Kirche. „Das Roß," sagt er, „hat meinen Erlöser getragen; darum darf es von mir zum Streiten und Jagen fortan nicht mehr bestiegen werden."

„Ich habe es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben."

Von dieser Frömmigkeit tief gerührt, erfleht der Priester für ihn den Segen des Himmels und spricht: „Ihr seid ein mächtiger Graf und ein edler ritterlicher Herr. Möge der Segen Gottes auf Eurem Hause ruhen; mögen Eure sechs lieblichen Töchter Euch sechs Kronen einbringen und Euer Geschlecht mit unvergänglichem Ruhme zieren!"*)

*) Selbstverständlich haben die Zöglinge diesen Mustervortrag als Aufsatz niederzuschreiben.

L. An welchen äußern Zeichen erkannten die Anwesenden, daß der Kaiser von der Erzählung und dem Gesange ergriffen war?

K. Er saß mit sinnendem Haupte da, als dächt' er vergangener Zeiten.

L. Da sieht er dem Sänger ins Auge. Durch welche Erinnerung und welches Erkennen wird ihm plötzlich die ganze Bedeutung des Liedes klar?

K. Er erinnert sich, einst als Graf im Schweizerlande einem Priester die geschilderte Wohlthat erwiesen zu haben, und es wird ihm klar, daß der Sänger jener Priester sei und in dem Liede von ihm selber erzählt habe.

L. Die Anwesenden konnten diesen Umstand aus dem Liede allein nicht erkennen; durch welche Handlung des Kaisers wird alles klar?

K. Wie er den Sänger als jenen Priester erkennt, verbirgt er sein Antlitz in den purpurnen Falten des Krönungsmantels und bricht in Thränen aus.

L. Der Priester hatte damals für den frommen Grafen und sein ganzes Haus Gottes Segen erfleht. Welche frommen Gedanken und Gefühle bewirkten jetzt bei dem Kaiser diese tiefe Rührung?

K. Die Gedanken, daß jener Segen sich erfüllt habe, und die Gefühle innigster Dankbarkeit und Verehrung gegen seinen Vater im Himmel und dessen göttliches Walten.

L. Der Geschichtschreiber Tschudi erzählt, dieser Priester sei später Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und habe viel dazu beigetragen, die Wahl zum deutschen Kaiser auf den Grafen von Habsburg zu lenken. (Wiederholung.) Das Lied enthüllte dem Volke vom neuen Herrscher neue und sehr wichtige Eigenschaften. Seine fromme Gesinnung konnte man schon aus der vorhin geäußerten Vorliebe für die göttlich erhabenen Lehren der Dichtkunst erkennen. Schildert mir, wie diese Erkenntnis durch die Erzählung des Sängers zur Gewißheit erhoben wurde!

K. Der Kaiser hatte als Graf sich vor Gott gedemütigt, das Allerheiligste demütig verehrt und aus Frömmigkeit das Roß, das seinen Erlöser getragen, dem göttlichen Dienste geweiht.

L. Welche neue Eigenschaft zeigte er durch die Hilfe, die er dem Kranken und Sterbenden angedeihen ließ?

K. Seine Menschenfreundlichkeit und Güte.

L. Echte Frömmigkeit, Menschenfreundlichkeit, Güte, Freigebigkeit, Liebe zu den edeln Künsten und den Wissenschaften sind Eigenschaften, die das Volk von seinem Herrn und Kaiser verlangt. Sie erheben den Herrscher zu einer heiligen Macht und sichern ihm beständige Treue, dankbare Liebe und Verehrung. Von solch einem Fürsten weiß das Volk, daß er auch ein gerechter Richter sein und die Armen, die Schwachen und Bekümmerten gegen Übermut und Gewaltthätigkeit der Reichen und Mächtigen in seinen starken Schutz nehmen

werde. Mit diesen Ideen hat der Dichter den Stoff durchwoben, ihn idealisiert. (Wiederholung.)

L. An welchen Herrscher denken wir unwillkürlich, wenn wir diese schöne Schilderung des edeln Kaisers Rudolf von Habsburg lesen und hören?

K. An unsern eignen erhabenen Kaiser.

L. In andern Ländern wird jedes gute Kind, jeder redliche Bürger in ähnlicher Weise an seinen angestammten Fürsten denken und die in der Brust erregten Gefühle auf ihn übertragen. So hat Schiller mit vollendeter Kunst die von ihm selber als Hauptsache betonte Aufgabe gelöst, „unser Gefühl zu seiner idealischen Allgemeinheit zu erheben und damit zu veredeln.“ (Sorgsame Wiederholung.)

Versucht nun, mir die Charakteristik des Kaisers Rudolf von Habsburg zu zeichnen, d. h. mit stetem Hinweis auf die Worte des Gedichts die Eigenschaften anzugeben, auf denen in dem Gefühl des Volkes seine „heilige kaiserliche Macht“ beruht!

(Da die Besprechung der Eigenschaften bereits ganz klar und erschöpfend gegeben ist, so halten wir einen Mustervortrag darüber für überflüssig. Man verlange aber unter allen Umständen, daß sie die ihnen gegebenen Belehrungen in Bezug auf Idealisierung des Stoffes, Übertragung des erregten Gefühls auf den eignen Herrscher, Erhebung der Gefühle zu ihrer idealischen Allgemeinheit sorgsam wiedergeben. Bei heranwachsenden Zöglingen darf bei der Besprechung solcher Gedichte neben der ethischen Wirkung, obwohl sie als Hauptsache gelten soll, die ästhetische Belehrung nicht vernachlässigt werden.)

---

3. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob dies Gedicht sich für den Schulunterricht eignet; denn die Handlung des Grafen entspringt aus Eifersucht und aus dem Glauben, daß Fridolin zu der Gräfin eine unsittliche, verbrecherische Liebe gefaßt habe. Wir würden deshalb raten, in höhern Mädchenschulen dies Kunstwerk weder zu besprechen, noch lernen zu lassen. Aber in den Oberklassen gehobener und höherer Knabenklassen soll man es durcharbeiten und lernen lassen; denn es kann auf heranwachsende Knaben, angehende Jünglinge in erziehlicher Hinsicht äußerst vorteilhaft wirken. Die Begründung dieses Ausspruchs überlasse ich der Einsicht erfahrener älterer Lehrer.

Ausarbeitung des Lehrers.

Das Gedicht entstand im „Balladenjahr“ 1797; den Stoff entnahm Schiller einer Sammlung von Novellen „les Contemporains“ von Rétif de la Bretonne.

Der Dichter hat hier mit hervorragender Kunst gezeigt, wie ein Stoff idealisiert werden muß, um aus einer einfachen Erzählung ein Kunstwerk zu gestalten.*) Diese Aufgabe war hier sehr schwer zu lösen; denn in dieser Erzählung wird die eigentliche Handlung durch die göttliche Vorsehung ausgeübt; der fromme Fridolin verhält sich dabei ganz passiv. Wird dieser Umstand im Gedichte nicht kunstgerecht verändert, so können wir uns nur für das Wunder der Rettung, aber nicht für den Jüngling interessieren. In diesem Falle wird aus dem Gedichte nur eine in schöne Verse gebrachte Erzählung, aber kein Kunstwerk; denn bei guter Schilderung müßte die Geschichte auch in ungebundener Rede dieselbe Wirkung ausüben.

Schiller hat diesen Fehler vermieden: er idealisiert den Stoff gemäß den modernen religiösen Ideen, die heutzutage gebildete freidenkende Menschen beherrschen, vernichtet das Wunder und stellt die Rettung des Jünglings und den Untergang seines Feindes als notwendige Folge ihres eignen Strebens und Handelns hin. Der letztere bereitet sich den Untergang durch die wilde Hast seiner verbrecherischen Leidenschaft; der erstere rettet sich durch das Denken und Handeln, das mit Naturnotwendigkeit aus einem reinen, unschuldsvollen, kindlichen und frommen Jünglingsgemüte entspringt. Dabei wird die Idee von der göttlichen Vorsehung nicht vernichtet: sie klingt überall leise mit, so daß wir am Schlusse in eine wahrhaft fromme Stimmung versetzt werden. Aber Schiller nimmt ihr durch diese Idealisierung des Stoffes die Rolle, welche sie in der Erzählung spielt. Er vernichtet die Ansicht, daß sie uns Sterbliche wie willenlose Werkzeuge lenke, und läßt die Handlung lediglich durch die Menschen vollziehen. Dadurch hat er trotz der epischen Breite in ähnlicher Weise wie im „Kampf mit dem Drachen", im „Taucher" u. s. w. unser Interesse einheitlich an die Person des edeln sittlich reinen und frommen Jünglings geknüpft.

Darum besteht unsre Hauptaufgabe darin, Fridolins Charakter**) (d. h. das Wesen, die seine Seele leitenden Willensrichtungen und hauptsächlichsten Gefühle) den angehenden Jünglingen, den heranwachsenden Knaben recht klar zu machen, um ihr Herz mit Wärme für solch eine Sittlichkeit, Unschuld und Frömmigkeit zu erfüllen und sie anzuregen, diesem Jüngling als ihrem Vorbilde, ihrem Ideal, durch ein sittlich reines und frommes Thun nachzustreben. Wir

*) S. das Nähere darüber in A. Goerth: Studium der Lyrik, namentlich die Behandlung — die richtige und die falsche — von Erzählungen, um moderne sogen. „Balladen" zu schaffen, S. 205.

**) „Charakter" sagt Wilhelm Wundt in seiner „Physiologischen Psychologie", „ist die durch Erziehung, Schicksale und eingeborne Eigenschaften ausgeprägte Persönlichkeit." Schiller nennt sie auch „des Menschen Kern." „Hab' ich den untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." (Wallenstein.)

müssen so wie der Dichter den „frommen Knecht“ Fridolin den Schülern als die Hauptperson vorführen und ihr Interesse einheitlich an seine Verleumdung, Gefahr und Rettung zu knüpfen suchen. Die andern Personen dürfen dabei nur Nebenrollen spielen.

Die Ausführung.

Nachdem der Lehrer das Gedicht mit gutem Vortrage vorgelesen hat, empfiehlt sich's, selbst in Oberklassen, zunächst ein paar Fragen nach dem Inhalt zu stellen, um dadurch den notwendigen zusammenhängenden Vortrag über diesen Inhalt gut vorzubereiten.*)

L. Die Erzählung führt uns an den Hof eines französischen Grafen. Der Dichter erregt unsre Teilnahme für einen dort angestellten frommen Knecht Fridolin. Worin bestanden dessen Pflichten?

K. Er hatte die Gräfin zu bedienen.

L. Solche Dienste wurden im Mittelalter nur Jünglingen aus adligem Geschlechte verliehen. „Knecht“ bedeutet hier, wie im „Taucher“ Edelknabe, Page. Die Söhne der Adligen, der Ritter und der Herren, wurden im Jünglingsalter stets zu ihrer feinern Ausbildung an den Hof von andern Adligen geschickt, wurden dann Knappen, d. h. Begleiter und Diener des Ritters im Kriege, und erhielten endlich bei Auszeichnung durch Tapferkeit durch den Ritterschlag die Ritterwürde. Wiederholt dies!

(Wenn die Vorgänge bei dieser Feierlichkeit, — die Ritterwacht in der Kapelle, die Anlegung der goldenen Sporen u. s. w. — den Knaben noch nicht bekannt sein sollte, so hat der Lehrer das Nähere zu geben. Solch eine Abschweifung ist hier notwendig, um den Zöglingen das Wesen dieses Edelknaben und zugleich den Unterschied zwischen ihm und dem unfreien niedern Diener Robert, seinem tückischen Verleumder, recht klar zu machen. Je mehr sie sich für den Jüngling aus edelm Stamme interessieren, desto höher gestaltet sich die Wirkung des Gedichtes auf ihr Gemüt.)

L. Dieser edle Jüngling wird von dem tückischen Jäger Robert, einem niedern, unfreien Knechte, beim Grafen schwer verleumdet. Sein eifriges pflichttreues Bemühen, der Gräfin zu dienen, wird ihm als verbrecherische Liebe**)

---

*) Wir erinnern noch daran, daß beim Vorlesen des Gedichtes kein Schüler nachlesen darf. Sie sollen sich daran gewöhnen, schöne Gedichte recht hören zu lernen. Solche Kunstwerke wirken erst recht bei guter Deklamation.

**) Es empfiehlt sich, daß der Lehrer hier keine Fragen stellt, sondern die nähere Bezeichnung zur Auslegung des im Gedichte gegebenen Begriffes: „Der Wünsche Lüsternheit“ selbst giebt. Es genügt, von einer verbrecherischen Liebe zu sprechen. Reine Knaben- und Jünglingsgemüter werden weiter nicht forschen.

zu der schönen verheirateten Frau ausgelegt. Welcher Beweggrund treibt Robert zu dieser Verleumdung?

K. Neid und Mißgunst.

L. Beachtet wohl, daß Fridolin diesem Menschen keine Veranlassung zu Haß oder Rachegelüsten gegeben hat. Welche Gefühle erregt der Verleumder in der Seele des Grafen?

K. Eifersucht, Zorn, Wut, Rachedurst.

L. Zu welchem Befehle bewegen sie ihn?

K. Die Arbeiter am Eisenhammer sollen Fridolin in den glühenden Ofen werfen.

L. Das war schon damals im Mittelalter eine ganz gesetzlose That; aber die mächtigen Grafen und Barone scheuten vor solchen Verbrechen nicht zurück. Es ist ja vorgekommen, daß sie einen gefangenen Wilddieb an einen Hirsch binden und zu Tode hetzen ließen. Sie fanden dabei keinen Ankläger und darum auch keinen Richter.

Der Graf scheut sich, den Knechten den Namen seines Opfers zu nennen. An welchen Worten sollten sie ihn erkennen?

K. An der Frage, ob sie des Herrn Wort befolgt haben.

L. Diese Bestimmung wird dem Verleumder zum Verderben. Er kommt vor Fridolin hin, wird nach der Frage ergriffen und selbst in die Glut geworfen.

Versucht nun, den Inhalt der Erzählung nach dem Gedichte zusammenhängend vorzutragen!

(Nach einigen selbständigen Versuchen der bessern Schüler giebt der Lehrer zur Wiederholung für alle, auch die schwächern, den nachfolgenden Mustervortrag:)

An dem Hofe des französischen Grafen von Savern lebt der edle Jüngling Fridolin. Nach der Sitte des Mittelalters hat er die Gräfin als Page zu bedienen, ihr in jeder Hinsicht gehorsam und dienstfertig zu sein. Da die Frau ein sanftes, gutes und feines Gemüt besitzt, fühlt der gute und fromme Jüngling sich in ihrem Dienste so glücklich, daß er voller Verehrung aus Freudigkeit, um Gottes willen für sie gern auch das Schwerste übernommen hätte. Dadurch wird die edle Gräfin so erfreut und gerührt, daß sie ihrem Diener bei jeder Gelegenheit offen das freudigste Lob spendet.

Diese Gunstbezeugungen werden von Robert, dem Leibjäger des Grafen, einem unfreien Knechte, mit Neid und Mißgunst betrachtet. Obgleich Fridolin ihm zu Haß und Rachegelüste keine Veranlassung gegeben hat, sucht er ihn dennoch zu verderben. In arglistiger Weise macht er den Grafen auf des Edelknaben Pflichteifer aufmerksam und erregt in des heftigen Mannes Seele den Argwohn, daß solch Thun aus verbrecherischer, sündhafter Liebe zu der

schönen Gräfin stamme. In böser Aufwallung beschließt der Graf, den Jüngling zu verderben. Er reitet mit Robert hinaus in den Wald zu seinem Eisenhammer und befiehlt den dort angestellten Knechten, den Ersten, der ihnen die Frage stellen werde, ob sie des Herrn Wort befolgt haben, sofort in die Feuersglut zu werfen. Nach Hause zurückgekehrt, befiehlt er Fridolin, nach dem Eisenhammer zu gehen und jene Frage den Knechten vorzulegen.

Dienstbereit will der Jüngling sofort die Reise antreten; da giebt sein Pflichtgefühl ihm ein, zuvor noch die Befehle der Gräfin, seiner Herrin, einzuholen. Die edle Frau trägt ihm auf, unterwegs in der Kirche die heilige Messe anzuhören und für sie sowie für ihren kranken Sohn zu beten.

Als Fridolin in das Kirchlein tritt, wird er durch den Priester gebeten, ihn bei der Messe zu bedienen. Da die Leute bei dringender Feldarbeit, bei der Ernte, beschäftigt waren, fehlte ihm der so nötige Meßner. Der Jüngling spricht zu sich in frommem Sinne: „Das ist kein Aufenhalt, was fördert himmelan“ und erfüllt bis zum Schlusse der heiligen Handlung alle übernommenen Pflichten. Dieser Aufschub wird ihm zur Rettung und seinem Verleumder zum Verderben. In der wilden Gier seiner verbrecherischen Leidenschaft ist Robert zum Eisenhammer geeilt, um sich vom Feuertode seines Opfers Gewißheit zu verschaffen. Auf die uns bekannte Frage wird er ergriffen und selbst in die Glut geworfen. Dem arglosen Fridolin geben die Knechte mit Grinsen die Antwort: „Der ist besorgt und aufgehoben; der Herr wird seine Diener loben!“ Als er diese Worte dem bei seinem Anblick bestürzten Grafen berichtet und ihm den Grund seiner Verzögerung angiebt, erkennt der jähzornige unbesonnene Mann in dieser Rettung das Walten des göttlichen Gerichtes und der göttlichen Vorsehung, und voller Zerknirschung führt er Fridolin der Gräfin zu und spricht:

„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch beraten waren,
Mit dem ist Gott und seine Scharen.“

Nach dieser Angabe des Inhalts bleibt dem Lehrer nur noch die Aufgabe, den Charakter des jungen Pagen den Schülern in seinen Einzelheiten vorzuführen und ihnen klar zu machen, daß in diesen guten Eigenschaften und in der damit zusammenhängenden Pflichttreue der Grund seiner Rettung zu finden ist. Daß die göttliche Vorsehung den behütet, der wirklich unschuldig, rein und edel lebt und strebt, ergiebt sich darnach von selbst und braucht den Kindern nicht noch besonders klar gemacht zu werden.

L. Ich weiß, daß euer Herz den Jüngling Fridolin bereits als Liebling auserkoren, daß seine Rettung euch mit hoher Freude erfüllt hat. Es

handelt sich nun darum, uns seine Eigenschaften klar vorzuführen, damit wir erkennen, weshalb wir ihn lieben.

Ihr wißt, er hat als Page die Gräfin zu bedienen. Welche Eigenschaften seiner Herrin erleichterten ihm seine Pflicht?

K. Deren Milde und Herzensgüte.

L. Wie wirkte diese milde und gütige Behandlung auf sein Gemüt?

K. Sie erzeugte bei ihm Gegenliebe.

L. Wie wirkte sie auf seinen Pflichteifer?

K. Sie gab ihm große Freudigkeit, so daß er sich nimmer genug that.

L. Schildert diese schöne Wirkung mit den Worten des Dichters!

K. „Und sprach die Dame: „Mach dir's leicht!"
Da ward ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen."

L. Solch eine Wirkung zeugt von einem sehr feinen, edeln Gemüt. Man findet es nur bei wenigen, wohl erzogenen, sittlich reinen und herzensguten Jünglingen. Sie sehen in edeln Frauen, wie schon der Geschichtschreiber Tacitus von unsern germanischen Vorfahren berichtet, etwas Heiliges, Verehrungswürdiges, und verehren doppelt da, wo sie Schönheit mit Milde und Herzensgüte gepaart finden. Solchen Frauen gegenüber steht ihnen stets das Bild ihrer eignen geliebten und verehrten Mutter vor Augen, und sie vergessen nach des edeln Dichter Mathias Claudius' Worten niemals, „daß ihre Mutter auch einst ein Mädchen gewesen ist." Wie heißt die Grundkraft, die Fridolin zu solchem Thun bewegt?

K. Sittlichkeit und Verehrung edler Frauen.

L. Sie ist innig verbunden mit einer andern, die der Dichter hier als Haupteigenschaft seines Wesens hinstellt. Auf welchen Beweggrund führt er des Jünglings Thun zurück?

K. Auf Frömmigkeit.

L. Aus welchen Worten geht dies hervor?

K. Er erfüllt alle Pflichten in der Furcht des Herrn, in Freudigkeit um Gottes willen.

L. Diese echte Frömmigkeit einer kindlich reinen und guten Seele zeigt sich am schönsten bei der Ausführung des Befehls, zum Eisenhammer zu gehen und den Knechten dort die uns bekannte Frage vorzulegen. Zu welcher Handlung veranlaßt ihn zunächst sein feines Pflichtgefühl?

K. Die Gräfin zu fragen, welche Befehle sie ihm zu geben habe.

L. Weshalb ist dies Thun als recht anzuerkennen, ja zu loben? Bedient euch der Worte des Dichters!

K. Weil er dem Dienste der Gräfin gewidmet war, weil ihr seine Pflichten zunächst gehörten.

L. Somit erfüllte er nur seine Pflicht, als er unterwegs ins Gotteshaus trat, um hier für die Gräfin und ihren kranken Sohn zu beten. Wegen der dadurch verursachten Verzögerung durfte der Graf ihm keinen Vorwurf machen. Dabei aber wurde er zu einer Handlung genötigt, die ihm vielleicht des Herrn Unwillen zuziehen konnte. Beweist mir's!

K. Er wurde durch den Priester veranlaßt, ihm während der Messe als Diener, als Meßner behilflich zu sein. Da die heilige Handlung mehr als eine halbe Stunde dauert, so hätte diese Verzögerung leicht des Grafen Mißfallen erregen können.*)

L. Erwägt, daß der Graf ihm keinen besondern Auftrag gegeben hatte, seinen Befehl sehr schnell auszuführen. Durch welchen frommen Gedanken durfte er sich daher der Verzögerung wegen genügend entschuldigen?

K. Durch den Gedanken: „Das ist kein Aufenthalt, was fördert himmelan."

L. Hierbei muß ich euch protestantischen Schülern einige Ausdrücke erklären, die katholischen bereits bekannt sein werden. Fridolin hängt als Sakristan, d. h. als Meßner, als Diener des Priesters, diesem die Stola und das Cingulum um. Die Stola, im Altertume ein Frauen- und Prunkgewand der Römerinnen, ist beim Gewand der katholischen Geistlichen ein handbreiter rechts und links vom Halse ab vorn herunterhängender Streifen Seidenzeug. Er ist das Zeichen seiner Amtsgewalt.**) Das Cingulum ist ein weißseidener Gürtel, mit dem das lange weiße Amtsgewand, die Alba, an den Körper geschlossen wird. Als Ministrant war seine Pflicht, durch dreimaliges Schellen mit der Glocke die Gläubigen auf die heiligen Worte des „Sanktus" aufmerksam zu machen. Wir singen statt derselben in unsrer Sprache: „Heilig, heilig, heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth!"

Die Messe entspricht unsrer Feier des heiligen Abendmahls. In der katholischen Kirche hebt der Priester, sobald der feierlichste Augenblick naht, ein kostbares Gefäß, die Monstranz, empor. In ihr befindet sich die geweihte

*) Die Schüler werden die Antwort in dieser Form nicht geben; aber tüchtige Zöglinge werden sie gewiß so gestalten, daß der Lehrer sie leicht in der rechten Weise zu formen vermag.

**) Im Albigenserkriege (v. 1209—1229) mußte der reiche Graf Raimund VI. von Toulouse sich vor dem Papste demütigen und seine Ketzereien abschwören. Vor der Kirchenthür wurde ihm vor allem Volke vom Priester der entblößte Rücken wund gegeißelt. Darnach warf ihm sein Peiniger die Stola über den Nacken, wie man einem Pferde den Zaum überwirft und zog ihn so rückwärts gehend in den Dom bis vor den Altar. Dort mußte der Graf knieend dem rechten Glauben Treue geloben. (S. Hagenbach: Kirchengeschichte.)

Hostie, die den Leib Christi bedeutet. Nach dem Glauben der Katholiken verwandelt sich in diesem Augenblicke die Hostie wirklich in den Leib Christi, und es vollzieht sich bei allen Gläubigen beim Anblicke dieses „gegenwärtigen Gottes" das Wunder der Erlösung und Sündenvergebung. Darum kündet der Ministrant diese Handlung durch Glockenklang an, damit alle Gläubigen niederknieen und sich zur Sündenvergebung durch das Zeichen des Kreuzes vorbereiten können. Wiederholt dies!

L. Robert, der boshafte Verleumder, wird während dieser Zeit getötet. Welch böses Verlangen trieb ihn an, so früh zum Eisenhammer zu gehen?

K. Er wollte sich überzeugen, ob Fridolin bereits getötet sei.

L. In seinem Haß übersah er ganz, daß eine Verzögerung der Ankunft von Fridolin immerhin möglich war, und daß er selbst zu leicht in Gefahr geraten konnte. So kann die böse Leidenschaft Menschen verblenden und sie ins Verderben stürzen. Durch welche Handlung wird Fridolin gerettet?

K. Durch die Bedienung des Priesters während der Messe.

L. Von welchem Auftrage hängt der Umstand ab, daß er überhaupt in die Kirche ging?

K. Von dem Befehl der Gräfin, für sie und ihren kranken Sohn zu beten.

L. Aus welchem Gefühl stammt Fridolins Frage, was die Gräfin ihm zu befehlen habe?

K. Aus Pflichtgefühl.

L. Welche Eigenschaft bewegt ihn dabei, alle diese Pflichten so sorgsam zu erfüllen?

K. Seine Frömmigkeit.

L. Freilich ist hier, wie bei jeder Rettung aus den Fallstricken der Bösen Gottes Walten im Spiel; aber es zeigt sich dabei klar, daß wir Menschen von ihm die Gaben empfangen haben, unser Schicksal uns selbst zu bereiten. Darum sagen wir mit Recht: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott." Um dies Wort uns recht klar zu machen, wollen wir Fridolins Charakter uns zusammenhängend vorführen und dabei zugleich seine Rettung aus diesem Charakter ableiten.

(Nach einigen Versuchen der bessern Schüler giebt der Lehrer den nachfolgenden Mustervortrag:)

Der Dichter fesselt unser Interesse einheitlich an die Person des edeln, sittlich reinen und frommen Pagen Fridolin. Sein Verleumder, der nichtswürdige Jäger Robert, handelt aus Haß, Neid und Rachsucht. Diese bösen Gefühle verblenden ihn dergestalt, daß er wie sinnlos in sein Verderben eilt und den Tod erleiden muß, den er dem Unschuldigen zugedacht hat. Fridolin hängt mit der edeln Liebe eines reinen, sittlich guten Jünglings an seiner Herrin, der Gräfin, und verehrt sie wie seine eigne Mutter. Aus Frömmigkeit, um Gottes willen be-

müht er sich in ihrem Dienste so sehr, daß er nie glaubt, genug gethan zu haben. Dies feine Pflichtgefühl veranlaßt ihn, bei dem Auftrage des Grafen, nach dem Eisenhammer zu gehen, zunächst seine Herrin zu fragen, was sie ihm befehle. Deren Befehl, für sie und ihr krankes Kind zu beten, führt ihn unterwegs in die Kirche. Hier hat Gott es so gefügt, daß der Priester einen Meßner braucht. Aus wahrer Frömmigkeit übernimmt Fridolin diesen Dienst und wird dadurch so lange aufgehalten, daß während der Zeit sein Feind in der Gier seiner Leidenschaft vom Verderben ereilt und statt seines Opfers getötet werden kann.*)

4. Die Bürgschaft.

Ausarbeitung des Lehrers.

Den Stoff hat Schiller aus der Fabelsammlung von Hyginus entnommen. Nach einer andern Quelle, der Erzählung eines Zeitgenossen vom Tyrannen Dionys dem Jüngern, hießen die Freunde Damon und Phintias, bei Hyginus Möros und Selinuntius.

Das Gedicht ist das hohe Lied der echten Freundestreue. Der Dichter hat den Stoff idealisiert mit den edelsten Ideen, nach denen unter Männern echte hochherzige treue Freunde handeln. Diese Ideen treten im alltäglichen Leben, im gewöhnlichen Umgange selbst unter den besten Männern nicht in die Erscheinung: sie zeigen sich in ihnen wirksam erst in Not und Gefahr, in schwerer seelischer Bedrängnis, wenn der eine des andern volles Vertrauen, seine Hingabe und Opferwilligkeit, seinen Wahrheitsmut, sein besseres Selbst zu Hilfe rufen muß; wenn die Freundespflicht die schwersten Aufgaben stellt. Solche Forderungen bilden Prüfsteine, an denen erprobt wird, ob die Freundesliebe so stark und rein ist, daß der Mann nur nach jenen höhern Ideen handelt, die aus der Liebe zum Großen, Guten und Schönen stammen, oder ob die Ideen der Selbstliebe siegen und ihn veranlassen, von Opfern feige zurückzuschrecken und sein eignes Wohl höher zu schätzen, als solche ideale Pflichten.

Edle, opferwillige Freundestreue ist nicht häufig zu finden; aber sie ist doch in der Welt vorhanden, obschon die frühern patriarchalischen Verhältnisse starren Rechtszuständen Platz gemacht haben, und Gastfreundschaft sowie die sittlichen Forderungen der Sippschaften und der engern zu gegenseitigem Schutz geschlossenen Verbindungen nicht mehr in Kraft stehen. Man wird diese ideale

*) Es dürfte sich auch empfehlen, die Angabe des Inhalts, die wir dieser Besprechung vorausgeschickt haben, hier nochmals zu verlangen und diese Erörterungen in den Mustervortrag hineinzuflechten.

Freundestreue vergebens da suchen, wo durch die traurigen Bemühungen der Neuzeit ein wüstes Strebertum groß gezogen wird; vergebens auch unter den reichen Schwelgern und Geldmenschen, sowie in jenen Kreisen, in denen bei dem täglichen Ringen um Macht und Ansehen List, Verstellung, Heuchelei, ja Verrat notwendige Lebensbedingungen sind. Aber man braucht deswegen noch nicht an der Menschheit zu verzagen. Man suche diese seltene Tugend in jener stillen Zurückgezogenheit, in der die echten Weisen, die besten und erhabensten Menschen vor dem wilden Treiben des Lebens Zuflucht suchen; man suche sie unter einfachen schlichten, sittlichen und warmherzigen, „seelensguten" Naturen: dort wird man nicht vergebens suchen und oft durch Anschauen der Wirklichkeit die erhebende Freude genießen, die Schiller uns hier durch seine schönen Verse bereitet. Diese Wahrheit soll man den Knaben früh einprägen und sie durch solche Schilderungen*) in ihrer Vorliebe für dies edle Thun recht bestärken; denn es kommt die Zeit, in der sie durch die eignen Regungen der Selbstsucht und durch den frivolen Spott elender Strebernaturen nur zu leicht an jedem idealen Streben irre gemacht werden können.

Die Behandlung des Gedichtes.

Wie im „Kampf mit dem Drachen" sind die nötigen Sacherklärungen kurz vorzutragen.

---

*) Hier eine Schilderung aus unsrer eignen Erfahrung: Wir waren vor wenigen Jahren als Gast Zeuge der erhebenden Feier der goldenen Hochzeit eines würdigen, allgemein geachteten Ehepaares aus dem Handwerkerstande. Als an der Tafel die üblichen Toaste ausgebracht wurden, erhoben sich zwei gereifte Männer, Brüder, ehrenwerte Bürger der Stadt, und der ältere ergriff das Wort und sprach: „Ich führe Sie, verehrte Anwesende, in die Zeit zurück, die 40 Jahre hinter uns liegt. Sie war für den Handwerker eine sehr schwere, denn das Maschinenwesen drohte die Handarbeit zu vernichten und namentlich die Weber zu beseitigen. Mein Vater und dieser ehrwürdige Jubilar waren Jugendfreunde, hatten zusammen ihre Lehrzeit bestanden, in Gemeinschaft die Fremde durchwandert und hier in ein und demselben Jahre einen Herd gegründet. Da starb plötzlich mein Vater, und die Mutter folgte nach, und sie ließen uns drei Waisen, mich, meinen jüngern Bruder und meine Schwester, hier hilflos zurück. Da sagte dieser edle Greis: „Die Kinder meines verstorbenen Freundes sind fortan die meinigen," und seine liebe ehrwürdige Gattin dort stimmte ihm bei. Diese beiden edeln Menschen haben uns aufgenommen und in Gemeinschaft mit ihren Kindern erzogen. Und es wurde ihnen wahrlich! nicht leicht; denn es war eine schwere, schwere Zeit, und er, der Ernährer von uns allen, wußte oft selbst weder aus noch ein. Aber er hat trotz Not und Sorgen seine Freundestreue redlich bewährt, und alles, was wir sind und haben, verdanken wir nächst Gott diesen zwei redlichen, treuen, lieben Menschen."

Wir Anwesende haben uns bei dieser schlichten Erzählung der Thränen nicht geschämt und stimmten später lebhaft dem Ausspruche eines Freundes bei, der wie wir tief gerührt war. Der sagte: „Wenn bei diesem Feste ein boshafter, schlechter Mensch gewesen wäre, so würde er sich in diesem Kreise unheimlich gefühlt haben, oder bei besserer Regung beschämt zur Seite geschlichen sein.

L. Der Tyrann Dionys, von dem hier im Gedichte die Rede ist, beherrschte Syrakus in Sicilien. Er heißt in der Geschichte Dionysios der Jüngere. Im Jahre 353 v. Chr. Geb. wurde er von Dion vertrieben und lebte dann als Privatmann in Dürftigkeit. „Tyrann“ bedeutete bei den Griechen nur Selbstherrscher, Machthaber. Gute Tyrannen wurden gefeiert und verehrt. Dionys aber wird vom Dichter der „blutige Tyrann“ genannt, und die Geschichte weist nach, daß er diesen bösen Ruf verdient hat. Möros hat ihn ermorden wollen, um die Stadt von Sklaverei zu befreien. Er scheint ein Mörder zu sein; aber wir dürfen ihn nicht als einen verruchten Bösewicht auffassen, sondern müssen ihn einen hochherzigen, edeln, freiheitliebenden Mann nennen. In jener Zeit galt solch ein Mord aus Freiheitsliebe als eine ehrenwerte preiswürdige Handlung. In Athen wurden 514 v. Chr. Harmodios und Aristogeiton, die Mörder des Tyrannen Hipparch, als Freiheitshelden und Tyrannentöter sehr gepriesen und vom Volke hoch verehrt. (Wiederholung.)

L. Aus welchen Eigenschaften könnt ihr Möros' Edelsinn und seine Hochherzigkeit erkennen?

K. Aus seiner Liebe zur Schwester und aus seiner Freundestreue.*)

L. Ein Bösewicht ist mit solchen Eigenschaften heutzutage nicht denkbar; darum dürfen wir die Absicht des Möros, den Tyrannen zu ermorden, nur in der Weise seiner Zeitgenossen als eine edle, hochherzige, heldenhafte bezeichnen. Aus welchen Worten des Möros läßt sich auf solch eine Gesinnung schließen?

K. Aus den Worten: „Ich bin zum Sterben bereit und bitte nicht um mein Leben.“

(Wenn diese Antwort nicht sofort erfolgt, erinnere man die Kinder daran, daß Männer, die für ihre Handlungsweise in ruhiger Überlegung ihr Leben einsetzen, zwar verblendete, irre geleitete, aber nicht böse und verruchte Menschen sein können. Wenn diese Betrachtung als „Obersatz“, als allgemeine Wahrheit vorausgeschickt wird, so muß und wird bei klar denkenden Schülern der richtige Schluß und damit die verlangte Antwort erfolgen.)

L. Die Liebe zur Schwester veranlaßt Möros, den Tyrannen um 3 Tage Aufschub zu bitten. Er will die geliebte Schwester dem Gatten freien, will sie glücklich sehen; darnach mag man ihn hinrichten. Da er sicher zu sein glaubt, rechtzeitig zurückkehren zu können, so bittet er den Freund, für ihn die Bürgschaft zu übernehmen. Weshalb war damit Gefahr verbunden?

K. Der Tyrann erklärte, er werde den Freund hinrichten lassen, falls Möros nicht zur rechten Zeit zurückkehre.

---

*) Wenn diese Antwort nicht erfolgen will, so fügt man zu obiger Frage hinzu: „Denkt an seine Schwester und an seinen Freund.“

L. Trotzdem stellt Möros die Bitte, und sein Freund erfüllt sie ohne Zögern. Welche Gefühle müssen Menschen, die so handeln können, miteinander verbinden?

K. Liebe und Vertrauen.

L. Die beste Auskunft über das Wesen einer solchen Freundschaft giebt uns der Dichter Simon Dach in seinem herrlichen Liede:*)

„Ein getreues Herze wissen,
Hat des Höchsten Schatzes Preis;
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein solches Kleinod weiß."

Da heißt es weiter:

„Sein Vergnügen steht alleine
In des andern Redlichkeit,
Hält des andern Not für seine,
Weicht nicht, auch bei böser Zeit."

Warum waren Reisen damals nicht so gefahrlos wie heutzutage?

K. Die Landstraßen waren schlecht und der vielen Räuber wegen unsicher.

L. Inwiefern trägt dieser Umstand dazu bei, die Aufopferung des Freundes zu erhöhen?

K. Bei solchen Gefahren war es leicht möglich, daß Möros umkam, und er für ihn den Tod erleiden mußte.

L. Trotzdem liefert er sich dem Tyrannen bereitwillig aus. Wie mußte diese edle Bereitwilligkeit auf Möros wirken?

K. Sie mußte seine Liebe zu ihm erhöhen.

L. Nun kommen ihm die gefahrdrohenden Hindernisse in den Weg: die reißenden Ströme, die Räuber, die Gefahr des Verschmachtens. Er überwindet alle mit Hilfe seiner bis zum Höchsten gespannten Willenskraft. Weshalb konnte die Angst um sein eignes Leben dabei nicht mitwirken?

K. Weil er sein Leben bereits verwirkt, zur Befreiung seines Vaterlandes hingegeben hatte.

L. Welche Sorge allein verlieh ihm dabei diese fast übermenschlichen Kräfte?

K. Die Sorge um das Leben seines Freundes.

L. Davon zeugt sein Gebet zu Zeus, als er sich in den Strom wirft; zeugt sein verzweiflungsvoller Ausruf, als er die Räuber angreift. Treue nennen wir die Beharrlichkeit in der von uns mit ganzer Seele vertretenen

---

*) Man veranlasse die Schüler, dies Gedicht auswendig zu lernen. In Verbindung mit solchen Besprechungen und den dabei gegebenen Beispielen der echten Freundestreue und Liebe wirken die in den Versen gegebenen Wahrheiten doppelt kräftig, und nachhaltig für das spätere Leben.

Richtung unsres Willens.*) Beweist mir, daß bei Möros diese Treue zu seinem Freunde unerschütterlich ist!

K. Er sagt zu Philostratus: „Ist es zu spät, den Freund zu retten, so soll mich der Tod mit ihm vereinigen," und eilt trotz aller Abmahnungen hin, um seine Treue zu beweisen.

L. Eine solche Gesinnung nennen wir eine edle, hochherzige. Wir nennen solche Männer auch ideal strebende Menschen; denn sie handeln mit voller Überzeugung und klarem Selbstbewußtsein nach höhern Ideen, d. h. Geboten der Religion, Sittlichkeit und der Schönheit, und bringen die aus der Selbstsucht stammenden Ideen diesem Streben zum Opfer. Beweist diese Wahrheit an Möros letztem Thun!

K. Er hätte sich retten können; aber seine Liebe zum Freunde und seine Treue galten ihm mehr als sein irdisches Wohlergehen, ja höher als sein Leben.

L. Versucht nun, den Inhalt des Gedichtes kurz vorzutragen und die Belehrung über den Charakter des Helden Möros hineinzuflechten!

Nach einigen Versuchen der bessern Schüler giebt der Lehrer seinen Mustervortrag:

Vor Dionys, dem Tyrannen von Syrakus, steht in Fesseln der Bürger Möros. In hochherziger Freiheitsliebe, in der nach seinen Ideen edeln und heldenhaften Absicht, die Stadt, seine Mitbürger von der Herrschaft des blutigen Unterdrückers zu befreien, hat er den Gewaltherrscher ermorden wollen und ist dabei gefangen genommen und zum Tode am Kreuze verurteilt worden. Er fleht nicht um sein Leben; denn er hat es bei diesem gefahrvollen Unternehmen mit ruhiger Überlegung aufs Spiel gesetzt. Aber er braucht einen Aufschub von 3 Tagen, um seine geliebte Schwester zu verheiraten und glücklich zu sehen. Darum wendet er sich an den finstern Tyrannen mit der Bitte, ihm für diese Zeit die Freiheit zu gewähren; sein Freund werde mit dem eignen Leben dafür bürgen, daß er pünktlich zurückkehrt, um seine Strafe zu erleiden und des Gewalthabers Rachegelüste zu befriedigen.

Die Frist wird ihm gewährt, und sein Wunsch geht in Erfüllung. Er verläßt die glücklich verheiratete Schwester und kehrt nach Syrakus zurück. Da stellen sich unerwartete Hindernisse ein. Gewaltige Gewitterregen haben die Brücken zerstört und die Ströme mit wild flutendem Hochwasser gefüllt. Wie er mit Aufbietung aller Kräfte den Strom durchschwommen hat, wird er von Räubern bedroht. Als er sie mit einem Mute, der an Verzweiflung grenzt,

*) Solche Definitionen mag man gut wiederholen, ja lernen lassen. Bei dieser Gelegenheit erläutert, prägen sie sich dem Gedächtnisse der Kinder leicht ein, und ihre Seele vermag sie bei spätern Denkprozessen leicht und sicher zu verwenden.

zurückgeschlagen, kommt er in Gefahr, im glühenden Sonnenbrande zu verschmachten. Seine Freundestreue hält stand bis zum letzten Augenblicke. Da kommt ihm kurz vor Syrakus der Hüter seines Hauses, Philostratus, entgegen und teilt ihm entsetzt mit, daß er zu spät komme; denn sein Freund werde soeben hingerichtet. „So rette," sagt der treue Diener, „wenigstens das eigene Leben!" Aber in Möros' Seele lebt das schöne Dichterwort:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Übel größtes aber ist die Schuld!"

„Kann ich den Freund," ruft er aus, „nicht mehr retten, so soll mich der Tod ihm vereinen. Der blutige Tyrann möge mich auch morden und an Liebe und Treue glauben." Diese Treue führt zum Siege. Es gelingt ihm, im letzten Augenblicke anzukommen, als der Freund schon am Seile zum Kreuze emporgezogen wird. Solche heldenhafte Treue rührt selbst den Gewaltherrscher. Er schenkt Möros das Leben und bittet die Freunde, ihn in ihren Herzensbund aufzunehmen.

Auch dieses Gedicht eignet sich nur für Knaben. Unter Weibern — Frauen und Jungfrauen — ist solch eine ideale Freundschaft nicht zu finden; nur zwischen Mann und Weib in edler, mustergültiger Ehe. Darum pflegen sich Mädchen für solche Männertugend sehr wenig, fast garnicht zu interessieren. Sie lernen das Gedicht, ohne an dem Thnn der Freunde und an dem edeln Ringen des Möros rechte Freude zu empfinden, und haben deshalb für ihr Leben davon keinen Gewinn. Schillers herrliche Verse bleiben im besten Falle als totes, unfruchtbares Material in ihrem Gedächtnisse; die hier verarbeiteten höhern Ideen dringen nicht in ihr Gemüt und können darum später nicht Antriebe zu edlerm Handeln werden.*) Das heranwachsende Mädchen ahnt und versteht sehr wohl, daß eine Frau sich für den geliebten Gatten, für

*) Dieser Unterschied in dem Empfindungs- und Gefühlsleben der Mädchen und der Knaben ist bisher viel zu wenig beachtet worden. Die Vorliebe selbst tüchtiger Mädchen geht auf das Süße, Liebliche, Zarte, Sanfte, mit zunehmendem Alter auf das Sentimentale, Schmachtende hinaus. Man soll dieser Vorliebe entgegenarbeiten und die heranwachsende weibliche Jugend an eine gesunde Kost und damit an einen gesunden Geschmack gewöhnen. Aber man beachte doch auch, daß der Unterschied der beiden Geschlechter nie zu verwischen oder zu unterdrücken ist. Darum gebe man in Geschichte in den Mädchenschulen keine Schlachtenbilder, keine Schilderungen hervorragender männlicher Tapferkeit und heldenhafter Aufopferung; im deutschen Unterrichte keine Gedichte, die solche Männertugenden verherrlichen. Dagegen ziehe man bei jeder Gelegenheit die echten Weibertugenden in den Vordergrund. Wir haben angesichts der modernen Emancipationsbestrebungen alle Ursache, diese Angelegenheit sehr ernst zu nehmen.

ihre Kinder opfern, ja in den Tod gehen kann, aber nicht für eine Freundin. In Knabenschulen wird die „Bürgschaft“ schon von den 11jährigen Schülern mit der rechten Lust und Freudigkeit gelernt.

---

5. Die Kraniche des Ibykus.

Vorbemerkung.

Um die Gemüter zum rechten Verständnis und Genuß dieses Gedichtes vorzubereiten, ist's notwendig, den Schülern und Schülerinnen sorgfältige Belehrungen über den Bau des griechischen Theaters, über das Wesen der „isthmischen Spiele“, über den bei Aufführung der Schauspiele auftretenden „Chor“ zu geben und sie mit den griechischen Anschauungen über das Wesen und Wirken der Erinnyen, sowie mit der Kunst der Schauspieler, ihrer Kleidung, ihrem Spiel und der Wirkung auf die nur aus Männern bestehenden Zuschauer sorgfältig vertraut zu machen. In Gymnasien und Realschulen giebt man diese Belehrung schon auf den Unterklassen, in den höhern Mädchenschulen auf den Mittelklassen; für gehobene Elementarschulen und Mittelschulen dürfte es geboten sein, die Knaben und Mädchen der Oberklassen bei dieser Gelegenheit, vor der Besprechung des Gedichtes, in jenen Teil des altgriechischen Kulturlebens einzuführen. Da man zu diesem Zwecke gute Abbildungen vorführen und diesen Unterricht auf mehrere Stunden ausdehnen muß, so ist's klar, daß die eigentliche Besprechung des Kunstwerkes durch solche Vorträge nicht unterbrochen werden darf. Sind die so gegebenen Anschauungen den Kindern recht klar, so kann man sie leicht in die höhern Ideen einführen mit denen Schiller den Stoff verarbeitet (idealisiert) hat, und damit die rechte ethische, d. h. veredelnde Wirkung auf ihr Gemüt erzielen.

Ausarbeitung des Lehrers.

Wilhelm von Humboldt meinte, Schiller habe in diesem „Gedichte die Gewalt künstlerischer Darstellung eines Dramas über das menschliche Gemüt“ seiner Schilderung zu Grunde gelegt. Sicherlich hat dieser Gedanke bei der Ausarbeitung mitgewirkt; denn wir wissen, welche hohe Meinung unser Dichter von der rechten Wirksamkeit einer großen, künstlerisch geleiteten Schaubühne besaß. Aber dennoch darf man nicht behaupten, daß der obige Gedanke „der Grundgedanke“ des Gedichtes sei; daß die ganze Ausarbeitung auf ihn zurückgeführt werden dürfe.*)

*) Über das thörichte und gefährliche Bemühen, aus solchen Kunstwerken einen

In der alten Erzählung von dem Schicksal des berühmten Sängers Ibykus, des Erfinders der Sambuka (einer Art dreieckiger Zither), liegt ein Moment, das in Erzählungen aus dem christlichen Mittelalter, sowie in alten Sagen und Mären öfters wiederkehrt. Allen diesen Erzählungen liegt der fromme Glaube zu Grunde, daß Gott jede Schandthat rächt und sie hier auf Erden in wunderbarer Weise ans Licht bringt. Mag der Frevler noch so sicher sein: „Es ist nichts so fein gesponnen; Gott bringt es an das Licht der Sonnen." In der Sage von den „Raben des heiligen Meinrad" verrät sich einer der Mörder durch den Ausspruch: „Sieh da, die Raben Meinrads!" In der gereimten Erzählung von Chamisso „Die Sonne bringt es an den Tag" verrät sich der Mörder durch sein Verlachen dieses Ausspruchs. In einem unsrer nordischen Märchen stößt die häßliche Königstochter ihre schöne Schwester in die See. Ihre Gebeine werden von Fischern aus der Tiefe gezogen. Ein aus dem Meere entstiegener Nix formt aus den Knochen eine Harfe, besaitet sie mit den goldenen Haaren der Ermordeten und tritt am Königshofe als Rächer auf. Die Harfe singt von selber die Anklage. Wenn ein Kind an seinen Eltern gefrevelt hat, so wächst aus deren Grabe eine Hand, um wider das Verbrechen zu klagen und zu zeugen.

Schillers scharfem und klarem Geiste widerstrebte jeder Wunderglaube; darum bemühte er sich, das religiöse Element, das in der Entdeckung der Mörder liegt, in echt künstlerischer Weise zu verwerten. In ähnlicher Weise wie im „Gang nach dem Eisenhammer" erläuterte er das Wunder der Entdeckung durch die Überraschung und das böse Gewissen der beiden Mordgesellen. Dabei wird die göttliche Einwirkung nicht vernichtet, sondern bleibt als wahr bestehen. „Die furchtbare Macht, die richtend im Verborgenen wacht," sendet im rechten Augenblicke über das Theater hin die Kraniche, welche Zeugen der Mordthat gewesen sind. Alles übrige vollzieht sich ohne Wunder in ganz naturgemäßer Weise. Das Volk befindet sich in großer Aufregung. Überall hört man den edeln Sänger beklagen und die Mörder verfluchen. Auf jedem Schritte müssen die Schuldigen von Angst erfüllt werden. In diesem Zustande drängen sie sich mit der Menge ins Theater. Unter den mehr als 20000 Zuhörern hoffen sie sich oben auf den höchsten der in den Felsen gehauenen Sitze leicht verbergen zu können. Nun kommt die Aufführung. Die Erinnyen treten auf und heften sich an die Fersen des Mörders, „verfolgen ihn bis zu den Schatten und geben ihn auch dort nicht frei." Wie im Mittelalter bei Aufführung der „Mysterien"*) wird auch hier jedes Herz von

---

„Grundgedanken" herauszuquälen, verweisen wir auf unsre Einleitung S. 10. Wir werden fortan auf diese Thorheit nur noch da hinweisen, wo sie sich bei einzelnen Verfassern von „Erläuterungen" in sehr lächerlicher Weise gezeigt hat.

*) Durch die Aufführung des Mysteriums „von den klugen und den thörichten

religiösem Grauen durchzittert; denn der feste Glaube hegt keinen Zweifel, daß die Erinnyen mit ihrer furchtbaren Macht existieren und in der dargestellten Weise die Frevler verfolgen. Am ärgsten werden die Frevler getroffen; denn dies „furchtbare Geschlecht der Nacht" ruft das höchste Wehe über alle, die „verstohlen des Mordes schwere That vollbracht haben." Sowie sie in dieser seelischen Aufregung die Zeugen ihres Verbrechens, die Kraniche, über das oben offene Theater hinziehen sehen, entringt sich ihrer angsterfüllten Seele naturgemäß der unbedachte Aufschrei, der zu ihrer Entdeckung führt. Diese seelischen Vorgänge im schuldbeladenen Gemüte der Verbrecher sind den Kindern zur Klarheit zu bringen.

Das Gedicht erschien 1797 im „Balladenjahr".

Ausführung.

L. Das Gedicht führt uns in das altgriechische Leben ein, in altgriechische Sitten, Gebräuche und in altgriechische religiöse Anschauungen. Im griechischen Theater in Korinth wird vor mehr als 20000 Männern eine Tragödie, ein Trauerspiel aufgeführt. Die Art und Weise, wie die Bühne eingerichtet war, wie der Chor sang und spielte, ist euch bekannt. Aus welchen Götterwesen setzt er sich hier zusammen?

K. Aus den Rachegöttinnen, den Erinnyen.

L. Welches Amt übten sie nach dem Glauben der Griechen bei jeder Frevelthat aus?

K. Das Amt, den Frevler zu verfolgen und die böse That zu rächen.

L. Sprecht dies mit den Worten des Dichters aus!

K. „Wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht
. . . .
Und geben ihn auch dort nicht frei."

L. Wer vollzieht die Rache an den Frevlern nach unserm Glauben?

K. Gott allein.

L. Schiller hat diesen frommen Glauben hier durch die Schilderung der griechischen Verhältnisse zum Ausdrucke gebracht. Mit welchen Worten bezeichnet er diese göttliche Macht der Vergeltung?

Jungfrauen", die 1322 in Eisenach stattfand, wurde Landgraf Friedrich „der Freidige" (d. h. der Zornmütige) von Thüringen so ergriffen, daß er 5 Tage fassungslos war und darnach vom Schlage gerührt wurde. Im Mysterium werden die thörichten Jungfrauen trotz der Fürbitte der Jungfrau Maria von den Teufeln in die Hölle gezerrt. Dieser Anblick hatte des Landgrafen schuldbeladenes Herz furchtbar ergriffen. „Was ist denn der Christenglaube," soll er gesagt haben, „wenn Gott sich unsrer nicht erbarmen will um der Bitte Marias und der Heiligen willen?"

K. Die Hörer huldigen der furchtbar'n Macht, die richtend im Verborgnen wacht.

L. Welche Worte weisen auf unsres Gottes Macht hin?

K. „Die Macht, die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht."

L. Haltet fest, daß dies göttliche Richteramt hier geschildert worden ist, daß wir trotz der Darstellung griechischen Lebens und griechischer Götterwesen an uns, an unsern Gott und an unsern frommen Glauben zu denken haben.

Gott ist der Rächer jeder Frevelthat, bringt alles Verborgene an's Licht, trifft den Bösewicht oft da, wo er sich ganz sicher dünkt. Seine Wege sind oft wunderbar.*) Hier bedient er sich der Seelenangst, die sich naturgemäß in jedem Menschen regt, der einen heimlichen Mord begangen hat. Diese Seelenregungen der beiden Mörder, die zu ihrer Entdeckung führen, wollen wir uns klar machen. Zuvor wiederholt mir das soeben Vorgetragene!

L. Die Mörder haben Ibykus erschlagen und beraubt. Warum verbergen sie sich nicht?

K. Weil sie glauben vor Entdeckung ganz sicher zu sein.

L. Warum begeben sie sich nach der Stadt, die der Mord des berühmten Sängers in die größte Aufregung setzen mußte?

K. Weil sie meinen, sich unter der Menge der Festteilnehmer am leichtesten verbergen zu können.

L. Schildert mir dies Gedränge von Gästen mit Schillers Worten!

K. „Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
. . . .
Des Chores grauser Melodie."

L. Mit Recht fragt darum jeder Verehrer und Freund des Erschlagenen: „Wo ist die Spur, die unter diesen Tausenden und aber Tausenden den schwarzen Thäter kenntlich macht?" Aber unser Gott spricht: „Glaubst du, daß sich jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sähe?!" Mit Recht sagt der Dichter, daß seine furchtbare Macht sich dem tiefsten Herzen der Menschen verkündet. Auch die Mörder haben dies Gefühl; denn es ist uns Menschen eingeboren und läßt sich durch keine noch so große Verstockung des Herzens vertilgen. Beim Anblicke welcher Art von Handlungen muß es naturgemäß am meisten erregt werden?

K. Durch Handlungen, die zum Gottesdienste gehören.

---

*) Hier möge man jene schönen Bibelsprüche einflechten, die den Kindern zu unvergeßlichem Eigentum gemacht werden sollten.

L. Die Mörder sind in Korinth angekommen und haben sich unter die Menge gemischt. Durch welche Kundgebungen mußten sie sehr bald in große Angst gesetzt werden?

K. Durch die Kundgebungen der Trauer und durch die Verwünschungen, die alle Gäste gegen die Mörder richteten.

L. Da wurde denn an ihnen des Dichters Hölty Wort zur Wahrheit. Er sagt vom Bösewicht:

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu!"

Sie mußten in jedem, der sie scharf ansah oder ihnen in ungewöhnlicher Weise nahte, einen Späher und Entdecker fürchten. In welchen Seelenzustand mußten sie dadurch versetzt werden?

K. In Angst, Mißtrauen, Unruhe, Entsetzen.

L. Da das Theater mehr als 20000 Menschen faßte, so glaubten sie in diesem Gedränge einen sichern Zufluchtsort zu finden. Inwiefern weist die Wahl ihrer Plätze auf ihre innere Angst hin?

K. Sie wählen sich die schlechtesten Plätze oben auf den höchsten Stufen.

L. Nun folgt auf der Bühne die Darstellung der Rachegöttinnen, der Erinnyen. Die Mörder selbst glaubten fast daran, daß sie in Wirklichkeit so sich zeigen, so den Frevler bis zum Tode verfolgen. Wie mußte diese Darstellung auf ihr angsterfülltes, schuldbeladenes Gemüt wirken?

K. Es mußte sie mit Grausen und Entsetzen erfüllen.

L. Immerhin würden sie sich durch diesen innern, äußerlich nicht erkennbaren Seelenzustand nicht verraten haben. Da bringt Gottes rächendes Schicksal sie zu einem unfreiwilligen Geständnis. In welcher Weise?

K. Er sendet in diesem Augenblicke über die offene Bühne die Kraniche hin, welche der sterbende Ibykus zu Zeugen angerufen hat.

L. Dieser Anblick packt sie, die sich ganz sicher wähnten, mit erschütternder Gewalt, so daß der eine wider Willen aufschreit: „Sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus!" Weshalb mußte dies Wort zu ihrer Entdeckung führen?

K. Es bewies, daß der Sprecher und sein Genosse den erschlagenen Ibykus kannten und über die Kraniche und den Erschlagenen ein Geheimnis verbargen.*)

L. Sie werden ergriffen und vor den Richter geschleppt. Weshalb wurden sie leicht zum Geständnis gebracht?

K. Sie waren vor Schrecken bleich und zu sehr von Angst und Grausen erschüttert.

---

*) Solche Fragen sind schwer und stellen den Schülern schwere Aufgaben; aber sie wirken sehr bildend.

L. So hatte sich nach Schillers Worten „der Mord das Los des Todes aus dem Lied der Erinnyen geholt.“ So wurde das Wort des großen englischen Dichters Shakespeare zur Wahrheit: „Mord, hat er auch keine Zunge, spricht doch mit wunderbaren Stimmen.“*)

Versucht nun, den Inhalt des Gedichtes zu erzählen und die Seelenregungen der Mörder, die zu ihrer Entdeckung führen, in eure Schilderung hineinzuflechten.

Nach einigen Versuchen der besten Schüler giebt der Lehrer für alle den folgenden Mustervortrag:

Die Erzählung führt uns nach Griechenland, in die Zeit nach den Perserkriegen, als überall noch der fromme Glaube an das Walten der Götter und gute Sitten zu finden waren. In Korinth sollen die nationalen isthmischen Spiele gefeiert werden, zu denen Tausende von Gästen aus allen Gegenden Griechenlands herbeizueilen pflegten. Zu diesem Feste eilt auch der überall beliebte und berühmte Sänger Ibykus. Er hofft in den Wettgesängen, die dort stattfinden sollen, den Preis zu erringen und neuen Ruhm zu ernten. Aber alle seine Hoffnungen werden jäh vernichtet. Wie er in der Nähe der Stadt in den heiligen Hain des Poseidon eintritt, wird er von zwei Räubern überfallen und erschlagen. Sterbend sieht er über den Hain einen Zug von Kranichen dahinstreichen. Er hat noch so viel Kraft auszurufen: „Euch Kraniche nehme ich zu Zeugen, klagt für mich die Mörder an!“ Darnach stirbt er.

Die Mörder verlachen dies Wort. Sie berauben den Erschlagenen, und da sie sich ganz sicher wähnen, so begeben sie sich nach Korinth, um an der Festfreude teilzunehmen. In dem Gedränge der vielen Tausende, die dort herbeigeströmt sind, hoffen sie ganz unerkannt bleiben zu können.

Aber das böse Gewissen läßt sich nicht einschläfern, und gar bald wirkt die Aufregung und Entrüstung, die über den ruchlosen Mord des gefeierten Sängers überall laut geäußert wird, in den schuldbeladenen Gemütern unsägliche Angst. Jeder forschende Blick, jedes heimlich geflüsterte Wort erfüllen sie mit Mißtrauen und mit dem entsetzlichen qualvollen Wahne, daß man ihre Schandthat bereits entdeckt habe.

In dieser Aufregung begeben sie sich ins Theater. Sie wählen die am wenigsten gesuchten Plätze, die schlechtesten, ganz oben auf den höchsten Stufen. Aber Ruhe sollen sie nicht finden. Die aufgeführte Tragödie beleuchtet ihre eigne That, den heimlichen Mord. Dadurch schon erschüttert, sehen sie mit

*) Ein Citat aus „Hamlet“. Solche Sprüche mag der Lehrer in ein besonderes Heft schreiben, lernen lassen und von Zeit zu Zeit wiederholen. Ein Heft mit solchen Sinnsprüchen sollte jeder Zögling der Oberstufe besitzen. Man mag dazu auch Bibelsprüche schreiben und lernen lassen. Alle diese Sprüche müssen aber zum unverlierbaren Eigentum der Kinder gemacht werden.

Grausen die gräßlichen Gestalten der Rachegöttinnen, der Erinnyen, erscheinen und hören unter Beben ihren furchtbaren Sang, ihren Weheruf gegen die frevelhaften Mörder.

Wie sie so entsetzt, vor Schrecken bleich, während der atemlosen Stille, die in dem weiten Raume des Theaters herrscht, um sich blicken, ziehen die Kraniche, die Zeugen ihrer That, „in graulichem Geschwader“ über die offene Bühne. Da erkennt der eine Mörder Gottes Walten, und es entringt seiner schuldbeladenen, gequälten Seele sich der Aufschrei:

„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“

Das Wort wird bei der allgemein herrschenden feierlichen Stimme überall vernommen und erfüllt sofort die Tausende und Tausende von Hörern mit der Gewißheit, der Sprecher und sein Genosse seien die Mörder des geliebten und beweinten Sängers. Beide Übelthäter werden ergriffen und wagen bei ihrer innern Erschütterung nicht mehr die Frevelthat zu leugnen. Gottes rächende und strafende Hand hat sie erreicht.

---

6. Der Ring des Polykrates.

Ausarbeitung des Lehrers.

Das Gedicht erschien gleichfalls in dem „Balladenjahr“ 1797. Den Stoff entnahm Schiller der bekannten Erzählung aus dem Werke des alten griechischen Geschichtschreibers Herodot. Polykrates hatte sich in der letzten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. Geb. zum Alleinherrscher von Samos gemacht. Die Schilderung seines wunderbaren Glückes und seiner Freundschaft mit Amasis, dem Könige von Ägypten, sowie das Opfer des kostbaren Ringes sind allen feiner gebildeten Menschen wohlbekannt. Woher kommt's, daß das Gedicht trotzdem auf uns einen so erhebenden Eindruck macht?

Die meisten Erläuterer wollen hier wieder auf den beliebten „Grundgedanken“ hinweisen. Sie meinen, der Dichter habe nur den Gedanken klar machen wollen:

„Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.“

Das ist thöricht! Schiller benutzte den alten wohlbekannten Stoff, um ihn mit Hilfe religiöser Ideen der Neuzeit zu idealisieren. Das griechische Gewand hat er beibehalten; aber die religiösen Ideen sind ganz modern, so daß sie uns allen zu Herzen gehen. Auf diese Weise hat er, um mit seinen Worten zu reden, „die That zu ihrer idealischen Allgemeinheit erhoben.“

Um dramatisches Interesse, d. h. Interesse an der Handlung und den dabei thätigen Personen zu erregen, führt er uns die beiden Freunde, Polykrates und seinen Gastfreund Amasis in lebhafter Unterhaltung vor. Sie stehen auf der Zinne des Palastes, da, wo man die Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, den Hafen mit seinen Schiffen und die ferne Rhede überblicken kann. Alle glücklichen Ereignisse, die den Hauptteil des Gedichtes bilden, vollziehen sich vor den Blicken der Freunde und somit vor den unsrigen.

Der freudig erregte Herrscher weist auf die Herrlichkeit zu seinen Füßen hin und fordert den Gastfreund auf zu gestehen, „daß er glücklich sei." Wir Hörer glauben zwar nicht an „den Neid der Götter," aber wohl an die Wandelbarkeit des menschlichen Glückes. Mit Besorgnis und frommen Gefühlen hören wir dies vermessene Wort aussprechen. Wir wissen, daß nicht „der Gott im Schoße sitze, den alle Welt für glücklich preist;" daß wahres Glück nicht an Reichtum und Machtstellung geknüpft ist, daß dabei für jeden Menschen besondere Faktoren bestimmend mitwirken. Diese Gedanken bestimmen unser herzliches Interesse für den Frager. Er erscheint uns als ein in thörichtem Wahne befangener Mensch; als ein Genosse derer, die „von Gott vor ihrem Verderben in geistige Wirrnis, oft in die Nacht des Wahnsinns gestürzt werden."*) Zum Vertreter unsrer Besorgnis, unsrer Teilnahme, unsrer religiösen Ansichten hat Schiller den Gastfreund Amasis gemacht. Seine Aussprüche, scheinbar die eines Griechen, lassen sich leicht in die eines frommen Christen der Neuzeit verwandeln. Die einzelnen Ereignisse, durch welche diese Aussprüche hervorgerufen werden, steigern unser Interesse bis zu dem Opfer des herrlichen Siegelringes.**) Wir Menschen haben wahrlich alle Ursache, von „den Unsichtbaren", d. h. von unserm Herrgott, zu erflehen, „daß zum Glück uns der Schmerz verliehen werde;" denn in That und Wahrheit wird jeder fromme greise Menschenkenner zugeben:

„Noch keinen sah' ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n."

Und wer durch eigne Schuld nicht ins Elend gerät, den kann im Sonnenschein des höchsten Glückes der Tod seiner Lieben mitten ins Herz treffen und ihm bei dem größten äußern Wohlstande die Lebensfreude auf immer rauben. Das Opfer, das Amasis von dem Glücklichen verlangt, entspricht zwar nicht unsern religiösen Ideen, aber im Grunde seines Herzens wird jeder Weise

*) „Quem Deus perdere vult, prius dementat."

**) Der Ring war mit einer Gemme, einem geschnittenen Steine, verziert. Die Kunst, in den Edelstein Figuren zu schneiden, war damals erfunden worden. Darum war dies Kleinod von sehr großem Werte, entsprach nach unsern Ansichten einem Diamantring von mehreren tausend Thalern Wert. Da die Gemme ein Kunstwerk war, durfte der Ring damals als unersetzlich gelten.

namentlich im Alter beistimmen, daß bei wahrhaft beängstigendem, lange dauerndem Glücke ein kleines Unglück, eine nicht zu tief gehende Störung eine gewisse Befriedigung gewährt; uns das ganz natürliche „Grauen vor der Götter Neide" zu mildern pflegt. Man denke an den tausendfältig hervortretenden Aberglauben, der sich überall zeigt, wo es sich um das sogenannte Glück handelt. Darum wirft sich ja jeder Weise, wenn ein unerwartet großes Glück ihn trifft, mit besonderm Eifer in anstrengende und aufreibende Arbeit, um dadurch „von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre abzutragen"*) und so „dem Glücke seine Schuld zu bezahlen."

Daß Amasis nach dem letzten Glücksfall, der dem Tyrannen den geopferten Ring zurückerstattet, ihn mit Grausen verläßt, will uns nicht gefallen; aber man möge nicht vergessen, daß es sich hier nur um politische Freundschaft handelt. Der tiefer fühlende Leser oder Hörer wird bei dieser That des ägyptischen Königs von religiösem, tragischem Mitleid ergriffen; denn er findet in diesem kaltherzigen Abfall den Beweis, daß Polykrates, der scheinbar Glücklichste aller Sterblichen, Liebe und echte Freundschaft entbehren muß. Wehe ihm, wenn das Glück treulos den Rücken wendet! Ohne innern Halt, ohne die Stütze von Liebe und Treue muß er untergehen!

Ausführung.

L. Der Dichter führt uns zwei in der Geschichte bekannte Personen vor: Polykrates, den Tyrann von der Insel Samos, und Amasis, den König von Ägypten. Nach der Erzählung des alten Geschichtschreibers Herodot hatte Polykrates sich in der letzten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. Geb. auf jener Insel zum Alleinherrscher gemacht. Vom Glücke sehr begünstigt, schloß er einen Bund mit Amasis, dem ägyptischen Könige. Er hat ihn soeben als Gastfreund empfangen, führt ihn auf die Zinne seines Palastes und zeigt ihm die zu ihren Füßen ausgebreitete Stadt, den Hafen mit seinen Schiffen und die auf der fernen Rhede vor Anker liegenden Fahrzeuge. Wiederholt diesen Vortrag!

L. Zu welcher Frage veranlaßt ihn dieser Anblick?

K. Er fragt Amasis, ob er ihn nicht als einen glücklichen Menschen anerkennen wolle.

L. Welches Gefühl hatte der Anblick der beherrschten Stadt in ihm erregt?

K. Das Gefühl des Stolzes.

L. In welchen Worten spricht sich dies Gefühl aus?

K. In den Worten: „Dies alles ist mir unterthänig."

L. Stolz kann ein sehr edles Gefühl sein. Wenn jemand auf redlich erworbene Verdienste stolz ist, so darf er, wie Schiller in der „Glocke"

*) S. Schillers Gedicht: „Die Ideale."

sagt, „sich seiner Stelle freuen und dem Verächter Trutz bieten.“ „Das ist's ja, was den Menschen zieret,“ sagt er dort noch, „und dazu ward ihm der Verstand, daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand.“ Aber Stolz artet bei Mangel an rechter Selbsterkenntnis und edler Tüchtigkeit leicht in Hochmut aus. Hochmut ist ein Laster; denn es verbindet sich stets mit Verachtung unsrer Mitmenschen und mit übertriebener, ungerechtfertigter Selbstschätzung. (Wiederholung.)*)

L. Auf welche Weise hatte sich Polykrates zum Alleinherrscher gemacht? Denkt an den Ausspruch von Amasis.

K. Er hatte seine Mitbürger, die früher seinesgleichen waren, durch Gewalt bezwungen.

L. Aus welchem Worte des Amasis geht hervor, daß die Unterwerfung nicht willig geschehen ist?

K. Amasis sagt: „Einer lebt noch, die Mitbürger zu rächen.“

L. Warum kann also Polykrates durch edeln Stolz zu jener Frage nicht veranlaßt worden sein?

K. Weil die Unterwerfung der Mitbürger für ihn keine Ehre war.

L. Welches Gefühl muß ihm demgemäß jene Frage beim Anblicke der unterworfenen Stadt eingegeben haben?

K. Das Gefühl des Hochmuts und der Herrschsucht.

L. Da diese beiden Gefühle zu den unedeln gehören, so können sie nie eines Menschen wahres Glück begründen. Auf welche Stützen will der Tyrann sein Glück bauen?

K. Auf Gewalt, große Macht und die Furcht der Unterthanen und seiner Feinde.

L. Amasis denkt vielleicht nicht an die Gefühle und Eigenschaften, die unser wahres Glück bilden. Aber woraus geht hervor, daß er die Gründe, auf die sich Polykrates stützt, sehr bezweifelt?

K. Er weist auf die Gefahren hin, die diesem Glücke drohen.

L. Bezeichnet diese Gefahren näher!

K. Der Rächer kann ihn vertreiben; seine Handelsflotte kann untergehen und ihn arm machen; die feindlichen Kreter können ihn besiegen.

L. Durch welche Ereignisse wird diese Besorgnis sogleich zerstreut?

K. Der Rächer, der Feind ist, wie der Bote meldet, erschlagen; die Handelsflotte kehrt mit reichen Schätzen beladen in den Hafen zurück; die Kriegsflotte der Kreter ist vom Sturm vernichtet worden.

L. Welche Gefühle muß dieser Erfolg in Polykrates steigern?

---

*) Wenn die Wiederholung kein gutes Resultat ergiebt, so muß der Lehrer durch Fragen die rechte Klarheit über die Begriffe Stolz und Hochmut zu vermitteln suchen.

K. Die Gefühle des Hochmuts und der Herrschsucht.

L. Weshalb haben wir also Ursache, mit Amasis sehr besorgt zu werden?

K. Weil jene Gefühle unedle sind und des Menschen wahres Glück nicht begründen können.

L. Im Gegenteil, sie hindern uns, im Innern zu der Seelenruhe des Weisen, zum wahren Frieden zu gelangen, von dem Christus sagt, daß er höher ist, als alle Vernunft. Äußeres Glück ist sehr wandelbar. Nennt mir ein Sprichwort, das darauf hinweist!

K. Glück und Glas, wie bald bricht das!

L. Nennt mir aus dem schönen Liede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" den Vers, der darauf hinzielt!

K. „Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß der Gott im Schoße sitze,
Den alle Welt für glücklich preist;
Die Zukunft ändert oft sehr viel
Und setzet jeglichem sein Ziel."

L. Amasis drückt unsre Gefühle in der Weise der Griechen aus. Durch welche Worte?

K. „Mir graut vor ꝛc."

L. Die Sprichwörter enthalten volkstümliche Lebensweisheit. Sie sind aus sorgfältiger und richtiger Beobachtung der Wechselfälle des Lebens entstanden. Wie heißt das Sprichwort, das uns hier bei dem durch Glück gesteigerten Hochmut des Tyrannen in den Sinn kommt?

K. Hochmut kommt vor dem Fall.

L. Unsre Besorgnis um das Schicksal des Tyrannen wird durch des Gastfreundes Worte gesteigert. Er selbst ist vom Glücke sehr begünstigt worden. Wodurch (durch welchen Verlust) hat er „dem Glücke," wie er sagt, „seine Schuld bezahlt"?

K. Durch den Verlust seines einzigen Sohnes.

L. Die Alten hatten den Glauben, durch äußere Opfer die Götter versöhnen, das Unheil von sich und ihren Lieben abwenden zu können. Diesen Glauben haben wir auch noch, nur in veränderter Gestalt. Wir richten an unsern Gott im Himmel Dankgebete, Bitten, demütige Reugebete, Seufzer und inbrünstiges Flehen. Der Glückliche pflegt nur Dankgebete gen Himmel zu senden. Weshalb aber muß jeder ernste Mensch bei lang andauerndem, ungewöhnlichem Glücke sehr besorgt sein?

K. Weil er fürchten muß, daß es ihm zu gut geht, daß sein Glück nicht von Dauer sein werde.

L. Ihr seht, wie wir im Grunde dasselbe Gefühl haben, das Amasis in der Weise der Griechen ausdrückt. Wodurch (durch welch ein Leben, durch welch ein Thun) kann ein edler Mensch einem so unerwarteten, andauernden Glücke „seine Schuld bezahlen"?

K. Durch ein edles Leben, durch Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Nächstenliebe, edeln Fleiß.

L. Hier zeigt sich in unsrer heutigen Anschauung und der des alten Heiden Amasis ein großer Unterschied. Durch welches äußere Opfer meint er, könne Polykrates sein Glück dauernd an sich fesseln?

K. Durch das Opfer seines größten Schatzes.

L. Warum spricht der Tyrann davon, daß er den kostbaren Ring den „Erinnyen" weihen will?

K. Weil er fürchtet, daß die Rachegöttinnen ihm feindselig gesinnt sind und ihm sein Glück nicht gönnen.

L. Sein größter Schatz war leider nicht dies Kleinod, sondern eine ihn innerlich beglückende und erhebende schlechte Eigenschaft. Schildert sie mir!

K. Herrschsucht verbunden mit Hochmut.

L. Diesen Schatz konnte er nicht opfern; darum halten wir den Verlust des kostbaren Ringes nur für ein sehr geringes Opfer. Sowie wir sehen und hören, daß selbst hiebei ein äußeres wunderbares Glück ihm treu bleibt, müssen wir mit Amasis sehr bestürzt werden. Auf welchen Grund stützt der ägyptische König seinen Entschluß, sofort abzureisen, die Freundschaft aufzukündigen?

K. Er sagt: „Die Götter wollen, Polykrates, Dein Verderben; darum eil' ich fort, um nicht in Dein trauriges Schicksal verwickelt zu werden."

L. Das ist altgriechische Anschauungsweise. Wir Christen werden bei diesem unerwarteten Glücksfall von ganz andern Gefühlen bewegt. Das deutsche Sprichwort „Hochmut kommt vor dem Fall" drückten die Alten so aus: „Wen Gott verderben will, schlägt er vorher mit Verblendung." Wiederholt dies Wort!

L. Inwiefern mußte dies Wort hier am Tyrannen zur Wahrheit werden?

K. Es mußte seine Herrschsucht, seinen Hochmut und seinen Übermut steigern und ihn sorglos machen.

L. Obgleich wir diese bösen Eigenschaften vom Beginn der Erzählung an kennen, so haben wir ihn doch in seinen Glücksfällen mit herzlicher Teilnahme begleitet. Weshalb will uns die letzte That des Amasis nicht gefallen?

K. Weil er ihm in der Not die Freundschaft aufkündigt und ihn verläßt.

L. Er wird gerechtfertigt, wenn wir erwägen, daß nur Staatsklugheit ihn bewogen hatte, mit Polykrates ein Bündnis zu schließen. Warum muß trotz dieser Erkenntnis diese That uns für den Tyrannen mit Wehmut erfüllen?

K. Weil wir sehen, daß der Freund ihn in der Not verläßt.

L. Noch ist die Not nicht hereingebrochen; aber wir dürfen fast mit Gewißheit annehmen, daß sie ihn treffen werde. Welche Gefühle der Bürger schützen in solcher Not den edeln, treuen Herrscher?

K. Die Gefühle der Treue, der Liebe, der Ehrfurcht.

L. Warum durfte er auf solche Gefühle nicht bauen?

K. Weil er sich zum Gewaltherrscher gemacht und die Bürger ihrer Freiheit beraubt hatte.

L. In welcher Weise werden sich die Folgen dieser That in der Not, im Unglücke zeigen?

K. Die Bürger werden ihn verlassen, ihn zu vertreiben suchen.

L. Welches Gefühl muß sich bei solchen Erwägungen unsrer herzlichen Teilnahme für den scheinbar so Glücklichen beigesellen?

K. Das Gefühl von Mitleid.

L. Wenn dies Gefühl sich wie hier auf ernstes Nachdenken stützt und unsre Gedanken auf den Wechsel des Lebens und auf Gottes Walten hinlenkt, so nennen wir es tragisches Mitleid. Es verbindet sich mit der tragischen Furcht vor unserm eignen und aller Menschen wandelbaren Geschick. Dies edle tragische Mitleid ist wohl zu unterscheiden von dem niedern, alltäglichen, das wir gedankenlos auch mit kranken, leidenden Tieren empfinden. Wiederholt diesen Unterschied!*)

L. (nachdem diese Belehrung über tragisches Mitleid sorgsam befestigt ist). Die Geschichte weist nach, daß König Amasis richtig prophezeit hatte. Polykrates mußte bald darauf auf grausame Weise durch Verrat sein Leben verlieren. Wiederholt jetzt den Inhalt des ganzen Gedichtes und flechtet die erhaltenen Lehren dabei in die Darstellung hinein!

Mustervortrag des Lehrers.

Der Dichter bringt uns eine Erzählung aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. Geb. Er führt uns in die Hauptstadt der neben der westlichen Küste von Kleinasien liegenden Insel Samos. Dort steht auf der Zinne seines Palastes Polykrates, der allmächtige Herrscher, und zeigt dem ägyptischen Könige Amasis, seinem Gastfreunde, die zu ihren Füßen ausgebreitete Stadt, den Hafen und die ferne Rhede. Er hat seine Mitbürger bezwungen und sich zum Alleinherrscher, zum gefürchteten Tyrannen gemacht. Bei dem Anblicke der Herrlichkeit zu seinen Füßen regen sich in ihm die Gefühle befriedigter

*) Diese Belehrung über das echte tragische Mitleid — nach Lessing „die auf uns bezogene tragische Furcht" — muß bei jedem Gedicht, dessen Ausgang dies Gefühl erregt, sorgfältig wiederholt werden. Diese Betrachtungen sind sehr bildend.

Herrschsucht und eiteln Hochmutes und bewegen ihn zu dem vermessenen Worte: „Gestehe, Amasis, daß ich glücklich bin!“ Der ägyptische König besitzt Weisheit und Lebenserfahrung. Er kennt die Wandelbarkeit menschlichen Glückes und wird darum bei dieser vermessenen Forderung von frommem Grauen ergriffen. Er drückt dies Gefühl zunächst durch Zweifel aus. „Dir lebt,“ sagt er, „noch der mächtige Feind, der sich für die von Dir unterjochten Samier zum Rächer aufgeworfen hat. Deine Handelsflotte ist den Stürmen preisgegeben; wenn sie zerschellt, ist Dein Reichtum dahin. Du führst Krieg mit den mächtigen Kretern; wenn sie siegen, wird deine Herrschaft vernichtet.“ Der augenblickliche Erfolg aller gefährlichen Unternehmungen, der Glücksfall, durch den jene Zweifel, kaum ausgesprochen, zerstreut werden, scheint den Tyrannen zu rechtfertigen. In der That scheint sein Glück grenzenlos zu sein. Aber der weise Freund wird dadurch nur mit Entsetzen erfüllt. Er selbst hat die Wandelbarkeit irdischen Glückes erfahren müssen; denn mitten in der Freude über alle seine Erfolge hat er seinen einzigen Sohn verloren und damit diesem gefährlichen Glücke seine Schuld teuer bezahlt. Nach der Weise der frommen Griechen spricht er darum die ernste Warnung aus:

„Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.“

Wir denken dabei an unsern Gott im Himmel und müssen Amasis' ernsten Worten völlig beistimmen; denn niemand ist, wie der alte weise Solon sagt, vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Da bei den Griechen nach ihrem Glauben die Götter durch äußere Opfer, z. B. Brandopfer, Sühnopfer, Dankopfer von geschlachteten Tieren versöhnt oder zu Mitleid und Hilfe bewogen wurden, so fordert Amasis dieser alten Sitte gemäß den Tyrannen auf, sein größtes Kleinod den ihm Verderben drohenden Erinnyen, den Rachegöttinnen, zu weihen. Diese schwerwiegenden Worte haben den Glücklichen besorgt gemacht. Er befolgt den Rat und wirft einen kostbaren, unersetzlichen Ring, sein größtes Kleinod, in das Meer. Noch einmal scheint sein Ausspruch, daß er ein Schoßkind des Glückes sei, zur Wahrheit zu werden; denn der geopferte Ring wird ihm am nächsten Tage zurückgebracht. Beim Untersinken ist das glänzende Kleinod von einem Raubfische verschlungen worden. Das Tier wird gefangen und in die Küche des Tyrannen geliefert. Beim Zerteilen wird das Kleinod vom Koche entdeckt und seinem Herrn ausgehändigt. Polykrates wird über diesen außergewöhnlichen Glücksfall mit Freude erfüllt, sein Gastfreund mit Entsetzen. „Die Götter,“ ruft er aus, „wollen Dein Verderben; darum verlasse ich Dich, um nicht in Dein trauriges Geschick verwickelt zu werden.“ Freilich besteht zwischen diesen beiden Fürsten kein echtes Freundschaftsbündnis; denn die Verbindung ist nur aus Gründen

der Staatsklugheit geschlossen worden: aber dennoch wird unser Herz bei diesem Abschied mit Besorgnis, mit Wehmut, mit herzlichem Mitleid erfüllt. Wir gedenken des Wortes: Wen Gott verderben will, straft er vorher mit Verblendung, und ahnen, daß der Tyrann keinen Freund besitzt; daß bei einem jähen Wechsel des Glückes Liebe und Treue ihn nicht unterstützen werden. Gehaßt von den unterjochten Mitbürgern, die ihm nur aus Furcht gehorchen, muß er in solcher Not elend untergehen. Unsre Seele wird erfüllt mit dem frommen tragischen Mitleid. Wir denken an den Unbestand menschlichen Glückes, an unsre menschliche Schwäche und Vermessenheit, und wenden unser Herz in frommer Andacht zu dem, der unsere Schicksale lenket wie Wasserbäche. Die aus der Geschichte entnommene Gewißheit, daß Polykrates wirklich bald darauf ins Verderben geriet, kann unsre so erregten frommen Gefühle nur erhöhen und uns demütig stimmen.

---

7. Der Taucher.

S. des Verfassers „Lehrkunst“ (Leipzig bei Julius Klinkhardt). 2. Auflage. S. 89—103.

Die Sinngedichte.*)

1. Das Mädchen aus der Fremde.

Ausarbeitung des Lehrers.

Das Gedicht ist eine Allegorie, d. h. die weitere Ausführung eines Bildes. Das Mädchen aus der Fremde ist die Dichtkunst. Sie erscheint bei armen Hirten, d. h. bei den im harten Kampfe mit Not und Sorge ringenden, freudlosen Menschen. Das Mädchen erscheint in jedem Jahre, wenn die Lerchen den Frühling ankündigen, wenn diese liebliche Jahreszeit erscheint, durch die selbst arme und ungebildete Menschen mit Wonne erfüllt werden. „Man wußte nicht, woher sie kam;“ denn

„wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt.“

Die Gabe der Dichtkunst ist eingeboren, läßt sich durch Fleiß und Studium nicht erringen. „Schnell war ihre Spur verloren, sobald das Mädchen Abschied

*) Wir bitten nachzulesen, was in der Einleitung über Sinngedichte gesagt worden ist.

nahm." Die Werke der Dichtkunst, vom kleinsten lyrischen Gedichte auf bis zu der ernsten Tragödie wirken nur eine vorübergehende freudige Erregung, im besten Falle eine nicht nachhaltige Rührung und Erhebung. Sie dienen uns zum feinern Genuß und können darum nicht wie die Werke der Wissenschaft unsre Bildung fördern.*) Aber trotzdem stehen sie höher als Werke der Wissenschaft, darum tritt die echte Kunst mit „Würde und Höhe" auf und weist jeden zurück, der sie etwa, wie die Gelegenheitsdichter, zu niedern Diensten mißbrauchen will. Ihre Gaben, Blumen und Früchte, d. h. Lieder und ernste Sinngedichte voll edler tiefer Gedanken und Ideen, haben mit dem alltäglichen Leben nichts zu thun. Die Werke der echten Kunst zeigen uns das Leben im Lichte und Glanze des Ideals; sie führen uns vom Irdischen hinauf zu edlerm Denken, zu feinerm Sinnen; daher scheinen sie überirdischen Ursprungs zu sein, „aus einer andern glücklichern Natur, einem glanzvollern Sonnenlichte" zu stammen. Wer reinen Sinnes ist und Freude am Schönen empfindet, fühlt sich durch diese Gaben reich beschenkt, mag er jung oder alt sein. Knaben, Mädchen, Jünglinge, Greise und Greisinnen: allen ohne Unterschied erscheinen bei empfänglichem Sinne diese Gedichte wie köstliche Geschenke, die man nur mit Ehrfurcht betrachten darf. Am meisten beglücken sie liebende Paare; denn das reinste und höchste Glück des Lebens, dessen sie sich erfreuen, bildet den Inhalt der feinsten und edelsten Gaben unsrer deutschen Lyrik. „Willkommen sind alle Gäste," auch die, welche bei mangelhafter Bildung nur Staunen nnd verständnislose Bewunderung zeigen; denn dies Gefühl kann leicht gebildet werden. Ausgeschlossen bleiben nur böse Menschen und kaltherzige selbstsüchtige Naturen: für sie hat die Poesie ihre Kränzlein nicht gewunden.

Nachdem der Lehrer sich den Inhalt in dieser Weise klar gemacht, erwächst ihm die wahrlich nicht leichte Aufgabe, diese Gedanken zum Eigentum seiner Zöglinge zu machen. Der bloße Vortrag, mag er immerhin mustergültig sein, vermag hierbei, sowie bei allen feinern und tiefern Sinngedichten, allein nicht genügend zu nützen. Hier soll und muß die sokratische Kunst zur Anwendung kommen.

*) Wenn man erwägt, daß Schiller der hohen Tragödie, überhaupt der erhabenen Kunst die Wirkung zuschrieb, daß sie durch Schönheit die Welt zu höherer Sittlichkeit führen könne (s. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts), so scheint der Dichter unter dem „Mädchen aus der Fremde" nur die lyrische Dichtkunst verstanden zu haben. Ihre Schöpfungen sind sehr lieblich, pflegen aber nach kurzem Genuß schnell vergessen zu werden. Nur wenige für diese Kunst begeisterte Menschen pflegen sie treu im Gedächtnisse zu behalten.

Ausführung.

L. Das Gedicht ist eine Allegorie, d. h. die weitere kunstvolle Ausführung eines Bildes. Versucht euch nicht im Raten: unter dem „Mädchen aus der Fremde" hat Schiller die Dichtkunst, insonderheit die lyrische Kunst verstanden.*) (Wiederholung.)

L. Das Mädchen erscheint in jedem Frühling in einem Thal bei armen Hirten. Bei jeder Allegorie sind die einzelnen Ausdrücke bildlich zu nehmen und auszudeuten. An welchen Mängeln pflegen arme Hirten im Gegensatze zu reichen und beglücktern, höher gestellten Menschen zu leiden?

K. Sie haben schwere Arbeit zu verrichten, sind einfache, ja verachtete Diener und haben oft nicht satt zu essen.

L. Ihr findet überall sowohl auf dem Lande, wie in den größern und kleinern Städten Menschen, die ein ähnliches Leben führen. Versucht nun, diesen Ausdruck „arme Hirten" auf alle ähnlich gestellten Menschen zu übertragen. Welche Menschenklasse hat Schiller bei diesem Ausdrucke gemeint?

K. Alle armen, bedrückten, mit Sorge und Not ringenden Menschen ohne Unterschied.

L. Ihnen allen, diesen schwer ringenden, mit Not und Sorge kämpfenden Menschen erscheint die Dichtkunst mit ihrer beglückenden Schönheit. Auf welchen Ursprung deutet das Wort hin, daß sie nicht in dem Thal geboren war?

K. Auf ihren höhern göttlichen Ursprung.

L. Schiller hat diese göttliche unerklärliche Begabung des echten Dichters und Sängers im „Grafen von Habsburg" mit herrlichen Worten geschildert. Wiederholt diese Verse!

K. „Wie in den Lüften der Sturmwind braust ꝛc."

L. Inwiefern wirkt diese lyrische Dichtkunst beseligend?

K. Jeder erfreut sich an den schönen Gedichten.

L. Ihr Kinder versteht noch nicht, daß einzelne dieser herrlichen Lieder, dieser sinnvollen Gedichte beseligend wirken können. Aber ihr könnt euch wohl in Lagen versetzen, in denen der Mensch diese Wirkung empfinden muß. Denkt euch, ein Deutscher sei nach Amerika ausgewandert, lebe fern von seiner Heimat unter fremden Menschen, die eine andere Sprache reden, andere Sitten haben. Von welchen Gefühlen muß er ergriffen werden, wenn er plötzlich eines dieser schönen deutschen Gedichte deklamieren, eines dieser schönen deutschen Lieder singen hört?

---

*) Wenn die Zöglinge über den Unterschied zwischen lyrischer, epischer und dramatischer Dichtkunst noch nicht unterrichtet sind, muß man hier vor der Besprechung des Gedichtes die Belehrung geben. Sie darf nicht oberflächlich sein und erfordert mehrere Unterrichtsstunden.

K. Er muß Freude, Rührung, Erhebung, Heimweh empfinden.

L. Wenn ihr dies erwägt, werdet ihr verstehen, in welcher Weise dies Mädchen aus der Fremde, die lyrische Dichtkunst, auf Menschen beseligend wirken kann.

L. Man mißbraucht die Dichtkunst auch zu untergeordneten Zwecken; man macht Gedichte, um Familienfeste zu verschönern, um hohe Personen zu empfangen, große allgemeine Feste einzuleiten. Alle diese Gedichte sind keine Kunstwerke, haben mit der echten Kunst nichts zu schaffen. Haltet das Bild fest: zu welcher Stellung würde sich das „Mädchen aus der Fremde" erniedrigen, wenn sie ihre Kunst zu solchen Zwecken hergäbe?

K. Zur Stellung einer Dienerin.

L. Die wahre echte Kunst hat keinen andern Zweck im Auge, als nur Schönes zu geben, das alle Menschen mit empfänglichen Sinnen zu erfreuen, zu erheben, zu begeistern vermag. Welche Stellung nimmt das „Mädchen aus der Fremde" ein, sobald sie sich nur der edeln Kunst widmet?

K. Die Stellung einer Herrin, einer vornehmen Person.

L. Durch welche Worte drückt diese Stellung Schiller hier aus?

K. Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.

L. Mit welchen lyrischen Gedichten sind die vom Mädchen gespendeten Blumen zu vergleichen?

K. Mit den sangbaren Liedern.

L. Und die Früchte?*)

K. Mit den schönen sinnvollen Gedichten.

L. Der Unterschied zwischen diesen beiden Kunstschöpfungen ist euch klar gemacht worden. Man pflegt echte Lieder gar oft mit köstlichen Blumen zu vergleichen; denn man sagt, sie seien umgeben von einem Hauch des Schönen, die Verse seien duftreich. Wiederholt diese Worte und nennt mir sangbare Lieder, von denen diese Ausdrücke gebraucht werden dürfen!

L. In den sinnvollen Gedichten werden uns Gedanken in schöner Form geboten. Dieselben Gedanken können auch bei Werken der Wissenschaft vorkommen. Wie wirken dieselben Gedanken aber im Zauber der schönen kunstvollen Form?

K. Sie versetzen unser Gemüt in ein höheres, feineres Sinnen.

(Die Kinder werden solche Aussprüche des Lehrers, selbst wenn sie z. B. durch den Hinweis auf Fr. Rückerts köstliche Ghaselen und Sonette erläutert

*) Bei der Belehrung über die lyrische Kunst ist's durchaus nötig, den Unterschied zwischen echten Liedern und den nicht sangbaren, aber dennoch sowohl durch Inhalt wie durch Formenschönheit wirkenden sinnvollen Gedichten genau zu erörtern. (S. Einleitung.)

werden, in ihren jungen Jahren nur halb verstehen; aber man kann sicher sein, daß bei den besten sich zu diesem oberflächlichen Verständnis mit den Jahren auch das feinere Gefühl gesellt. Man sorge nur dafür, daß diese Proben, diese kleinen tiefsinnigen und schönen Sinngedichte, z. B. „Mensch, es ist der Schöpfung Pracht rc.", oder „Der Himmel ist, von Gottes Hand gehalten rc." streng wörtlich gut auswendig gelernt und durch Wiederholung den Kindern zum unverlierbaren Eigentum gemacht werden.)

L. Ihr seid belehrt worden, daß der Dichter diese erhebende Wirkung durch feines Idealisieren des Stoffes erzielt. Erklärt mir nun das Wort: „diese Blumen und Früchte seien in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur gereift"?

K. Die Lieder und Sinngedichte versetzen uns infolge der Idealisierung des Stoffes in eine höhere, feinere Welt. Die Ideen, mit welchen der Stoff verarbeitet ist, gehören zu den höhern, edlern.

L. An diesen schönen Liedern und Sinngedichten erfrischt sich jeder Mensch nach seiner Begabung und seiner Bildung. Am meisten werden sie von glücklichen Menschen gesucht und von solchen, deren Herz mit Freude und Hoffnung auf die Zukunft erfüllt ist. Darum werden die Gaben des Mädchens aus der Fremde am höchsten von Brautleuten begrüßt; denn sie befinden sich in der glücklichsten Zeit ihres Lebens.

Tüchtigen Schülern und Schülerinnen darf man nach solch einer Besprechung wohl zumuten, den Inhalt dieser schönen Allegorie zu wiederholen und die empfangene Belehrung dabei zu verwerten. Da wir die Einleitung schon so eingerichtet haben, daß sie das ganze Gedicht sorgsam erörtert, so ist ein Mustervortrag hier überflüssig.

---

2. Das Eleusische Fest.

Um dies Gedicht, sowie die nun folgenden tiefsinnigen Schöpfungen recht zu verstehen, brauchen die Kinder Kenntnis der griechischen Götterlehre und einiger Seiten des altgriechischen Kulturlebens. Es empfiehlt sich, diese Belehrungen vor dem Behandeln dieser Sinngedichte im Zusammenhange zu geben. Darnach genügt es, bei einem Gedichte wie das vorliegende nur kurze Wiederholungen anzustellen. Wir wiederholen hiebei unsern früher gegebenen Rat, diese notwendigen Belehrungen an Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" anzuknüpfen und das Gedicht wörtlich auswendig

lernen zu lassen. Wer von solchem Unterrichte durch die Aussprüche thörichter Frömmler zurückgeschreckt werden sollte, der lese nach, was der treffliche Dr. Karl Hoffmeister im 3. und 5. Bande seines Werkes darüber sagt. Eigene Erfahrung hat uns zur Genüge belehrt, diesen Rat als sehr wichtig empfehlen zu dürfen. Es ist wohl selbstverständlich, daß solche Belehrungen stets durch gute Abbildungen unterstützt und befestigt werden müssen.*)

„Das Eleusische Fest" erschien 1799; bald darauf in demselben Jahre das größte der philosophischen Sinngedichte: „Die Glocke", und am Schlusse dieses fruchtbaren Jahres das vollendetste dramatische Kunstwerk: die Trilogie Wallenstein.

Zur Vorbereitung geben wir für den Lehrer noch die folgenden Notizen:

Die Griechen verehrten Ceres oder Demeter, die Göttin des Ackerbaues, auch als die Gründerin der bürgerlichen Gesellschaft und der damit verbundenen Gesittung. In Attika wurden ihr zu Ehren zwei Feste, „die großen und die kleinen Eleusinien", gefeiert. Die großen wurden alljährlich veranstaltet und dauerten neun Tage. Dabei fanden besonders feierliche Gebräuche statt für die Eingeweihten, die Mysten, die schon bei den kleinen Eleusinien die Vorweihe erhalten hatten. An dies große Fest knüpft Schiller seine herrliche Dichtung.

Bei der Besprechung und Erläuterung handelt es sich für den Lehrer darum, nach dem Worte des mit Recht berühmten Psychologen und Philosophen, des noch lebenden Professors Wilhelm Wundt, 1. Rechenschaft zu geben über die Art der Verbindung der einzelnen Gefühlsformen zu einem ästhetischen Totalgefühl (s. unsre Einleitung, S. 12) und 2. zu ermitteln, aus welchem Grunde die ästhetischen Elementargefühle sich vorzugsweise zu Trägern der gesamten ästhetischen Wirkung eignen. Diese Aufgabe wird Stümper, gleichviel ob Akademiker oder Seminaristen, sicherlich abschrecken; sie wird dagegen alle Tüchtigen mit dem rechten Eifer erfüllen.

Dies ästhetische Totalgefühl ist als Wirkung des ganzen Gedichtes **eine weihevolle Stimmung**, wie wir sie bei einem großen unter frommen Gebräuchen vollzogenen **Erntedankfest** empfinden. Durch die Kunst des Lehrers sind die Kinder mit Hilfe geschickt gestellter Fragen und kluger Erinnerung an solche Feste, bei denen sie jene Gefühle wirklich gehabt, jene fromme Stimmung wirklich empfunden haben, in das Verständnis für diese Hauptwirkung einzuführen.

---

*) In den Städten, selbst in den kleinsten, sind solche Abbildungen leicht zu erwerben. Die Lehrer in dreiklassigen gehobenen Landschulen können sie sich auch mit Leichtigkeit verschaffen. Durch eine Ausrede würde sich ein Lehrer in meinen Augen nur ein Armutszeugnis ausstellen.

Ausführung.

L. Das Gedicht beginnt mit einer Aufforderung sich allgemeiner Freude hinzugeben. Schildert sie mir samt der Begründung!

K. Wir sollen Kränze aus Ähren und Kornblumen flechten und uns der Freude hingeben; denn die Königin wird einziehen.

L. Welche Wohlthaten werden dieser hohen Frau zugeschrieben?

K. Sie hat die wilden Sitten der Menschen bezähmt, und friedliche, feste Hütten gegründet.

L. Diese Worte zeigen an, daß eine besondere Königin gemeint ist. Schiller versteht unter diesen Bezeichnungen die Göttin Ceres oder Demeter. Die Griechen verehrten sie als die Göttin des Ackerbaues, auch als die Begründerin der bürgerlichen Gesellschaft und der damit verbundenen Ordnung und Gesittung. In Attika wurden ihr zu Ehren zwei Feste, die kleinen und die großen Eleusinien, gefeiert. Bei dem kleinen Feste wurden neue Teilnehmer eingeweiht. Sie hießen Mysten. Bei dem großen, das Schiller hier in der Überschrift das „Eleusische Fest" nennt, wurde diese Vorweihe durch besondere heilige Gebräuche bestätigt. (Wiederholung.)

L. Diese Feste wurden von frommen Griechen als sehr heilige angesehen. Welchen Gefühlen sollen wir uns daher nach der Aufforderung in der ersten Strophe hingeben?

K. Frommen Gefühlen.

L. In welchem Glanze soll uns die hier Königin genannte Ceres oder Demeter erscheinen?

K. Als Göttin, als Wohlthäterin der Menschheit.

L. Da wir nicht Griechen sind; da von uns keine Göttin Ceres verehrt und angebetet wird: so haben wir hier wieder wie in andern Gedichten, z. B. im „Ring des Polykrates" die Schilderung des griechischen Lebens auf unsre Verhältnisse zu übertragen. Bei welcher Gelegenheit winden wir Ährenkränze zu einem frommen Feste?

K. Bei Gelegenheit eines Erntefestes oder eines Erntedankfestes in der Kirche.

L. Auf welche Gefühle gründet sich dann unsre Freude?

K. Auf die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe zu Gott.

L. Ihr wißt, daß eine Allegorie die weitere Ausführung eines Bildes ist. Hier bietet uns Schiller viele einzelne schöne Bilder, die alle aus der griechischen Götterlehre entnommen sind und auf altgriechisches Leben hinweisen. Die letzte Strophe des Gedichtes bringt dieselbe Aufforderung zur dankbaren Freude wie die erste. Man könnte diesen Schlußworten ein „darum" oder

„deshalb“ vorsetzen. Welchem Zwecke müssen daher die zwischen diesen Strophen gegebenen Bilder und Schilderungen dienen?*)

K. Dem Zwecke, diese Aufforderung zur Freude näher zu begründen.

L. Dieser Zweck wird uns schon bei der zweiten Strophe ganz klar. Sie schildert uns die traurigen Zustände in den uralten Zeiten. Zur Erläuterung haltet noch fest, daß ein „Troglodyte“ ein Höhlenbewohner ist, ein Wesen aus der Zeit, da die Menschen sich noch auf der rohesten Stufe der Gesittung befanden. Nomaden, d. h. herumziehende, nicht an feste Wohnsitze gebundene Hirtenvölker finden wir noch heutzutage in Asien; Jägervölker in Amerika. Zu jenen gehören die Kirgisen im Osten des Kaspischen Meeres; zu diesen die Indianer in Nord- und Südamerika. (Wiederholung.)

L. Schildert mir der Strophe gemäß jene traurige Vergangenheit!

K. In der uralten Zeit lebten die Menschen, die Troglodyten, wie wilde Tiere in Höhlen, oder sie zogen als Nomaden mit ihren Herden von Ort zu Ort, oder streiften als Jäger durch Felder und Wälder. Sie alle pflegten Fremdlinge, namentlich schiffbrüchige, zu töten und zu berauben.

L. Wie die griechische Göttersage erzählt, war der Göttin Ceres ihre Tochter Proserpina, griech.: Persephone, von Pluto, dem Gotte der Unterwelt, geraubt worden. Sie irrte in ihrem Gram in der Welt umher, um das geraubte Kind zu suchen. Bei dieser Irrfahrt kam sie in die entferntesten Gegenden der Erde zu diesen soeben geschilderten Menschen. (Wiederholung.)

L. Schildert mir, welche Mängel sie dort vorfindet.

K. Sie findet kein Obdach, keinen Tempel, in dem man Götter ehrt, keine Gastfreundschaft. Sie erkennt an den Gebeinen auf rohen Altären, daß diese Menschen ihre Feinde geopfert haben; daß diese Wilden überall in Elend leben.

L. Zu welchen Gefühlen wird sie dadurch bewegt?

K. Zu Trauer und Mitleid.

L. Weshalb trauert sie beim Anblicke dieser so entarteten Menschen?

K. Weil die Götter diesen Menschen ihr Bild verliehen haben; weil ebenso schön gestaltete Wesen als Götter im Olymp leben.

L. Drückt denselben Gedanken durch das bekannte Bibelwort von der Schöpfung des Menschen aus!

K. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.

*) Diese Frage gehört zu den schwersten, die an Kinder gestellt werden können. Aber man stelle sie getrost, um die Geister zu prüfen. Klar denkende und scharfsinnige Zöglinge werden sie beantworten. Da sie ganz korrekt gestellt ist, so darf man von klar logisch denkenden Menschen die richtige Antwort fordern.

L. Aus welchen Gefühlen will die Göttin sich der entarteten Menschen annehmen?

K. Aus Mitleid und Erbarmen.

L. Beide Gefühle stammen, wenn sie echt sind, aus der tiefen wahren Liebe. Warum führen uns die Worte der Göttin unwillkürlich auf unsern Gott im Himmel hin?

K. Weil er sich seiner Menschen aus Liebe erbarmt und sich der Verlornen annimmt.

L. Übertragt demgemäß alle folgenden Aussprüche und Bilder auf dies göttliche Erbarmen und die göttliche Weisheit. Der Mensch soll, wie die Göttin sagt, mit der Erde einen heiligen Bund stiften. Inwiefern zeigt sich diese That beim Ackerbau?

K. Der Mensch bearbeitet die Erde unter Gottes Beistand und sie spendet ihm dafür Früchte.

L. Was bedeutet die Forderung, er solle diesen Bund gläubig mit der frommen Erde stiften?

K. Er soll dabei an Gott denken und ihn um Segen und Gedeihen anflehen.

L. Ihr erseht hieraus, daß die Göttin die Menschen durch ihr Geschenk fromm machen will. Um ihre Absicht auszuführen, muß sie ihnen in sichtbarer Gestalt erscheinen. Schildert mir, wie sie diese Absicht ausführt und die verirrten Menschen belehrt.

K. Sie erscheint den Menschen bei ihrem rohen Siegesmahle, während sie das Blut erschlagener Feinde trinken. Sie lehrt, daß Gott nur reine Opfer haben will; Früchte, wie der Herbst sie beschert.

L. Dieser Belehrung durch das Wort läßt sie die durch die That folgen. Schildert mir, wie sie dabei verfährt.

K. Sie furcht mit dem Schaft des Jägerspießes den Boden, streut Keime hinein, läßt sie aufgehen, wachsen und Ähren tragen. Darnach lehrt sie Garben binden und die besten auf einem aus Feldsteinen erbauten Altar den Göttern als Dankopfer darbringen.

L. Um diese Wilden wirksam zu belehren, vollzieht sie vor ihren Augen diese drei Thaten, welche das Wesen und die Arbeiten des Ackerbaues vorführen und die fromme Pflicht eines Dankopfers, eines Erntedankfestes begründen sollen. Auf welche Weise bewirkt sie in den Gemütern der Wilden dabei die rechte fromme Stimmung?

K. Sie fleht zu Zeus, diesen Blinden durch ein Zeichen die Augen zu öffnen und sie zu frommem Dank und zur Verehrung seiner göttlichen Macht zu erregen.

L. Durch welche Mithilfe führt der Gott diese Sinnesänderung der Menschen herbei?

K. Er sendet auf den Altar seinen Blitz, um das Opfer zu entzünden und läßt darüber seinen heiligen Vogel, den Adler, kreisen.

L. Wie wirkt die Belehrung in Verbindung mit diesem Wunder auf die Menge?

K. Sie werden gerührt, zeigen ein menschliches Gefühl, stürzen der Göttin zu Füßen und bitten um weitere göttliche Lehren.

K. Ihr kennt das Wort: Gott ist in dem Schwachen mächtig; er hilft gern dem, der ihn von Herzen anruft. Der fromme Glaube dieser Wilden war erregt; „das Wunder," sagt der weise Goethe, „ist des Glaubens liebstes Kind." Durch welches Bild aus der griechischen Götterlehre wird diese väterliche Güte und Hilfe unsres Herrgottes hier dargestellt?

L. Zeus sendet alle Götter aus dem Olymp den Menschen und seiner Schwester Ceres zu Hilfe; selbst Pluto, der Gott der Unterwelt, und Poseidon, der Beherrscher der Meere, eilen herbei.

L. Beschreibt mir, ohne Bilder anzuwenden, die Wohlthaten, welche den Menschen durch diese göttliche Hilfe zu teil wurden.

K. Sie lernten die Felder durch Grenzen abstecken und das Recht der Nachbarn achten. Sie lernten das Eisen bearbeiten und zur Beackerung die Pflüge schmieden. Sie lernten Städte gründen, sie mit Mauern umgeben und das Eigentum der Bürger in der Umgegend schützen. Sie holten aus den Wäldern gewaltige Bäume, aus den Steinbrüchen den Marmor, um starke Mauern zu erbauen, sie mit Türmen und Thoren zu versehen und herrliche mit Säulen geschmückte Tempel zu erbauen.

(Selbstverständlich hat der Lehrer diese Antwort auf mehrere Zöglinge zu verteilen. Die einzelnen Strophen dienen dabei zum Anhalt. Zuletzt fordere man Zusammenfassung in der hier gegebenen Form.)

L. Durch welche Stiftung schließt Ceres dies Werk ihrer göttlichen Belehrung ab?

K. Durch die Stiftung der Ehe.

L. Durch welche That wird die Ehe hier eine heilige Stiftung?

K. Alle Götter segnen das Paar und beschenken es mit ihren Gaben.

L. Durch welche Handlung weist Schiller darauf hin, daß wir alle diese Gaben, die die Erfindung des Ackerbaues gebracht, als fromme Geschenke unsres Gottes auffassen sollen?

K. Ceres tritt zum Schlusse an den Altar und lehrt die Bürger das heilige Erntedankfest feiern.

L. Sprecht mir die Lehren, die sie dabei giebt, in einfachen Worten aus!

K. Die Tiere gehorchen nur dem Naturgebot; der Mensch aber soll sittlich leben, denn allein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein.

L. In welcher Weise feiert Schiller in der Schlußstrophe die beglückende Königin?

K. Er nennt sie die beglückende Mutter der Welt. Sie hat uns die süße Heimat gegeben; darum sollen wir sie bei jedem Erntedankfeste mit frohen Gesängen preisen.

L. Jeder fromme Mensch wird diese Aufforderung als die Mahnung zur festlichen Verehrung unsres Schöpfers und gütigen Vaters auffassen. Versucht nun, den Inhalt des ganzen Gedichtes im Zusammenhange vorzutragen (resp. aufzuschreiben) und die erhaltenen Belehrungen dabei hineinzuflechten.

Mustervortrag des Lehrers.

Das Gedicht beginnt mit einer Aufforderung, Ährenkränze zu winden, Kornblumen hineinzuflechten und uns der Freude hinzugeben. Die Königin, die Bezähmerin wilder Sitten, wird ihren festlichen Einzug halten. Diese Königin ist die Göttin Ceres oder Demeter. Pluto hat ihr die Tochter geraubt, und sie irrt in der weiten Welt umher, um das geliebte Kind zu suchen. Dabei sieht sie, daß die Menschen, die nach dem Bilde der Gottheit geschaffen, an Geist und Gestalt den Himmlischen ähnlich gemacht sind, überall elend, heimatlos, roh, in tierischer Wildheit dahinleben. Der Troglodyte verbirgt sich scheu in seiner Höhle; der Nomade verwüstet das Land; der Jäger lebt kärglich nur von der Jagd. Alle berauben und opfern den unglücklichen Fremdling, der in ihre Hände fällt; sie opfern blutgierig die gefangenen Feinde. Von tiefem Mitleid ergriffen, beschließt Ceres voll göttlichen Erbarmens, sich der Elenden, Verirrten anzunehmen und sie zu milder, edler Gesittung zu führen. In ihrer göttlichen Weisheit erkennt sie, daß diese Besserung erreicht werden kann, sobald die Menschen lernen, den Acker zu bauen, mit der Erde einen heiligen Bund zu stiften und die Götter als die Spender des Segens der Ernte fromm zu verehren.

Sie tritt plötzlich in die Mitte der rohen Wilden, die beim entsetzlichen Siegesmahle das Blut der geopferten Feinde trinken. Mit Entsetzen wendet sie sich von der ihr dargebotenen mit Blut gefüllten Schale ab und belehrt die Opfernden, daß die Gottheit nur durch die frommen Gaben des Herbstes verehrt und versöhnt sein will. Um diese Belehrung wirksam zu machen, furcht sie den Boden mit einem der Jägerspeere, streut den Samen in die Erde und zaubert in rascher Folge den erstaunten Blicken die aufkeimende Saat, die reifenden Getreidefelder und die Ernte vor. Sie lehrt die Garben flechten, legt die beste auf den aus Feldsteinen rasch erbauten Altar und bittet den Allvater Zeus, aus der Höhe ein Zeichen zu senden, daß ihm dieser Opferdienst wohl-

gefalle. Da fährt aus heiterm Himmel der Blitz hernieder und setzt die Garbe in Flammen, und über dem Altar kreist als des Göttervaters Bote sein heiliger Vogel, der mächtige Adler. Da erkennen die Wilden, daß sie göttliche aus Liebe und Erbarmen gespendete Lehren empfangen haben. Sie sinken der Herrscherin zu Füßen und geloben ihr Treue und Verehrung. Durch diese Umwandlung der Gesinnung erfreut, bittet Ceres ihren Bruder um weitere Hilfe, und sie wird ihr bereitwillig zu teil. Alle Himmlischen steigen von des Olympos Höhen zu ihrem Beistande herab; aus der Unterwelt naht sich Pluto, aus dem Meere der Flutenbeherrscher Poseidon. In rascher Folge lernen nun die Menschen alle Künste, die zur rechten Pflege des Ackerbaues und zur festen Begründung einer edeln Gesittung und echten Frömmigkeit notwendig sind. Alle Erfindungen, die begabte Menschen zu diesem Zwecke im Laufe der Jahrhunderte gemacht haben, führt der Dichter hier auf Belehrungen durch milde und gütig gesinnte Götter zurück. Vulkan lehrt das Eisen schmieden und den Pflug herstellen; Minerva lehrt Mauern bauen und feste Städte gründen; sie lehrt die Kunst, die Felder auszumessen, die Grenzen gerecht abzustecken und das Recht jedes Besitzers heilig zu halten. Die Nymphen, die Oreaden eilen herbei, und ihre Führerin Artemis oder Diana lehrt aus dem Fichtenwalde die schönsten Stämme hauen, sie als Bauholz herrichten und auf klug errichteten Flößen der Stadt zuführen. Poseidon lehrt aus den Felsen Marmorblöcke brechen und sie kunstvoll bearbeiten. Apollo und die Musen spenden ihre göttliche Hilfe und Mutter Kybele setzt den Städten die mächtigen festen Thore ein. Da entstehen die gesicherten Wohnsitze, und inmitten der mit Zinnen gekrönten Mauern erheben sich die herrlichen von schlanken Säulen getragenen Tempel. Sobald die Götterwohnung fertig dasteht, führt Ceres als Stifterin der Ehe das schönste Paar hinein, und dieser Bund wird von der Stifterin und allen Göttern als ein heiliger gesegnet. Als Schluß ihrer göttlichen Belehrung tritt Ceres selber als Priesterin an den Altar, lehrt die Verehrung des Allvaters Zeus, segnet die gläubig gewordene Menge und spricht:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste rc."

(Diese Strophe ist wörtlich zu citieren.)

Darum, so schließt der Dichter, windet ihr Menschen zum Kranze die goldenen Ähren und preist die beglückende Mutter der Welt. Sie hat durch den Segen des Ackerbaues und durch ihre göttlichen Lehren euch die süße Heimat gegeben, hat den Menschen zum Menschen gesellt und ihn zu edler Sitte und zu echter Frömmigkeit geleitet. Wir Christen aber denken bei diesen Worten und bei den Schilderungen aller Belehrungen durch gütige hilfreiche Götter an unsern gütigen Vater im Himmel und geben uns der frommen Stimmung hin, die wir empfinden, wenn in unsrer Kirche unter heiligen Gebräuchen das Erntedankfest gefeiert wird.

Wilhelm v. Humboldt erzählt, daß Schillers Phantasie mit Vorliebe bei den Anfängen der Civilisation, bei dem Übergange vom Hirtenleben zum Ackerbau verweilt habe. „Was die Mythologie hiermit Verwandtes hat, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreise, indem er in ihrer Brust menschliche Gefühle sich mit göttlichen gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen als tief ergreifenden Erscheinung aus. Es war lange sein Lieblingsplan, die erste Gesittung von Attika episch zu behandeln. „Das Eleusische Fest“ ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten.“

3. Das Siegesfest.

Siehe die Behandlung in des Verfassers „Lehrkunst“ (Leipzig bei Jul. Klinkhardt), 2. Aufl., S. 82—86.

4. Klage der Ceres.

Vorbereitung des Lehrers.

Das Stück stammt aus dem Jahre 1796. Schiller hatte seit 1786, also 10 Jahre hindurch, sich ausschließlich historischen, philosophischen und Kunststudien hingegeben. In dem genannten Jahre begann er, nunmehr zum vollendeten Künstler vorgebildet und gereift, sich mit voller Seele seinem Dichterberufe hinzugeben. Infolge dieser so lange ausgesetzten Übung, seine Ideen und Gedanken in Kunstformen auszudrücken, zeigen die Reime in diesem Gedichte noch nicht die wunderbare Grazie, die herzgewinnende Schönheit der Schöpfungen, die in den darauf folgenden Jahren, namentlich seit 1798 entstanden. Aber dieser kleine so leicht erklärliche Mangel wird niemand im Genusse wesentlich beeinträchtigen.

Man hat diesem Kunstwerke gar verschiedene Deutungen geben wollen. Am geistvollsten ist die Erklärung von Hoffmeister. Er meint, der bekannte Mythus — von dem Raube der Proserpina oder Persĕphŏnē — und die Pflanzen werden darin symbolisch aufgefaßt und zu Trägern der Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen und nach seiner Verbindung mit der Geisterwelt gemacht.

Das Gedicht ist in der That eine Art von Allegorie, und wir müssen die darin gegebenen Bilder demgemäß wie in dem Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde“ in unsre Sprache und unsre Denk- und Anschauungsweise übertragen. Aber um zum vollen ungeteilten und ungestörten Genusse zu gelangen,

genügt es nicht, diese einzelnen Bilder zu erklären. Wir müssen uns hier wieder wie im „Eleusischen Fest" einem ästhetischen Totalgefühle hingeben können. Wer dieses Gefühl dabei sich nicht zu verschaffen vermag, hat von dem Kunstwerke keinen rechten Gewinn, hat es in seiner wahren Schönheit und Bedeutung garnicht ergriffen. „Er hat," wie es im „Faust" heißt, „die Teile in seiner Hand; 's fehlt leider nur das geistige Band."

Dies ästhetische Totalgefühl können wir uns leicht verschaffen, wenn wir Ceres als die Repräsentantin jeder edeln, frommen, fein gebildeten, tief liebenden Mutter auffassen, der der unerbittliche Tod ihre erwachsene Tochter, ihr einziges Kind, geraubt hat. Ihre Schmerzen, ihre Klagen, ihre von hoffnungsloser Verzweiflung eingegebenen Gedanken, ihre letzte durch fromme Erhebung eingegebene Hoffnung und stille Resignation hat Schiller hier durch Ceres und ihre Klagen dargestellt. So hat er diese Gemütsstürme, diese Schmerzen, dieses Ebben und Fluten der Gefühle „zu ihrer idealischen Allgemeinheit erhoben" und damit echt künstlerisch gestaltet. Das tragische Mitleid, von dem jeder gefühlvolle Kenner des Menschen und seiner Schicksale ergriffen wird, bildet dabei das ästhetische Totalgefühl. Die Betrachtung der einzelnen Stimmungen, die in ihrem Wechsel, ihrem Ebben und Fluten vom Dichter mit großer Naturwahrheit geschildert sind, führt den denkenden Menschen mühelos darauf hin, sich rückschauend jenem ästhetischen Totalgefühle, jenem tragischen Mitleid hinzugeben.

Aus dieser Betrachtung ergiebt sich's leicht, daß die harmlose fröhliche Jugend dies Gefühl nur ahnen, aber nicht in seiner ganzen Schwere fühlen kann. Aber dieser Umstand soll uns nicht abschrecken, das Gedicht mit heranwachsenden Kindern zu besprechen. Man lehrt sie wenigstens, die Klagen und Seelenregungen einer unglücklichen Mutter zu verstehen, und giebt damit ihrem Denken beim Anblicke tief trauernder Menschen eine edlere Richtung. Dadurch wird ihr gewöhnliches leichtfertiges, oberflächliches Mitleid allmählich in das echte tragische verwandelt.

Ausführung.

(Damit die eigentliche Belehrung über das Kunstwerk ohne störende Unterbrechung gegeben werden könne, ist's nötig, die Namen und Handlungen oder Gebräuche, die aus der griechischen Mythologie oder der Altertumskunde entnommen sind, vor der Besprechtung im Zusammenhange zu erklären, resp. früher erteilte Belehrungen wie beim vorigen Gedichte zu wiederholen.)

L. Der Dichter führt uns die Klagen der Göttin Ceres oder Demeter vor. Sie hat ihre Tochter Proserpina (Persephone), ihr einziges Kind, verloren. Schildert mir, welcher Anblick sie veranlaßt, aufs neue in schmerzvolle Klagen auszubrechen.

K. Sie sieht, wie der Frühling die Erde neu belebt. Eis und Schnee sind geschmolzen; die Ströme fließen frei unter Gottes blauem Himmel dahin; bei dem lauen Westwinde beginnen an Bäumen und Sträuchern die Knospen zu schwellen; im Hain singen die aus dem fernen Lande heimgekehrten Wandervögel ihre lieblichen Lieder. Die Blumen, die im Winter verloren schienen, die schönen lieblichen Vögel kehren zurück; ihre Tochter bleibt ihr auf ewig entrissen.

(Der Lehrer hat durch Nebenfragen und zuletzt durch Mustervortrag dafür zu sorgen, daß die Antwort in dieser Form von den Schülern und Schülerinnen gegeben werde. Auf diese Weise lernen sie sich in freiem Vortrage üben.)

L. In der folgenden Strophe schildert die Göttin die Veranlassung zu ihrem Schmerz. Schildert sie mir in einfachen Worten!

K. Sie hat Titan oder Apollo (Helios) gebeten, seine Sonnenstrahlen ihr zu Gebote zu stellen, um die Verlorne zu suchen. Vergebens! Sie fürchtet, Pluto, der Gott der Unterwelt, habe sie in das Reich der Toten hinabgeführt.

L. Nehmen wir an, daß diese Befürchtung auf Wahrheit beruhe. Weshalb hat dann die unglückliche Mutter Ursache, sich tiefster Trauer hinzugeben?

K. In das Reich der Toten führen tausend Steige; keiner führt nach oben, zum Leben zurück. Die Tochter bleibt ihr dann auf ewig geraubt.

L. Weshalb beneidet sie bei diesem quälenden Gedanken die sterblichen Mütter?

K. Sie dürfen auch sterben und sich dann im Tode mit der geliebten Tochter vereinigen: sie als Göttin ist unsterblich; darum ist ihr selbst dieser Trost geraubt.

L. Zu welcher Bitte wird sie durch diesen qualvollen Gedanken bewogen?

K. Die Parzen, die Schicksalsgöttinnen, welche den Lebensfaden jedes Menschen spinnen und bei seinem Tode abschneiden, sollen sie wie die Sterblichen behandeln, sollen ihre Vorrechte als Göttin nicht ehren; denn sie bereiten ihr entsetzliche Qual.

L. Bedenkt, daß die Göttin mit dieser Forderung ihren größten Vorzug, ihren höchsten Schatz opfern will. In welchem Seelenzustande kann solch ein Verlangen nur gestellt werden?

K. Im tiefsten Schmerz, in Verzweiflung.

L. Diese Bitte zeigt uns ihren Schmerz auf dem Höhepunkte. In solcher verzweifelten Stimmung pflegt der gequälte Mensch sich süßen, beseligenden Traumgebilden hinzugeben. Sie lindern seine Qualen wenigstens auf Augenblicke und gewähren dem Gemüte einige Augenblicke vergänglichen Glückes. Schildert mir diese Traumgebilde!

K. Die Göttin versetzt sich in die Seele einer sterblichen Mutter, die im Tode ihrer Tochter gefolgt ist. Sie würde dann in der Unterwelt vor die überraschte Tochter treten. Mitten in ihrem Grame, in ihrem Suchen nach dem goldnen Licht der Erde würde ihr Auge auf sie, die herabgestiegene Mutter, fallen. In unaussprechlicher Freude würde das geraubte Kind an ihre Brust sinken, und diese hohe Freude des Wiedersehens würde selbst den finstern Orkus zu Thränen rühren.

L. Solche Traumgebilde zeugen vom tiefsten Seelenschmerz. Weshalb stimmen sie uns traurig?

K. Weil wir wissen, daß sie nie in Erfüllung gehen können.

L. Sehr bald pflegt dabei die traurige Überzeugung, daß es wirklich nur Traumgebilde sind, in das gequälte Gemüt zurückzukehren. Schildert mir mit einfachen Worten, wie dieser Rückschlag sich in Ceres' Gemüt vollzieht.

K. Sie erkennt, daß ihre Wünsche eitel, ihre Klagen verloren sind; denn wen Gott im Tode abgerufen hat, der kehrt nie mehr ins Leben zurück. Ebensowenig wird je die Sonne den Toten in der Unterwelt scheinen, oder der schöne Regenbogen dort sichtbar sein.

L. Welches Verlangen regt sich bei diesem trostlosen Gedanken in ihrer Seele?

K. Das Verlangen ein Pfand zu erhalten, daß die gestorbene Tochter sie noch liebe und mit ihr in beständiger Verbindung stehe.

L. Dieses ganz natürliche Verlangen hat in unserm Volke die Sage geschaffen, daß die Geister der Abgeschiedenen uns erscheinen können. Auf diesen Trost müssen wir Menschen verzichten; aber auch uns ist der Trost gegeben, auf den die trauernde Ceres hier hinweist. Schildert ihn!

K. Sie will im Herbste die Samenkörner in die Erde senken und sie als ihre Sprache, als Zeichen ihrer Liebe und ihres Schmerzes der Tochter übergeben. Wenn diese Keime alle im Frühlinge aufgehen und zu blühen beginnen, sollen diese Blüten sie wie die Worte der Verstorbenen überzeugen, daß ihr Kind noch in Liebe der Mutter gedenke.

L. Es liegt in diesem Gedanken zugleich ein Hinweis auf den Trost unsrer Religion. Wir Menschen gleichen den Blumen des Feldes, wir sind wie Gras, das heute stehet und morgen abgemähet wird und verdorret. Welche Hoffnung knüpfen wir an den Verlust unsrer Lieben?

K. Die Hoffnung, sie einst im Jenseits wiederzusehen.

L. Sagt mir die schönen Verse aus dem „Lied von der Glocke" auf, durch die Schiller diese fromme Hoffnung ausspricht.

K.
„Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat ꝛc."
u. s. f. bis „Erblühen soll zu schönerm Los."

L. Ceres betrachtet das Sterben und Wiederaufblühen der Blumen als die Gewähr für die Berechtigung zu dieser Hoffnung. Durch welche Absicht spricht sie ihre Freude über diesen Trost aus?

K. Sie will die Blumen aufs höchste pflegen und sie mit hoher Schönheit schmücken.

L. Inwiefern denkt sie dabei an alle sterblichen Wesen?

K. Jeder zartfühlende Mensch soll aus dem Verwelken der Blumen im Herbste und dem Aufblühen im Frühlinge an Ceres denken und aus dieser Betrachtung den Glauben an das Wiedersehen nach dem Tode in sich befestigen.

L. Wiederholt mir nun kurz den Wechsel der Stimmungen in Ceres' Gemüt, wie der Dichter sie hier geschildert hat.

K. Beim Anblicke der neu belebten Flur tiefe Trauer und Sehnsucht nach der verlornen Tochter. Bei der Gewißheit, daß sie gestorben, auf ewig ihr entrissen ist, steigert sich ihr Schmerz zur Verzweiflung, so daß sie den Vorzug, als Göttin unsterblich zu sein, opfern will, um die Verlorne wiedersehen zu können. Daran knüpfen sich Traumgebilde, in denen sie die Freude des erträumten Wiedersehens sich ausmalt. Darnach erfolgt die Erkenntnis, daß diese Traumgebilde nie Wirklichkeit werden können, und zuletzt der Trost in dem Gedanken, die Blumen sollen zwischen ihr und der Tochter die Boten sein und zugleich allen trauernden Menschen den Trost gewähren, daß wir unsre verstorbenen Lieben im Jenseits wiedersehen werden. (Auf diese Antwort möge der Lehrer sorgsam halten; denn eine solche Darstellung des Haupt-Gedankenganges im Gedicht ist sehr bildend.)

L. Hiermit habt ihr die Gedankenfolge des Gedichtes gegeben. Versucht nun, den Inhalt nach sorgsamer Ausarbeitung im Zusammenhange vorzutragen.

Mustervortrag des Lehrers.

Der Dichter führt uns die trauernde Göttin Ceres oder Demeter vor. Sie hat ihre Tochter, ihr einziges Kind, verloren. Im Lande ist der holde Frühling wiedergekehrt, diese herrliche Jahreszeit, die jedes Herz zu beglücken pflegt. Eis und Schnee sind geschmolzen; laue Lüfte wehen und zaubern auf den besonnten Hügeln frisches Grün hervor. Die Knospen an Bäumen und Sträuchern beginnen zu schwellen und ihre Blätter zu entfalten. Alles Schöne und Liebliche kehrt zurück; nur das verlorne Kind bleibt ferne. Lange schon ist die unglückliche Mutter umhergeirrt, um die Geraubte zu suchen. Jetzt wird ihr die traurige Gewißheit, daß Pluto sie in die Unterwelt entführt hat, daß sie ihr auf immer geraubt ist. In dies finstre Gebiet führen tausend Steige, keiner zum Lichte der Sonne zurück. Das Grab giebt seine Toten nicht mehr heraus; unsre Kummerthränen fließen vergebens.

Bei diesem trostlosen Gedanken steigt der Schmerz der unglücklichen Mutter auf den Höhepunkt. In dieser Verzweiflung beneidet sie die sterblichen Mütter und fleht die Parzen an, ihr göttliches Vorrecht der Unsterblichkeit nicht zu achten und sie „in die Nacht der Nächte“ zu stürzen. „Die sterblichen Mütter,“ ruft sie aus, „dürfen dem geliebten Kinde im Tode folgen und es wiedersehen.“ Es ist uns Menschen eigen, im schrecklichsten Seelenschmerze Linderung in Traumgebilden zu suchen. Ceres versinkt in diese Träumerei und malt sich in lieblichen Farben das Glück aus, in der Unterwelt ihre Tochter aufzusuchen, sie an ihr Herz zu drücken und die Freude des Wiedersehens zu fühlen. Selbst der finstre Orkus würde beim Anblicke dieses unsagbaren Glückes Thränen vergießen.

Nach dieser höchsten seelischen Erregung stellt sich der Rückschlag ein. Sie kehrt zum Bewußtsein zurück, Unmögliches gefordert zu haben. Nach Gottes ewigem Ratschluß darf kein Toter zurückkehren, ebensowenig wie die Sonne je der Unterwelt leuchten, je in jener Dunkelheit der liebliche Regenbogen erscheinen wird.

In dieser Trostlosigkeit fällt ihr ein trostreicher Gedanke ein. Es giebt zwischen den Lebenden und den Toten eine Sprache; es giebt ein Bündnis, welches uns verkündigt, daß die Liebe über Grab und Tod hinausreicht. Sie will im Herbste Blumen pflanzen und Samenkörner in die Erde streuen. Nach dem starren Winter wird sie im Frühlinge an den neu aufkeimenden und aufblühenden Saaten und Blumen erkennen, daß ihre Tochter lebt und ihr durch „diese Frühlingskinder“ Grüße und Botschaft sendet.

Die Göttin Ceres vertritt jede edle feinfühlende Mutter, der durch den Tod ihr einziges geliebtes Kind, ihre Tochter, geraubt ist. Auch sie findet ihren einzigen Trost in der Hoffnung, daß die Tote ihr nicht ganz verloren sei, daß sie lebe, und ihr im Jenseits ein Wiedersehen beschert sei. Die Toten sind „Saat von Gott gesä't, am Tag der Garben zu reifen.“ Diesen „köstlichen Samen,“

„wir bergen
Ihn trauernd in der Erde Schoß.
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.“

Darum wird jede trauernde Mutter mit besonderer Vorliebe die Blumen betrachten und sie als Liebesboten auf dem Grabe der Verstorbenen hegen und pflegen. Das Welken der Blüten und Blätter im Herbste und das Erblühen im Frühlinge wird sie trösten und ihr Gemüt mit der Hoffnung erfüllen, daß ihr frommer Glaube sich dereinst in Schauen verwandeln werde.

---

5. Kassandra.

Vorbereitung des Lehrers.

Schiller vollendete dies Kunstwerk im August 1802; mithin gehört es nach Inhalt und Form zu seinen herrlichsten Schöpfungen.

Den alten Erzählungen gemäß ist Kassandra, die Tochter des Königs Priamos, von Apollo geliebt worden. Von ihm habe sie die Gabe erhalten in die Zukunft zu schauen; aber der eifersüchtige, in seinen Hoffnungen und Erwartungen getäuschte Gott habe seinem Geschenke den Fluch beigesellt, „daß ihre Prophezeiungen keinen Glauben finden sollten." In dieser Erzählung ist verhüllt das tragische Geschick des Mädchens dargestellt; darum hat der große Dramatiker Schiller sich mit Vorliebe dieses Stoffes bemächtigt. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Kassandra mit der in jener Zeit geschaffenen Gestalt der „Jungfrau von Orleans" große Ähnlichkeit besitzt. Bei Besprechung der berühmten Tragödie soll darauf Rücksicht genommen werden.

Das Gedicht macht einen trüben und zugleich auch erhebenden Eindruck. Das „ästhetische Totalgefühl" ist hier das fromm stimmende, echt tragische Mitleid, nach Lessing „die auf uns bezogene tragische Furcht."*) Viehoff meint, „Schiller habe Kassandra als Repräsentantin aller derer hingestellt, die zu sehr in die Tiefen des Lebens geblickt und darüber den frohen Genuß der Gegenwart eingebüßt haben." Er denkt dabei ohne Zweifel an das Wort:

„Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod."

Ähnlich spricht Hoffmeister. Er spricht von dem tragischen Gefühl, das in uns durch das Gedicht erregt wird, und meint, „je tiefer wir den menschlichen Verhältnissen auf den Grund schauen, je besonnener wir unsre eigne Zukunft berechnen, desto unglücklicher fühlen wir uns."

Wir meinen, diese Ansichten treffen nicht genau das Richtige. Kassandra ist die Repräsentantin aller großen und genialen Menschen, aller Seher- und Prophetennaturen. Bei ihnen allen bedingt diese Größe zugleich ihr tragisches Geschick. Der Dichter selbst war solch eine gewaltige Seher- und Prophetennatur und hat unter diesem gefährlichen Geschenke

---

*) Da in diesem Gedichte tiefsinnige Fragen feinster Art zur Betrachtung kommen, so wird es sich zur Besprechung in der Oberklasse gehobener Volksschulen nicht eignen. Aber wir schreiben auch für Lehrer an Lehrerseminarien und höhern Schulen. Es würde traurig stimmen, wenn bei solchen sorgsam vorgebildeten heranwachsenden Mädchen und Knaben für diese ernsten Fragen kein Verständnis zu erzielen wäre!

der Gottheit nur zu oft und zu tief leiden müssen. In der Dichtkunst der Franzosen giebt es ein herrliches tiefsinniges Gedicht von Alfred de Vigny, das diesen Stoff behandelt. Es heißt „Moïse“. Moses, der gewaltige Seher und Prophet, der Gesetzgeber und Volksführer, steigt kurz vor seinem Tode auf das Gebirge Nebo. Tief unter ihm liegen die Zelte der Kinder Israel, die seine gewaltige Hand bisher geleitet hat, um sie aus der Knechtschaft in das „gelobte Land“ zu führen. Im Bewußtsein seiner Größe fühlt der Gewaltige sich tief unglücklich und bittet den Herrn, ihn von der Erde abzurufen. „Ich habe gelebt mächtig und einsam,“ so ruft er aus, „o Gott, laß mich im Tode einschlafen!“

O Seigneur! J'ai vécu puissant et solitaire;
Laissez-moi m'endormir du sommeil de la terre!

Vorwurfsvoll fragt er den Herrn: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich zu Deinem Erwählten gemacht, daß Du mir solche Gaben verliehen hast? Warum ließest Du mich nicht als einfachen, ahnungslosen und beschränkten Menschen leben? (homme avec mes ignorances). Ich habe dem irrenden Volke Gesetze gegeben; mein Arm hat sie durch die Wüste geführt; die zukünftigen Geschlechter werden auf Knieen meine Gesetze anbeten; meine Füße zertraten Nationen: ach, aber — ich bin mächtig und einsam; laß mich im Tode entschlafen!“

„Sobald Dein Geist mich erfüllt hatte, sprachen die Menschen: „Er ist uns fremd.“ Ihre Augen wandten sich ab und demütigten sich vor meinen flammenden Blicken; aber auch Liebe und Freundschaft erlosch dabei. Die Jungfrauen verschleierten sich und fürchteten zu sterben. Alles zittert vor mir, und wenn ich die Arme öffne, fällt man mir zu Füßen. Mein gewaltiges Haupt ist zu schwer, um an einem Busen zu ruhen; meine Hand erregt Schrecken, sobald sie eine andre berührt. O Herr, ich habe gelebt mächtig und einsam! Laß mich im Tode entschlafen!“

Diese tief ergreifenden Klagen finden in dem lange vor ihnen gedichteten Kunstwerke unsres Schiller ein Seitenstück und Vorbild. Unter Kassandra kann nur eine solche gewaltige Seher- und Prophetennatur gemeint sein. Sie ist durch das Geschenk ihrer geistigen Größe bestimmt, auf Erden alle Geheimnisse zu erforschen, in „ihre Tiefen zu blicken“; aber dafür „ist ihr alle Freud' entrissen“; sie muß unverstanden und einsam ohne die rechte beglückende Gemeinschaft mit ihren Mitmenschen, ohne Liebe und Freundschaft ihre Tage hinbringen. Das tragische Schicksal vieler unter diesen gewaltigen Menschen ist uns aus ihren Biographien zur Genüge bekannt. Zwischen Kassandra und ihrem Geliebten steht der „stygische Schatten“ und ebenso zwischen ihr und allen, denen sie mit Hilfe ihrer großen Gaben Glück und Segen bringen möchte.

Durch diese Betrachtungen leitet der Dichter unser feineres Sinnen und Denken von dieser einzelnen Gestalt auf die Geschicke des ganzen Menschengeschlechtes und erfüllt unsre Seele mit tief tragischen frommen Gefühlen.

Ausführung.

L. Der Dichter führt uns in die Hallen der Königsburg in Troja. Noch ist die Stadt von ihrem traurigen Schicksal nicht ereilt worden. Im Gegenteil zeigt sich überall Freude und Jubel. Schildert mir die Veranlassung!

K. Achilles, des Peleus Sohn, der größte Fürst unter den Griechen, begehrt Polýxĕna, des Königs Priamos Tochter, zur Gemahlin.

L. Schildert mir, wie die allgemeine Freude darüber zum Ausdruck kommt.

K. Scharen fröhlicher Bürger wallen, mit Lorbeerreisern geschmückt, zum Altar des Thymbriers,*) d. h. des Gottes Apollo, um ihm für seine Hilfe zu danken.

L. Nur eine einzige Unglückliche findet sich unter der Menge: Kassandra, die Königstochter, die Schwester der Braut. Der Sage nach war sie von Apollo geliebt worden und hatte von ihm die Gabe erhalten, in die Zukunft zu schauen. Der eifersüchtige und von ihr zurückgewiesene Gott hatte aber an sein Geschenk den Fluch geknüpft, daß die Menschen ihren Prophezeiungen keinen Glauben schenken sollten. Wiederholt den Vortrag!

L. Welche Wirkung hat dies unselige Geschenk auf ihr Gemüt ausgeübt?

K. Es hat sie traurig gestimmt, so daß sie sich von allen Menschen zurückgezogen hat.

L. Schildert mir, wie diese Wirkung sich bei Gelegenheit des allgemeinen Freudenfestes zeigt.

K. Sie flüchtet in des Waldes tiefste Gründe, in Apollos Lorbeerhain, und dort wirft sie die Priesterbinde, welche ihr mit jenem Geschenke verliehen ist, zürnend auf die Erde.

L. Schildert mir, welche Gründe sie dafür anführt.

K. Sie sieht die allgemeine Freude, die bräutlich geschmückte Schwester, die Hoffnung auf dem Antlitz der Eltern. Sie allein muß trauern; denn sie erkennt mit dem ihr verliehenen Seherblicke, daß das Verderben der Stadt nahe bevorsteht.

L. Sie hat die Glücklichen auf das Verderben hingewiesen. Inwiefern ist dabei der Fluch des Gottes in Erfüllung gegangen?

---

*) Der Thymbrier hieß Apollo von dem troischen Flecken Thymbra, wo er hoch verehrt wurde.

K. Niemand hat ihr Glauben geschenkt. Die Glücklichen haben sie gemieden; von den Fröhlichen ist sie verspottet worden.

L. In welche Worte kleidet sie den Vorwurf, der sie zum Hinwerfen der Priesterbinde veranlaßt?

K. Sie fragt Apollo, warum er sie mit diesem Seherblick als Verkündigerin seines Orakels in die Stadt der ewig Blinden hingeworfen; warum er ihr die Kraft gegeben, Unglück vorauszusehen, und ihr die Macht, es abzuwenden, versagt hat.

L. Die Jugend heißt mit Recht die sorglose. Das Jugendglück zeigt sich darin, daß junge Leute sich des Lebens sorglos freuen, ohne an die Zukunft zu denken. Sie würden sich so nicht freuen, sich nicht glücklich fühlen können, wenn sie in die Zukunft schauen könnten. Kassandra spricht in ihrem Schmerze das herbe Wort aus:

„Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod."

Erklärt mir dies Wort ihrer eignen Auslegung gemäß!

K. Sie klagt, daß Apollo ihr den fröhlichen Genuß des Augenblickes, den Genuß fröhlicher Stunden ihrer Jugendzeit geraubt habe. Seit sie die Gabe empfangen, in die Zukunft zu blicken und jeden Irrtum aufzuklären, hat sie nimmer fröhliche Lieder gesungen.

L. Inwiefern meint sie, daß das Wissen um die Zukunft der Tod sei?

K. Es raube ihr das Jugendglück und die Lebensfreude.

L. Ihre Klagen hören damit noch nicht auf. Schildert sie mir nach den folgenden Strophen des Gedichtes!

K. Ihre Jugend ist nur Weinen gewesen, sie hat nur den Schmerz kennen gelernt. Das traurige Schicksal der Ihrigen hat sie vorausgesehen, und darum hat sie an den fröhlichen Spielen und Festen der Freundinnen nicht teilnehmen können. Sie kann nie eine glückliche Braut werden, niemals auch nur eine Stunde recht fröhlich sein.

L. Diese Worte erläutern uns noch mehr ihren Ausspruch, daß das Wissen um die Zukunft der Tod sei, daß solch ein Seher- und Prophetenblick unsre Freuden zerstört, uns die fröhliche Jugend und das Lebensglück raubt. Wiederholt dies Wort in der von ihr gegebenen zweiten Form!

K. „Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!"

L. Es würde ihr bei diesem Schmerze Erleichterung verschaffen, wenn sie mit ihrer Prophetengabe wenigstens die Ihrigen warnen könnte. Weshalb ist ihr auch dieses Glück versagt?

K. Weil Apollo an dies Geschenk den Fluch geknüpft hat, daß niemand ihren Prophezeiungen Glauben schenken solle.

L. Sie sieht die glückliche Schwester bräutlich geschmückt. Das glückliche Mädchen beneidet nicht einmal die Götter um ihre Herrlichkeit. Weshalb verschärft diese Beobachtung den Schmerz der Seherin? Erwägt vorher, daß der „stygische Schatten“, der Schatten des Styx, des Flusses der Unterwelt, die Vorahnung des sichern Todes bedeuten soll.

K. Sie selbst hat sich einen Gatten erwählt; aber sie darf ihn nicht heiraten, denn sie weiß, daß er sterben muß.

L. Sie weist auf Proserpina, die Tochter der Ceres, die Göttin der Unterwelt, hin. Schildert mir, in welcher Weise.

K. Proserpina sendet ihre bleichen Larven, ihre Geister, die ihr das Unheil verkündigen. Sie erscheinen ihr mitten in ihren Jugendspielen: darum kann sie nie fröhlich sein.

L. Warum muß der Gedanke an die geliebte, sorglos glückliche Schwester sie jetzt besonders unglücklich machen?

K. Sie sieht voraus, daß Achilles, der Bräutigam, im Kampfe fallen wird.

L. Ihre Prophezeiung geht schnell genug in Erfüllung, und damit ist das traurige Geschick der Stadt und ihres Vaterhauses besiegelt. Auch das ihrige ist damit verflochten. In welchen Worten spricht sie diese Gewißheit aus?

K. „Wissend, schauend, unverwandt,
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land.“

L. Es ist unsres großen Schillers Art, jeden Stoff zu idealisieren, ihn „zu seiner idealischen Allgemeinheit zu erheben.“ Sie*) werden alle herausgefühlt haben, daß der Dichter unsre Gedanken von dem Schicksal der unglücklichen Kassandra auf eine ganze Klasse von Menschen richten will. Welche Gaben müssen diese Menschen besitzen? Brauchen sie bei der Antwort Schillers Worte!

K. Sie müssen so begabt sein, daß sie in die Zukunft schauen, in des Lebens Tiefen blicken können.

L. Man nennt diese Menschen zum Unterschiede von gewöhnlichen Sterblichen Seher- und Prophetennaturen. Zu ihnen gehören die großen Dichter, Schiller selbst, die großen Führer der Menschheit, die gewaltigen Staatslenker, die großen Reformatoren auf dem kirchlichen Gebiete, wie auf dem des politischen, des staatlichen Lebens und Strebens. Ihnen allen ist, wie Kassandra, die Gabe verliehen, aus der tiefern und schärfern Beobachtung aller Erscheinungen um sie her schärfere und sicherere Schlüsse zu ziehen, als gewöhnliche

---

*) Die nachfolgende Belehrung eignet sich nur für Sekundaner, für Mädchen in der 1. Klasse einer zehnklassigen höhern Töchterschule und für Seminaristen. Daher die obige Anrede.

Menschen sie auszuführen vermögen. Weshalb bleiben ihre Warnungen und Prophezeiungen meistenteils unbeachtet?

K. Weil die meisten Menschen sie nicht verstehen.

L. Auch Schiller ist's so ergangen. Seine hohen Ideen über die echte Kunst, über den großen Künstler und seine Lebensaufgabe — er hat sie genau dargestellt in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" — fanden nur geringen Beifall und sind von der nachfolgenden Generation zu ihrem Schaden fast vergessen worden. Da diese gewaltigen Menschen zu hohe Gedanken haben, so müssen sie größtenteils unverstanden in der Welt leben und fühlen sich darum wie Kassandra früh vereinsamt. Darum können sie an den harmlosen Freuden der sorglosen und meistenteils gedankenlosen Jugend, die nur den Augenblick genießt, nicht teilnehmen; sie werden „ungesellig und ziehen sich von der Welt zurück." Nur diejenigen, denen wie Schiller das Glück zu teil geworden, gleichgesinnte und teilnehmende Freunde zu finden — zuerst den Rat Körner, den Vater des Dichters Theodor Körner, und dann Goethe —, machen davon eine Ausnahme. Aber auch sie werden zuletzt so ernst, daß sie, wie Schiller sagt, als die Genien des Lebens nur die Freundschaft und die rastlose Arbeit anerkennen.*) Wiederholen Sie diesen Vortrag! (Wenn die Forderung zu schwer ist, stelle man Zwischenfragen.)

L. Die Biographien von solchen großen Seher- und Prophetennaturen, von solchen Führern der Menschheit, liefern uns für diese Wahrheit reichliche Belege. Friedrich II., der Große, der größte König von Preußen, der „Philosoph von Sanssouci", lebte einsam, zuletzt fast unverstanden von allen seinen Unterthanen. Er sprach am Abende seines Lebens das herbe Wort aus: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen." Der große Reformator Luther sprach kurz vor seinem Tode: „Wenn ich es vor meinem Gewissen könnte verantworten, so würde ich lieber dazu raten und helfen, daß der Papst mit allen seinen Greueln wieder über uns käme; denn so will die Welt regiert sein: mit strengen Gesetzen und mit Aberglauben." Jeder dieser großen Männer will die Welt bessern und bekehren, will seinen Mitmenschen zu höherm Glück verhelfen. Welche Seelenstimmung drücken die vorgeführten Aussprüche aus?

K. Unmut, Bitterkeit, Hoffnungslosigkeit.

L. Inwiefern gleicht das Schicksal der Seherin Kassandra dem ihrigen?

K. Auch sie geriet in Unmut, Schmerz und Hoffnungslosigkeit, weil niemand ihren Prohezeiungen Glauben schenkte und jeder ihre Warnungen verspottete.

---

*) S. sein Gedicht: „Die Ideale."

L. Wiederholen Sie den Vortrag nebst der Vergleichung der beiden großen Männer mit Kassandra.

(Solche Aussprüche sind in die Sammlung von Sinnsprüchen aufzunehmen; dazu die betreffenden der Seherin Kassandra.)

L. Lange Zeit nach Schillers Tode hat ein französischer Dichter Alfred de Vigny in dem herrlichen Gedichte „Moïse“ in ähnlicher Weise den herben Schmerz einer gewaltigen Seher- und Prophetennatur kurz vor dem Tode geschildert. Moses, der gewaltige Seher und Prophet, der Gesetzgeber und Volksführer, ist auf das Gebirge Nebo gestiegen. Im Bewußtsein seiner hohen Begabung, seiner Größe, seiner gewaltigen Thaten fühlt er sich tief unglücklich; fühlt sich mitten unter den Menschen, die er beglückt hat, ganz vereinsamt, unverstanden und gefürchtet. Er macht Gott dem Herrn den Vorwurf, daß er ihn zu seinem Erwählten gemacht habe, und bittet flehentlich, ihn im Tode entschlafen zu lassen. Die Gründe, welche er anführt, leiten uns wiederum auf diejenigen hin, mit denen Kassandra Apollo vorwirft, sie zu seiner Priesterin gemacht und zu einem traurigen, freudelosen Leben verdammt zu haben. Moses reiht seine uns bekannten Großthaten auf und fährt dann fort: Sobald Dein Geist über mich gekommen war, sprachen die Menschen: „Er ist uns fremd!“ Ihre Augen wandten sich ab und demütigten sich vor meinen Flammenblicken; aber auch Liebe und Freundschaft erlosch dabei. Die Jungfrauen verschleierten sich und fürchteten zu sterben. Alles zitterte vor mir, und wenn ich liebend die Arme ausbreitete, fiel man mir zu Füßen. O Herr! ich habe gelebt, mächtig und einsam; laß mich im Tode entschlafen! Wiederholen Sie diesen Vortrag!

L. Bedenken Sie, daß solche große Männer die Beglückung ihrer Mitmenschen, die Durchführung ihrer Pläne mit Aufopferung ihrer besten Kräfte, mit dem Opfer ihres Lebens erstreben. Welches Gefühl muß uns ergreifen, diese Edeln so sprechen und klagen zu hören?

K. Das Gefühl herzlichen Mitleides.

L. Wir fragen unwillkürlich: Wenn unser Herrgott diesen Edelsten und Größten mit dem Geschenk ihrer hohen Gaben zugleich solch ein trauriges Geschick bereitet, wo bleibt da die ewige Gerechtigkeit? Was soll dabei unser Streben nach irdischem Glück? Auf welches Gebiet führen uns diese ernsten Erwägungen?

K. Auf das Gebiet der Religion.

L. Sie wissen schon, daß man das tiefere Mitleid, das sich mit ernsten Gedanken verbindet, das tragische nennt. Warum sind wir berechtigt, diese tragischen Gefühle zugleich als religiöse zu bezeichnen?

K. Weil sie unser Sinnen und Denken auf Gott und auf das Gebiet der Religion lenken.

L. Eine solche echt tragische Gestalt hat Schiller in seiner Kassandra uns vorgeführt. Wohl dem, der die hier gegebenen weisen und ernsten Lehren recht aufnimmt und sie verwendet, um sein eignes Leben zu seinem wahren Glücke weise und gut zu gestalten!

Selbstverständlich hat der Lehrer nach dieser Besprechung seinen Zöglingen die Aufgabe zu stellen, den Inhalt des Gedichtes niederzuschreiben und dabei die erhaltenen Lehren und Hinweise hineinzuflechten. Die historisch feststehenden Aussprüche von Friedrich dem Großen und Luther sind zu diktieren. Den Gedankengang des Gedichtes „Moïse“ von Alfred de Vigny wird man mehrfach wiederholen müssen. Da die einzelnen Teile dieses Gesamtvortrages hier bereits sorgsam ausgearbeitet sind, so ist's nicht nötig, sie noch einmal zu einem Mustervortrage zusammenzustellen.

---

6. Das Lied von der Glocke.

S. des Verfassers „Lehrkunst“ (bei Julius Klinkhardt in Leipzig), 2. Aufl., S. 104—119.

---

7. Der Spaziergang.

Vorbereitung des Lehrers.

Das Gedicht erschien in der Zeitschrift „Die Horen“ im Jahrgange 1795. Die Verse gehören der griechischen Dichtkunst an: es sind Hexameter in Verbindung mit Pentametern.*) Diese Kunstform ist durch Klopstock (im „Messias“), durch Voß (Übersetzung der „Ilias“ und „Odyssee“, der „siebenzigste Geburtstag“, „Luise“), durch Goethe („Hermann und Dorothea“, Übersetzung von „Reineke de Voß“) und durch Schiller in unsre deutsche Dichtkunst eingeführt und jetzt schon ganz „eingebürgert“ worden. Schiller hat diese reimlosen Verse in diesem Gedicht so meisterhaft leicht und lieblich verwendet, daß selbst unser deutsches Schönheitsgefühl, obwohl es sich am liebsten am Reim ergötzt, dennoch hoch befriedigt wird. Die köstlichen, so anschaulich und ergreifend schildernden Verse schmeicheln sich so lieblich ein, daß schon der

---

*) Das Wesen der Versfüße und größern Versmaße — Fuß = Maß — ist vor der Besprechung zu wiederholen. Auch lasse man einige Hexameter und Pentameter des Gedichtes sorgfältig skandieren.

Knabe sie gerne lernt und deklamiert. In einem Briefe an Wilh. v. Humboldt sagt Schiller: „Mir deucht das sicherste Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produktes dieses zu sein, daß es die Stimmung, in der es gefällt, hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Auf diese Elegie — die Überschrift in den „Horen" lautete: „Elegie" — besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern mit schöpferischem; denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden." Der Dichter fügt in demselben Briefe noch hinzu, „daß das Gedicht auf sehr ungleiche Gemüter — Herder, Goethe, Meyer, Frau v. Kalb ꝛc. — einen gleichguten Eindruck hervorgebracht habe." Wir finden hier in der That den „echten großen Stil", durch den Schiller sich von allen andern lyrischen und dramatischen Dichtern unterscheidet und auszeichnet.

Wir werden in eine liebliche Gebirgslandschaft geführt, wie unser Thüringen sie in Fülle und Abwechslung darbietet. Es ist ein köstlicher, heller Sommertag. Der Himmel ist unbewölkt, die Luft so klar, daß unsre Blicke gern auch auf den Gegenständen in der weitesten Ferne ruhen.

Die uns hier gegebene Schilderung erfordert es, daß wir uns zwei Landschaftsbilder zeichnen*) und uns darauf alles, was der Dichter sieht und beschreibt, mit leichten Strichen andeuten.

Das erste Landschaftsbild.

Rechts im Vordergrunde die letzten Bäume der Lindenallee, die der Dichter durchwandelt, um aus der Stadt ins Freie zu gelangen. Den ganzen Mittelgrund bis nach links füllt der hohe mit Buchenwald bestandene Berg aus, zu dessen Gipfel durch den schattigen Wald der Wanderer aufsteigt. Zwischen der Lindenallee und dem Fuße dieses Felsenberges breitet sich eine mächtige Wiesenfläche aus. Seitwärts am Ausgange der Allee müssen wir uns das Bächlein denken, das die Wiese durchströmt und tränkt; an seinen Ufern die Erlen, deren Kronen sich im Winde neigen. Über einen Steg oder eine kleine Brücke schreitet der Wanderer dem Berge zu, um in den oben beschriebenen Buchenwald zu gelangen. Die Aussicht nach rechts im Mittelgrunde muß durch andere Berge, die sich an den Hauptberg anschließen, ganz verschlossen bleiben. So wird uns verständlich, wenn der Dichter sagt, er grüße „die ruhige Bläue, die unermeßlich sich ausgießt um das braune Gebirg,

*) Der Lehrer hat diese beiden Bilder auf die Wandtafel zu zeichnen. Ohne dies Hilfsmittel kann er seine Schüler und Schülerinnen nicht zur rechten Klarheit führen. Er möge sich die Bilder vorher auf dem Papier entwerfen oder von einem kunstgeübten Freunde aufzeichnen lassen und sie dann auf der Wandtafel vor der Stunde in vergrößertem Maßstabe ausführen. Ich weiß aus langjähriger Erfahrung, wie sehr dies Hilfsmittel wirkt. Die so gegebene Anschauung giebt Aufmerksamkeit und das rechte Leben.

über den grünenden Wald." So verstehen wir, wenn er von der „blühenden Au" spricht, auf der „kräftig die wechselnden Farben erglänzen" und sich nach „reizendem Streite in Anmut auflösen". So sehen wir vor uns ausgebreitet im Sonnenscheine glänzend die große, weit ausgedehnte Wiese, durch die sich der ländliche Pfad schlingt; sehen den Bach, die Erlenstämme und Gebüsche an seinen Ufern und die Schmetterlinge, die sich „mit gaukelndem Flügel über dem rötlichen Klee wiegen." Wir begleiten den Wanderer über die kleine Brücke, verlassen die Wiese und steigen den Berg hinan, um in den schattigen Hain zu gelangen. So „entflieht uns die Landschaft", die wir vorhin bewundert, „in des Waldes Geheimnis", und ein schlängelnder Pfad leitet uns steigend empor. Mitten durch die „ambrosische Nacht", die das Schattendach der Buchenkronen gewährt, steigen wir den Felsenberg hinauf und wenden oben, auf der vorher uns abgekehrten Seite angelangt, der bisher durchwanderten Landschaft den Rücken.

Das zweite Landschaftsbild.

Auf dieser, der zuerst beschriebenen Landschaft abgekehrten Seite fällt der felsige Bergriese jäh in die Tiefe hinab. Um hier weiter steigen zu können, führt hart am Absturz „ein geländerter Steg zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe sicher den Wandrer dahin." Wir stehen dort bereits so hoch, daß wir „unter uns und über uns endlos den Äther sehen."

Von hier aus eröffnet sich dem Blicke ein meilenweit ausgedehntes mächtiges Thal. Sein ferner Hintergrund wird in der Mitte und nach links von Bergketten begrenzt, die bei der weiten Entfernung in bläulichem Nebel verschwimmen. „Ein fernes Gebirg, endet dort im Dufte die Welt." Vor uns in der Tiefe sehen wir im Thal überall friedliche Dörfer mit ihren Kirchtürmen, Obstgärten und geregelten Feldern. Zwischen ihnen, „jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinaufklimmend, zieht sich ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße." Durch das Thal fließt ein breiter Strom; sein Spiegel trägt Schiffe und Flöße. Er fließt hart am Fuße des Felsenberges vorbei, auf dem wir stehen, und strebt in Gemeinschaft mit der großen Landstraße einem fern an seinen Ufern gelegenen Ziele zu. Dort hebt sich „aus dem felsigten Kern die türmende Stadt." Sie liegt vor uns mit ihrem Häusermeer, ihren hochragenden Kirchen und Türmen, ihren Villen und Palästen. Stattliche Pappelalleen führen zu ihren Thoren; in ihrem Hafen sieht man den Mastenwald der dort im Strome ankernden Schiffe.

Nachdem wir so uns genau orientiert, uns den Wechsel der Landschaft in allen Einzelheiten vorgeführt haben, können wir ungestört die liebliche Schilderung

genießen. Uns wird frei und leicht zu Mut, als ob auch wir, „des Zimmers Gefängnis und lästigen Menschen entflohen" der herrlichen Natur mit voller Seele uns erfreuen. So in die rechte Stimmung versetzt, können wir mit dem rechten Verständnis sinnend genießen, was der Dichter uns beim Anblicke des zweiten Landschaftsbildes darbietet.

Die Betrachtung des weit ausgedehnten Thales mit seinen Dörfern, regelrecht geteilten Feldern und dem friedlichen Stillleben veranlaßt Schiller, das Leben hier mit dem mächtig erregten Treiben der in der Ferne sichtbaren Großstadt zu vergleichen. Hier „das glückliche Volk der Gefilde, das noch nicht zur Freiheit erwacht ist; dessen Wünsche der Ernten ruhiger Kreislauf begrenzt;" dort die stets unruhigen, erregten Städter, die durch das gewaltig bewegte Leben tagtäglich zu neuen Aufgaben, zu neuen Plänen und Thaten gedrängt werden. Die Aufgabe, die Bedeutung, welche größere Städte für das Kulturleben der Menschheit erhalten und lösen, wird uns plastisch, künstlerisch schön, in reizenden Bildern vorgeführt. Wie in dem vorhin besprochenen „Eleusinischen Feste" entnimmt der Dichter dazu, soweit uns der Segen dieses Lebens dargestellt wird, die Bilder aus der Mythologie und der Geschichte der alten Griechen. Dadurch verliert die rein verständige Betrachtung das trocken Wissenschaftliche und wird in Kunstformen ausgedrückt. „Des Waldes Faune sind in die Wildnis verstoßen," d. h. das einfache Landleben finden wir hier nicht mehr. „Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein," d. h. die vertieften religiösen Ideen der Städte begeistern die Künstler, den Ausdruck dafür durch fein gemeißelte Götterbilder, durch schön gebaute Tempel zu geben. Im Leben des Städters herrscht größere Regsamkeit, „es umwälzt rascher sich in ihm die Welt."

„Sieh', da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte;*)
Großes wirket ihr Streit; Größeres wirket ihr Bund."

Wenn „die Geister im Streite aufeinanderplatzen," wird in feurigem Kampfe die Wahrheit ans Licht gebracht. Den gewaltigen Bündnissen der Städter, dem Hansabund, dem Bunde der rheinischen Städte und den edeln Verbindungen, die als „Bauhütten" bekannt sind, verdanken wir die herrlichsten Gaben des Mittelalters. Die durch gemeinsames Ringen erzeugten Ideen, diese großen bewegenden geistigen Mächte des Lebens, werden durch beständigen Kampf zu ewig wahren Gesetzen. Sie erzeugen das edle Gemeingefühl, den Gemeinsinn. So wird in tausend und tausend von edeln Bürgern das köstliche Gefühl der echten Vaterlandsliebe und die

*) Nach der Besprechung des Gedichtes ein herrliches Thema für einen deutschen Aufsatz.

heilige Ehrfurcht vor dem Gesetze erregt. Zu den so von göttlichem Geiste erfüllten Menschen, die „die Gottheit in ihren Willen aufgenommen haben," d. h. mit Bewußtsein sich dem als heilig erkannten Gesetze unterwerfen, steigen die Himmlischen alle von ihrem Weltenthron und beschenken ihren Liebling, den so veredelten Menschen, mit ihren besten Gaben.

„Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei;
Bacchus die Traub', Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Kybēlē spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein."

Nun regt sich immer frischer und freudiger das edle geistige Leben, das den Menschen ziert, ihm seine wahre Würde verleiht. Wohl darf man im Hinblick auf diesen Fortschritt der Menschheit die Mauern der Städte als „heilige Steine" bezeichnen. Aus diesen Mauern wurde Bildung und Gesittung in noch wilde und unbekannte Gegenden getragen. In diesen „heiligen Mauern" sprachen Weise das Recht; aus ihnen stürzten die Helden hinaus, um im Kampfe für die heiligsten Güter freudig ihr Leben zu opfern. Während die Frauen, für den Sieg betend, an den Altären niederknieten, gingen diese Männer dem Feinde entgegen und starben im Bewußtsein ihrer heiligen Pflicht den Opfertod für das Vaterland.

„Wandrer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Dieser Opfermut der Bürger bringt im Frieden die herrlichsten Blüten hervor.

„Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe."

Aus den Gebirgen bricht man die Steine zum Bau der Häuser, der Paläste und Tempel; dort arbeitet tief in der Erde der Bergmann, um edle Metalle und das nützliche Eisen ans Licht zu fördern. Die Schmiede, die Metallarbeiter aller Art verwandeln diese Schätze in nützliche und kunstreiche Geräte. Die durch diesen Kunst- und Gewerbefleiß aufgehäuften kostbaren Waren bringt der überseeische Handel in fremde Länder und tauscht dafür deren Produkte ein.

„Sieh! da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben;
Seltsamer Sprachen Gewirr braust an das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann;
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet.
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn."

Durch Gewerbefleiß und Handel wächst in der bürgerlichen Gemeinschaft der Reichtum, und unter den so Beglückten das Streben, über das bloß Nützliche hinausgehend, Schönes zu schaffen. „Das Glück gebiert dem Talente die göttlichen Kinder.“ Malerei, Plastik, Baukunst werden durch talentvolle Meister gepflegt, steigen zu klassischer Vollendung empor und liefern die herrlichen Werke, die durch Schönheit und unvergänglichen Wert noch spätere Jahrhunderte zur Bewunderung hinreißen.

Der Kunst zur Seite entfaltet sich die Wissenschaft mit ihrer ernsten Arbeit in der stillen Studierstube, „wo der sinnende Weise forschend den schaffenden Geist beschleicht; in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol aufsucht.“ Da werden die Lehren gegeben, durch die spätere Geschlechter die Jugend erziehen und sie zu gesichertem Fortschreiten mit den nötigen Kenntnissen und Ideen versehen.

So gestaltet sich das Leben in den Städten nach der guten Seite.

„Es zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahns,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.“

Aber der Kulturfortschritt der Menschheit birgt in sich auch große Gefahren. „Freiheit!“ ruft die Vernunft; aber gleichfalls die wilde Begierde. Mit der steigenden Bildung, mit der Verfeinerung des Lebens halten leider Religion und Sittlichkeit nicht gleichen Schritt.

„Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!“

Das sinnliche, eigennützige Streben der Menschen wird stets stärker sein als das edle, ideale. Wird den wilden Trieben Spielraum gegeben, so daß das Gute, das Höhere die Macht verlieren,

„Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom.“

Der Dichter entwirft uns nun das grausige Bild des Treibens in einer so zuchtlos gewordenen Großstadt. Die gräßlichen Thaten der französischen ersten Revolution von 1789, die sich damals in Paris und in andern großen Städten Frankreichs vollzogen hatten, gaben diesem Bilde damals den historischen Hintergrund. Aber die hier gegebene Wahrheit ist zugleich bleibend für alle Zeit. Wo mit der steigenden Kultur die reichen Bürger entarten, die Großen ihre Macht nur zur Befriedigung ihrer selbstsüchtigen Gelüste mißbrauchen, und alle edeln Bestrebungen in ohnmächtiger Zurücksetzung nur Hohn und Spott zu erdulden haben, da kann

„Jahre lang, Jahrhunderte die Mumie dauern
Und das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit.“

Einer entfesselten Tigerin gleich

„Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur."

Die Revolutionen haben diese ernste Lehre mit furchtbaren Beispielen bestätigt.

Mitten in diesem tief ernsten Sinnen ist der Dichter auf seinem Spaziergänge in eine öde Felsenlandschaft gelangt.

„Wild ist es hier und schauerlich öd'! Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt."

„Die Natur in ihrer hehren Schönheit," sagt August Graf v. Platen (in den „Abassiden"), „stärkt die Seele selbst dem Leidensvollen." Beim Anblicke der unentweihten, von Menschenhand nicht berührten Felsenlandschaft vergißt der Dichter die vorhergegangenen quälenden Gedanken.

„Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück."

Die Natur bleibt ewig schön; und „jugendlich immer, in immer veränderter Schöne ehrt sie züchtig das alte Gesetz." So wird sie den, der reinen Herzens sich zu ihr rettet, ewig begeistern, wie sie einst den größten der alten Dichter, den Vater Homer, mit Glück und Schaffensfreudigkeit erfüllte. „Die Sonne Homers, die ewig jugendliche Menschen- und Dichterfreundin, siehe, sie lächelt auch uns!"

Ausführung.

L. (Nachdem er das Gedicht bis zu der Stelle: „aber plötzlich zerreißt der Flor" vorgelesen.) Versetzen Sie*) sich in eine der schönsten Berglandschaften, wie unser Thüringen sie darbietet. Die uns hier vorgeführten Bilder hat Schiller, damals Professor in Jena, der eignen lebendigen Anschauung nach gezeichnet. In welcher Tages- und Jahreszeit beginnt er seinen Spaziergang?

K. An einem schönen Sommernachmittage.

L. Bei allen Naturschilderungen ist's schwer, sich die vom Dichter angeschaute Landschaft klar vorzuführen. Wir müssen eine Zeichnung zu Hilfe nehmen (weist auf die Zeichnung an der Wandtafel). Hier sehen Sie den von ihm so freudig begrüßten Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel, hier die säuselnden Linden, hier das braune Gebirg und den grünenden Wald. Weshalb müssen wir von der Lindenallee hier nur die letzten Bäume zeichnen?

K. Weil den Dichter sehr bald die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich umfängt.

---

*) Auch dies Gedicht ist wie „Kassandra" für die Oberklassen von Volksschulen zu hoch. S. dort S. 78 die Anmerkung.

L. Hier schlängelt sich durch die Wiese der ländliche Pfad, dort der mit Erlen bestandene Bach. Welchem Teile der Landschaft wendet sich der Spaziergänger zu?

K. Dem hohen Berge.

L. Aus welcher Schilderung ist dieser Umstand zu erkennen?

K. Ihn umfängt plötzlich ambrosische Nacht; denn er ist in den Wald getreten, der die Bergseite bedeckt.

L. Die Landschaft entflieht ihm in „des Waldes Geheimnis." Die Wipfel der hohen Buchen wölben sich oben zu einem herrlichen Schattendache, das nur hie und da einen Lichtstrahl durchläßt. Namentlich zeichnen sich dadurch Bäume wie die Rotbuchen aus, die kein Unterholz dulden. Beim Eintritt in solch einen Hain wird uns zu Mut, als ob wir das geheimnisvolle Wehen von Gottes Geist spürten, als ob wir in einen heiligen Tempel träten. Der französische Dichter Millevoye klagt daher in dem schönen Gedichte: La chute des feuilles, „daß im Herbste der Wald sein Geheimnis verliere, wie die Nachtigall ihre Stimme."

„Le bocage était sans mystère,
Le rossignol sans voix."

Wiederholung des Vortrags.

L. Durch diesen schattigen Buchenwald ist der Dichter auf geschlängeltem Pfade den Berg hinaufgestiegen. Er erzählt, daß dort, wo er aus dem Walde getreten ist, sich eine weite herrliche Aussicht zeige. Nach welcher Seite des Bergriesen muß er mithin gelangt sein?

K. Nach der abgekehrten Seite, die er vorher nicht sehen konnte.

L. (Weist auf die Zeichnung der ersten Landschaft hin.) Von dieser hier durchwanderten Gegend hat er Abschied genommen. Wir müssen uns daher nun die zweite Landschaft zeichnen, die er oben von der uns hier abgekehrten Seite des Berges erblickt.*) Er sagt, der Berg stürze unter ihm jählings ab. Aus welcher Masse muß dieser Berg bestehen?

K. Aus Stein; es muß ein Felsen sein.

L. Beweisen Sie mir, daß er an dem Felsriesen recht hoch hinaufgekommen sein muß!

K. Er sagt: „Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf; blicke mit Schaudern hinab."

L. Welche Zeichnung muß daher hier oben am Felsen sichtbar werden?

---

*) Wenn der Lehrer ein guter Zeichner ist, so möge er beide Landschaften vor den Augen der Zöglinge auf der Wandtafel entstehen lassen. Wenn er diese Kunst nicht besitzt, so möge er mit den beiden Landschaften die beiden Seiten der Wandtafel bedecken und die zweite an dieser Stelle durch Umdrehen vorführen.

K. Der geländerte Steg, der dort den Wandrer gegen Absturz sichert.

L. Auf diesem Gemälde muß der Felsenberg, der auf dem vorigen fast den ganzen Mittelgrund bis nach links verschloß, nur rechts an der Seite, den Vorder- und Mittelgrund bildend, gezeichnet werden. Hier steht der Spaziergänger in der Höhe an dem Geländer. Wie schildert er die Aussicht nach links hin?

K. Unabsehbar breitet sich das Thal vor ihm in die Ferne aus. Am Horizonte wird es von Gebirgen begrenzt, die wie in bläulichen Duft gehüllt erscheinen.

L. Wir haben nun noch den Hintergrund zu zeichnen. Woraus können Sie erkennen, daß der Dichter hier Berge vor sich gesehen haben muß?

K. Er sagt: „Aus dem felsigten Kern hebt sich die türmende Stadt."

L. Nennen Sie mir Einzelheiten, die in dem weiten Thal zu sehen sind.

K. Dörfer, die den Strom bekränzen, halb in Gebüschen versteckt liegen, sich den Berg hinanziehen; Gräben und Raine, die des Landmanns Eigentum scheiden.

L. Welche zwei Hauptteile der Landschaft hebt er besonders hervor?

K. Die länderverknüpfende große Landstraße und den breiten Strom mit seinen Flößen und Schiffen.

L. Beide Hauptteile müssen wir genau zeichnen; die Nebenteile brauchen wir nur anzudeuten. Auf welche Schilderung ist bei der Zeichnung der Landstraße zu achten?

K. Die Straße durchkreuzt das Thal, zieht sich an den Bergen hinauf, verschwindet teilweise im Walde.

L. Und bei der Zeichnung des Stromes?

K. Er fließt hart am steilen Absturz des Felsens vorbei, auf dessen Höhe der Dichter steht.

L. Welchem gemeinsamen Ziele streben Fluß und Landstraße zu?

K. Der fernen großen Stadt.

L. Sehen Sie dieser Anweisung gemäß hier die Ausführung. Die Stadt bildet den Hauptteil des mittlern Hintergrundes. In welcher Weise soll die Landstraße ankündigen, daß sie diesem Ziele naht?

K. Sie soll von hohen Pappeln*) begrenzt sein.

L. Sie bilden nach des Dichters Wort für die Herrscherin, die Stadt, das Dienergefolg. Welches Bild kündigt dies an?

K. Sie ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.

*) Es sind die schönen italienischen, die Pyramidenpappeln gemeint. Diese Bäume sind jetzt nur noch selten zu finden; denn sie altern schnell und brechen im Sturme leicht um. Noch in meiner Kinderzeit vor 50 Jahren fand man sie hier in Ostpreußen als stolzen Schmuck vor allen ländlichen Schlössern und Herrenhäusern.

L. Die folgenden Worte des Gedichtes kündigen uns an, daß Schiller, versunken in den Anblick des weit ausgedehnten friedlichen Thales und der mächtigen Stadt, unsern Geist mit seinem tiefen und feinen Sinnen beschäftigen wird, in das ihn der Genuß der schönen Landschaft versetzt. Es ist daher unsre Aufgabe, hier eine Pause zu machen und das uns Vorgeführte im Zusammenhange zu wiederholen. Es handelt sich dabei namentlich um treue Wiedergabe der beiden Landschaftsbilder.

(Nach einigen Versuchen der Zöglinge giebt der Lehrer seinen Mustervortrag.)

Der Dichter ist an einem schönen Sommernachmittage aus der Stadt ins Freie geeilt, um sich an Gottes schöner Natur zu erfreuen und von der Last der Tagesgeschäfte zu erfrischen. Eine Allee hochragender schattiger Linden hat ihn von dem Thore in das Freie geführt. Wo sie endet, erblickt er vor sich eine herrliche Landschaft. Den ganzen Mittelgrund nimmt bis nach links in seiner Nähe ein gewaltiger Felsenberg ein, nach rechts sich anschließend an eine hohe Bergkette. Vor sich sieht er eine weit ausgedehnte Wiese. Sie wird durchzogen von einem schlängelnden Stege und einem mit Erlen bestandenen Bache. Der Anblick ist herzerfrischend; denn auf der blühenden Au „erglänzen wechselnde Farben," und über den Wiesenblumen gaukeln buntfarbige Schmetterlinge. Wenn über die Wiese ein Windstoß fährt, so wogt das Gras wie in versilberten Wellen, und die Kronen der Erlen neigen sich lieblich hin und her. Aber der Dichter strebt dem Berge zu, dessen rötlich strahlenden Gipfel er schon beim Austreten aus der Lindenallee mit so hoher Freude begrüßt hat. Der Abhang dieses Felsriesen ist auf dieser Seite mit Rotbuchen bestanden. Die Wiese zur Linken liegen lassend, steigt der Wandrer den Berg hinan. Dort im Walde, in dem herrlichen Schattendach mit seinem geheimnisvollen Dunkel und dem Säuseln in den hohen Baumkronen steigt er höher und höher, bis er zu der Stelle gelangt, wo der Wald mit seiner „ambrosischen Nacht" aufhört und der Pfad sich der uns abgekehrten Seite des Felsens zuwendet. Hier fällt der Abhang jäh zur Tiefe hinab; daher hat man dort in der beträchtlichen Höhe ein sichres Geländer angebracht, um das weitere Besteigen zu ermöglichen.

Der Wandrer ist hoch hinaufgestiegen; denn „endlos," sagt er, „unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos, blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab." Sowie er sich nach der jäh abstürzenden Seite des Felsenberges wendet, genießt er den Anblick einer ganz neuen wunderschönen Landschaft. Unter ihm in der Tiefe beginnt ein meilenweit ausgedehntes fruchtbares Thal; in weiter Ferne begrenzt durch Bergzüge, die wie in blauen Duft getaucht erscheinen. Es wird durchflossen von einem mächtigen Strome. Seine grünlich glänzenden Wellen sieht der Wandrer tief unter sich dicht am Fuße

des Felsenberges, auf dem er steht. Wo der Fluß das Thal durchzieht, sieht man an seinen Ufern „muntere" Dörfer. Deren Häuser sind zum Teil in Gebüschen verborgen; zum Teil ziehen sie sich den Berghang hinan. Das breite wie Silber glänzende Band des Strombettes ist leicht zu verfolgen. Neben ihm zeigt sich, in ähnlicher Weise den Blick fesselnd, „ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße." Sie durchkreuzt die geregelten Felder, deren Raine und Gräben, wie scharfe Linien sichtbar, als die „freundliche Schrift des Gesetzes," als ein Geschenk der Segen spendenden Göttin Ceres oder Demeter erscheinen. Die Straße wird dort vom Walde verdeckt, tritt wieder hervor und zieht sich den Berg hinan. Fluß und Landstraße scheinen einem gemeinsamen großen Ziele zuzustreben. Dies Ziel ist die Beherrscherin der ganzen Gegend, die mächtige Stadt. Nach dem Hintergrunde wird das weite Thal durch nahe Bergketten begrenzt. In deren Mitte, vom Ufer des Stromes aufsteigend, bedeckt die Großstadt die dem Thal zunächst gelegenen Hügel. Mit ihren Türmen, Palästen, Prachtbauten, mit ihrem Häusermeer und den hochragenden Kirchen erscheint sie als die Königin der Landschaft. Die stolzen Pappelalleen, die als Schmuck der Landstraße, die Masten der Schiffe, die in dem Hafen und auf dem Flusse sichtbar werden, scheinen „als Dienergefolg" sie, die Herrscherin, anzukündigen. Dieser Anblick im Vergleich zu dem Eindruck, den die friedliche Stille des Thals ausübt, versetzt des Dichters Seele in ein tiefes Sinnen und giebt ihm Veranlassung, das Leben und Streben der Landleute mit dem der Städter zu vergleichen und in seiner Bedeutung für die gesamte menschliche Bildung und Gesittung in plastischen Bildern und feinsinnigen Aussprüchen uns vorzuführen.

L. Es gilt nun, diesen Vergleich zwischen dem Leben der Landleute und dem Streben in den Städten nach des Dichters Worten uns klar zu machen. Schiller nennt die Landleute „das glückliche Volk der Gefilde." Durch welche Aussprüche begründet er dies Glück?

K. Auf dem Lande wohnt der Mensch noch nachbarlich mit dem Acker zusammen. Die Leute sind noch nicht zur Freiheit erwacht; ihre Wünsche beschränken sich auf gute Ernten; ihr Tagewerk vollzieht sich in Ruhe und Frieden; sie sehnen sich nicht nach dem unruhigen Leben in der Stadt.

L. Im Eingange seiner Darstellung des Stadtlebens giebt uns der Dichter schon beim Anblicke der fernen Großstadt einen scharfen Unterschied zwischen dem ländlichen und dem städtischen Leben an. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er sagt, daß hier schon in der Ferne eine spröde Absonderung sichtbar wird. Er sieht, wie sich Stände bilden, durch die eine echt liebevolle Vereinigung zerstört wird. Alles, was er erblickt, wird Regel und Wahl und Bedeutung; überall zeigen sich strenge Gesetze und Verordnungen.

L. Des Waldes Faunen, die Waldgötter, sind in die Wildnis verstoßen; d. h. von ländlicher Andacht, Stille und Schönheit ist in der Stadt nichts zu finden. Als Gegensatz weist der Dichter darauf hin, daß die Andacht der Menschen dafür Ersatz gefunden hat. In welcher Weise?

K. Sie hat dem Steine höheres Leben verliehen.

L. Erinnern Sie sich an die und die Bildsäule oder Büste aus Marmor, an die und die in Stein ausgeführten Figuren. (Der Lehrer weise auf Bildsäulen und Medaillons hin, die seinen Zöglingen zugänglich sind.) Inwiefern darf man sagen, daß diese Steine leben?

K. Sie stellen Menschen wie im Leben dar.

L. Sie kennen bereits das Wesen höherer Ideen, die aus der idealen Liebe stammen. Welche Ideen bewegen die Städter, ihren Helden und Wohlthätern Bildsäulen zu setzen?

K. Ideen der Liebe und Ehrfurcht.

L. Welche Kunstwerke hat der Mensch aus Liebe und Ehrfurcht vor seinem Gott, der Grieche aus Ehrfurcht vor seinen Göttern geschaffen?

K. Herrliche Tempel und Kirchen.

L. Erklären Sie mir jetzt im Zusammenhange des Dichters Wort, „daß die Andacht dem Stein höheres Leben verleihe."

K. Die Ideen, welche aus Ehrfurcht und Liebe zu den Helden und Wohlthätern und aus Liebe und Ehrfurcht vor Gott stammen, leiten die Menschen an, kunstvolle Bildsäulen und herrliche Tempel zu errichten. Dadurch erhalten die dazu verwandten Steine höheres Leben.

L. In den Städten, sagt der Dichter, „entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte." Sie wissen, da reiht sich Laden an Laden, Geschäft an Geschäft. Inwiefern sind alle Inhaber als die „eifernden Kräfte" zu betrachten?

K. Sie wetteifern miteinander, Kunden zu erwerben.

L. Da sind Baumeister und Künstler. Bei welcher Veranlassung sieht man sie in Wettbewerb treten?

K. Wenn öffentliche Bauten oder Kunstwerke zu vergeben sind.

L. Alle Städter, mögen sie Handwerker, Kaufleute, Künstler oder Gelehrte sein, wetteifern miteinander, sich durch Leistungen hervorzuthun. Dieser Wetteifer wird hier als „Streit" bezeichnet. Inwiefern darf man sagen, daß er Großes wirke?

K. Er fördert Handel und Gewerbefleiß und die Werke der Kunst in den Städten.

L. „Größeres," sagt Schiller, „wirket der Bund der eifernden Kräfte." Er denkt dabei an die gewaltigen Städtebünde des Mittelalters, an den Bund der Hansa, den der rheinischen Städte, der Städte in Süddeutschland. Sie wissen aus der Geschichte, welche Großthaten durch diese Bündnisse

ausgeführt worden sind. Könige, wie Waldemar IV, genannt „Atterdag", von Dänemark, wurden von den „Hansen" bekämpft und gedemütigt; Raubritter und Wegelagerer besiegt und ihre Burgen zerstört. Der weit ausgebreitete und von ihrer Macht beschützte Handel brachte Reichtum, bürgerliche Freiheit, Gewerbefleiß und Aufschwung der Künste. Denken Sie ferner an die großartigen Vereinigungen der Handwerker und Künstler, die man als „Bauhütten" bezeichnete. Nur diesen Vereinigungen, diesen von festen Gesetzen und edeln Sitten beherrschten Bündnissen haben wir es zu danken, daß jene herrlichen Dome, an denen man oft mehr als hundert Jahre bauen mußte, zur Vollendung gebracht und zugleich so sorgsam gebaut und geschmückt wurden, daß sie die Jahrhunderte überdauern. Wiederholen Sie diesen Vortrag!

L. „Tausend Hände," heißt es im Gedichte weiter, „belebet ein Geist," in aller Herzen erglüht ein Gefühl. Die beiden folgenden Verse erläutern dies Wort. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Der Geist, welcher alle beseelt, ist die Ehrfurcht vor dem Gesetze, das gemeinsame Gefühl die Liebe zum Vaterlande. Dieses Gefühl knüpft sich an die heiligen Grabstätten der verstorbenen Ahnen.

L. Zu diesem geweihten Bezirk steigen die Götter nieder, nehmen dort festliche Wohnungen ein und beglücken die Stadtbewohner durch herrliche Geschenke. Sie sehen, der Dichter wendet hier wie in dem Gedichte „Das Eleusische Fest" Bilder an, die er der Mythologie der alten Griechen entnimmt. Drücken Sie in einfachen Worten aus, welche Gedanken er durch diese Bilder uns plastisch vorführt!

K. Wo Vaterlandsliebe und Ehrfurcht vor dem Gesetze herrschen, da stellt sich auch die echte Gottesfurcht ein und man verehrt die Gottheit in Tempeln und Kirchen.*) Den frommen, fleißigen, sittlichen Menschen giebt Gott die Gabe, Erfindungen zu machen, die den Mitmenschen Segen bringen. Zu diesen Erfindungen gehört der Pflug, durch den der Ackerbau geschaffen wurde. Der Anker ermöglichte die Schiffahrt; die Zähmung des Pferdes brachte Nutzen für den Frieden, für die Jagd, für den Krieg. Der Anbau des Ölbaumes und des Weinstockes förderte Wohlsein und Fröhlichkeit, die Umgürtung der Stadt durch Mauern sicherte den Bürgern Leben und Besitz.

(Wo die hier verlangte Erklärung stockt, helfe der Lehrer durch Zwischenfragen ein. Zum Schlusse muß die Antwort im Zusammenhange wie hier gegeben werden.)

L. Warum darf der Dichter die Stadtmauern mit ihrem Häusermeer als „heilige Steine" bezeichnen?

---

*) Diese Antwort dürfte selten gegeben werden. Aber ich habe sie doch einmal in meinem Lehrerleben von einer talentvollen 16 jährigen Schülerin erhalten.

K. Aus den Städten sind Bürger nach fernen Küsten und fernen Inseln gezogen und haben dort Sitte und Kunst verbreitet. Karthago als Pflanzstadt der phönizischen Stadt Tyrus, die griechischen, römischen und karthagischen Städte in Frankreich und Spanien, die Kolonien der Römer in Europa, Afrika und Asien legen dafür Zeugnis ab.

L. Die Bedeutung der Städte für das Kulturleben und den Fortschritt der Menschheit zeichnet Schiller ferner durch feinsinnige Aussprüche. Erklären Sie mir die zunächst folgenden!

K. In den Städten entstanden die weisen Gesetzgeber, ein Solon in Athen, ein Lykurg in Sparta, durch deren Weisheit jedem Bürger sein gutes Recht gewahrt wird. Dort wurden die Jünglinge zu Vaterlandsliebe, Pflichttreue und Tapferkeit erzogen und eilten willig hinaus, um im Kriege ihre Mitbürger zu verteidigen. Sie gingen dabei ruhig und mutig in den Tod wie die Helden, die unter Leonidas bei Thermopylä fielen.*)

L. Schildern Sie mir, welche Folgen solch ein Opfertod den Mitbürgern bringt!

K. Der Bürger erfreut sich seines Besitzes, und Handel und Gewerbefleiß blühen neu auf. Es ist, als ob die Saaten und die Bäume, von dem Blute der Helden begossen, fröhlicher gedeihen.

L. Schildern Sie mir nach Schillers Worten im einzelnen, wie die Folgen der weisen Gesetze, der guten Rechtspflege und des edeln Opfertodes der Helden sich zeigen.

K. In den Wäldern fällt man hohe Stämme und bearbeitet sie zu Bauholz; in den Felsbrüchen bricht man den Marmor und Granit, um diese Blöcke zu Säulen, zu Bildsäulen und Prachtgebäuden zu verarbeiten. In den Werkstätten verarbeiten die Schmiede die Metalle, welche der Bergmann aus der Tiefe der Berge holt; die Weber den glänzenden Lein, das Erzeugnis des Ackerbaues.

(Nach Bedürfnis auf mehrere Zöglinge zu vertheilen.)

L. Bis zu dieser Stelle schildert der Dichter den Gewerbefleiß. Er bringt der Stadt Gutes; aber sie bedarf einer Macht, um den so entstandenen Überfluß loszuwerden und fremde nützliche Erzeugnisse und Naturprodukte zu erhalten. Durch welche Einrichtung wird dies Ziel erreicht?

K. Durch den Handel.

L. Schildern Sie mir diese Macht nach des Dichters Worten!

---

*) Man vergesse nicht, daß solche Antworten von gut vorgebildeten halb erwachsenen Knaben und Mädchen gefordert werden. Wo sie ausbleiben, ist's mit der rechten Vorbildung traurig bestellt.

K. Die Schiffe der städtischen Kaufleute bringen die heimischen Produkte des Gewerbefleißes und der Kunst nach fernen Ländern. Aus der weitesten Ferne eilen aus fremden Ländern die Schiffe andrer Nationen herbei und bringen Produkte aus dem heißen Asien und Afrika und dem kalten Norden, der „äußerste Thule“ (ultima Thule).

L. Inwiefern kommt der durch den Handel gewonnene Reichtum der ganzen Gemeinschaft zu gute?

K. Infolge dieses Reichtums und der damit gewährten Freiheit finden sich Künstler aller Art in der Stadt ein und schaffen herrliche Kunstwerke: herrliche Bildsäulen, prachtvolle Tempel und Paläste, kunstvoll und schön gebaute Brücken.

L. Der Künstler bedarf der Freiheit und des Reichtums, um solche großartige Werke zu schaffen. Welcher andre Stand wird auch in seinem Wirken gefördert?

K. Der Stand der Gelehrten, der Erfinder.

L. Der Geist der Natur schafft nach den ewigen Naturgesetzen. Inwiefern kann man sagen, daß diese Gelehrten „forschend den schaffenden Geist beschleichen“?

K. Sie suchen diese Naturgesetze zu ergründen.

L. Nennt mir, an die Worte des Gedichtes anknüpfend, berühmte gelehrte Entdecker solcher Gesetze!

K. Archimedes entdeckte das Gesetz vom spezifischen Gewichte der Körper, Newton das Gesetz des freien Falls und der Zusammensetzung des weißen Lichtes aus den sieben farbigen Strahlen; Kopernikus entdeckte, daß die Sonne still stehe und die Erde und die andern Planeten sie umkreisen; Professor Helmholtz entdeckte das Gesetz der Töne und ihrer Wirkung auf unser Ohr und Gemüt.

(Wenn die Antwort ausbleibt, ist die Belehrung zu geben und durch Wiederholung zu befestigen.)

L. Sie wissen aus dem Unterrichte in Physik und Chemie, daß man diese Naturgesetze Ihnen durch vielfache Experimente klar machen will. Diese Experimente führen Ihnen die wirklichen Erscheinungen vor. Erklären Sie mir, wie z. B. beim Vorführen der Lehre von der Elektrizität durch dieser „Erscheinungen Flucht“ Ihnen „der ruhende Pol“ klar gemacht werden kann.

K. Durch die flüchtigen Experimente wird als fester Pol die Lehre gewonnen, daß gleichartige Elektrizitäten sich abstoßen, ungleichartige sich anziehen und, an zwei nahe gelegenen Orten angesammelt, nach Vereinigung streben.

L. Welcher Erfinder hat zuerst dem „stummen Gedanken Körper und Stimme verliehen“?

K. Gutenberg durch die Erfindung der Buchdruckerkunst.

L. Wir könnten auch an den ersten Erfinder der Schriftsprache denken; aber sicherlich hat Schiller bei diesem Worte an die Buchdruckerkunst und ihre großartigen Folgen für die Bildung der Welt gedacht. Aus welchen Worten geht dies hervor?

K. Durch die Buchdruckerkunst sind die Menschen so aufgeklärt geworden, daß die Gebilde der Nacht, die Unwissenheit und die Roheit, der neuen bessern Bildung gewichen sind.

L. Beweisen Sie mir diese Wahrheit aus der Geschichte!

K. Durch die mit Hilfe der Buchdruckerkunst verbreitete Bildung entstand die Reformation, die Befreiung der Menschen vom Glaubens- und Gewissenszwang der katholischen Kirche; es entstand auf dem Gebiete der Künste die Renaissancekunst. Den Grund dazu hatten die durch die Buchdruckerkunst ermöglichten wissenschaftlichen Forschungen gelegt; das Studium der griechischen und römischen Geschichte, Litteratur und Kunst.*)

(Der Lehrer lese darüber die sehr lehrreiche und hochinteressante Abhandlung in Gustav Freytags „Bildern deutscher Vergangenheit". Dies Werk sollte jedem Lehrer zugänglich sein.)

L. Bisher hat uns der Dichter nur den Segen der Kultur vorgeführt; hat uns nur gezeigt, wie das Leben in den Städten für die Menschheit alles Gute, Große und Schöne gefördert hat. Nun folgt die Kehrseite. Welcher böse Feind stellt sich diesem vernünftigen Streben entgegen?

K. Die wilde Begierde.

L. Freiheit! ruft die Vernunft. Der vernünftige Mensch fühlt sich frei, wenn Recht und Gesetz so gehandhabt werden, daß er sich willig, mit Bewußtsein ihren Forderungen unterwirft. Welche Kraft hat er dann seinen wilden Begierden gegenüber erlangt?

K. Die Kraft, sie zu zügeln und zu beherrschen.

L. Diese Kraft der Selbstbeherrschung ist nur durch ununterbrochenen Kampf, durch stete Übung von früher Jugend an zu erwerben. In diesem Falle gleicht er dem Schiffe, das durch feste Anker gegen Verderben gesichert ist. Erklären Sie mir demgemäß die folgenden Worte des Gedichtes!

K. Die Menschen, welche dem Gesetze nicht gehorchen wollen und nach gesetzloser Freiheit streben, verlieren die Kraft der Selbstbeherrschung und der

*) Es ist selbstverständlich, daß selbst erwachsene Zöglinge solch eine Antwort nur geben werden, wenn sie vorher über die großartigen segensreichen Folgen der Erfindung Gutenbergs sorgfältig belehrt worden sind. Wir meinen, daß solch eine Belehrung in Oberklassen höherer Schulen und in den Seminarien alljährlich sehr sorgfältig erteilt werden sollte. Sie giebt unentbehrliche positive Kenntnisse und klärt die Einsicht in ganz auffallender Weise.

Ehrfurcht vor dem Gesetze. Dabei gleichen sie ankerlos gewordenen Schiffen, die aufs hohe Meer geschleudert werden und dort zu Grunde gehen.

L. Der Dichter schildert uns die Zustände, welche in einer so gesetzlos entarteten Stadt entstehen müssen. Wenn die Menschen die Kraft der Selbstbeherrschung verlieren und nicht mehr an das Gute und Edle und an ihre Mitmenschen denken, so erstarkt in ihnen desto mehr eine schlechte Seelenkraft, die Selbstsucht. Sie haben bei Erörterung des Begriffs „höhere Ideen" darüber Belehrung erhalten. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Aus der Selbstsucht stammen alle schlechten, bösen, ruchlosen Ideen, die zu greulichen, gemeinen und verbrecherischen Thaten führen.

L. Schildern Sie mir diese Thaten nach den Worten des Gedichtes.

K. Aus dem Gespräche entschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue aus dem Leben; denn jeder sucht zu seinem eignen Vorteil den andern zu belügen und zu betrügen. Um ihres Vorteils willen schwören diese Menschen sogar Meineide. Man darf niemand mehr trauen; denn der scheinbar vertraute Freund wird zum Verräter und sucht uns zu verlästern. Niemand ist offen; man darf nie Menschen traueu, die uns zu lieben vorgeben; denn wahres Gefühl zeigt sich nur noch im Verstummen. Recht und Gesetz findet man nicht mehr; denn die Richter sind käuflich und schützen ihre ungerechten Sprüche durch den Namen des Königs.

(Auf mehrere Schüler resp. Schülerinnen zu verteilen, zuletzt im Zusammenhange vorzutragen. Wo es nötig ist, helfe man durch Zwischenfragen ein.)

L. Schiller schrieb dies Gedicht 1795, in der Zeit, als die furchtbare französische Revolution von 1789 noch nicht beendet war. Die schrecklichen Ereignisse, welche die ersten vier Jahre dieser Tragödie der Menschheit gebracht hatten, waren noch in aller Zeitgenossen frischer Erinnerung. Sie haben in der Geschichtsstunde die Ursachen dieser grausigen Revolution kennen gelernt. Sprechen Sie sich über die hier gebrauchten Begriffe „Mumie", „trügendes Bild lebender Fülle" und „das hohle Gebäu" näher aus!

K. Unter diesen Begriffen ist das Frankreich vor der großen Revolution zu verstehen. Die alten ungesetzlichen Zustände, z. B. die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, die Rechtlosigkeit, der Verkauf der Ämter, die Hörigkeit der Bauern gaben dem Lande noch Ansehen, während schon die Empörung vorbereitet wurde und die Städte bald mit Mord und Brand füllte.

L. Bei diesen traurigen Gedanken ist der Dichter in einen ihm noch nicht bekannten Teil des Gebirges gekommen; ist vom gebahnten Wege abgewichen und in die Wildnis geraten. Schildern Sie mir diese Gegend!

K. Er ist in die Nähe abschüssiger Gründe gekommen. Hier sind nur wilde, von Menschen noch nicht berührte Basaltfelsen zu sehen; zwischen ihnen

und den Wurzeln der Bäume bricht ein Gießbach sich Bahn und stürzt mit Brausen vom Felsen in die Tiefe. Von lebenden Wesen sieht er nur hoch in der Luft den Adler, der „an das Gewölke die Welt knüpft."

L. Wie wirkt dieser Anblick, wie wirkt die ganze Gegend auf den Dichter?

K. Er vergißt alle trüben Gedanken an die Schrecken der Revolution und empfängt von der schönen Natur wieder „den fröhlichen Mut der hoffenden Jugend."

L. Schildern Sie mir nach seinen Worten die ewige Treue der heiligen Natur!

K. Alles wechselt; die Natur „ehrt stets züchtig das alte Gesetz." Die Menschen altern und sterben, und neue werden geboren; aber sie zeigt sich allen in ein und derselben Weise als die liebende Mutter.

L. Welche Seelenregungen pflegen wir in der Einsamkeit der freien Natur anzuvertrauen?

K. Unsre Freude und unsern Schmerz.

L. Das gaukelnde Kind jubelt draußen in Wonne und Lust; der Jüngling vertraut ihr seine Freuden, seine Hoffnungen an; der ernste Mann sucht in ihr, der lieben Gotteswelt, Ruhe gegen Kummer, Leid und Trübsal. So ist's von jeher gewesen und wird auf Erden immer so bleiben. Wiederholen Sie mir demgemäß die ganze Erklärung dieser zwei Verse: „immer dieselbe ꝛc."!

L. Die liebe Sonne mit ihrem lichten Schein hat von jeher auch die Dichter draußen in der freien Natur zu ihrem Schaffen begeistert. Weshalb nennt Schiller dabei den Namen des alten Homer?

K. Weil er der größte Dichter des Altertums gewesen ist.

L. Erklären Sie das Wort, daß die „Sonne Homers" auch uns lächelt!

K. Sowie sie einst den alten Dichter begeistert und beglückt hat, erfreute sie auch Schiller und hatte auch ihm zu neuem Schaffen Lust und Freude beschert.

L. Wiederholen Sie nun im Zusammenhange den Gedankengang des herrlichen Gedichtes von der Stelle ab, wo der Dichter die zweite Landschaft erblickt und den Vergleich zwischen dem Leben der ländlichen Thalbewohner und der Bewohner der Großstadt anstellt.

(Da wir in der Erläuterung diesen Gedankengang bereits im Zusammenhange gegeben haben, so weisen wir darauf hin. Dieses Vorwort darf von der betreffenden Stelle an als Mustervortrag gelten.)

8. Das verschleierte Bild zu Sais.*)

Dies Gedicht stammt aus dem Ideenjahr 1795; es gehört zu den Schöpfungen der in jener Zeit uns gegebenen philosophischen Lyrik und muß ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Gedichte „Die Ideale" entstanden sein. Nach Götzinger ist Schiller durch Plutarchs Schrift über Isis und Osiris dazu angeregt worden. Dort heißt es: „Das Heiligtum der Minerva zu Sais, welche von einigen für die Isis gehalten wird, hatte folgende Inschrift: „Ich bin das All, das gewesen ist, das ist und das sein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt." Andere Ausleger bezeichnen als Quelle „Die ältesten hebräischen Mysterien", hrsg. v. Br. Decius (Prof. Reinhold), deren Schiller in seinem Aufsatz „Die Sendung Moses," gedenkt. „Auf einer Pyramide zu Sais," heißt es da, „fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben." Wir sind geneigt, unter diesen Worten die ewige Gottheit zu verstehen. „Niemand hat Gott je gesehen," heißt es in der heiligen Schrift, „Gott sehen heißt sterben." „In das Innere der Natur," sagt der Dichter, „dringt kein erschaffener Geist." Gottes ewiges Walten vermag kein Sterblicher zu ergründen. Auf die Frage „Was ist Wahrheit?" vermag niemand eine allgemein genügende Antwort zu geben.

Diese Erwägungen bewirken in uns tiefgehendes Interesse für den im Gedichte geschilderten Jüngling. Ihn hat „des Wissens heißer Durst" nach Sais geführt. Dort will er sich durch die weisen ägyptischen Priester in alle Geheimnisse einweihen lassen, mit ihrer Hilfe die Wahrheit erforschen und erkennen lernen. Diese alten Priester hatten ihre Geheimlehren. Die Jünger wurden stufenweise mit allen Geheimnissen bekannt gemacht, je nach ihrer Begabung gefördert. Des Jünglings schneller Geist hat schon manchen Grad durcheilt; aber seine Forschbegierde ist noch nicht befriedigt worden. Der „Faustische Drang"**), selbst das Unerforschliche ergründen zu wollen, wird in ihm zur verzehrenden Leidenschaft. Sein Lehrer und Führer, der Hierophant, der Vorsteher und Oberpriester des Geheimdienstes, sucht vergebens, ihn zu beruhigen. Wie „Faust" fühlt er sich trotz aller Gelehrsamkeit unbefriedigt und unglücklich bei dem Gedanken, daß „wir nichts wissen können."

Da tritt eine gewaltige Versuchung an ihn heran. Sein Führer teilt ihm eines Tages mit, daß derjenige, welcher von dem in einer Rotunde auf-

---

*) Auch dies Gedicht eignet sich nur für die Oberklassen höherer Schulen.

**) Dies Vorwort ist nur für die Lehrer geschrieben. Wir weisen auf Goethes „Faust", auf den ersten großen Monolog hin, in dem „er sich der Magie ergiebt."

gestellten riesengroßen Bilde der Isis selbst gegen das Verbot „mit ungeweihter, schuld'ger Hand" den Schleier zu lüften wagt, „die Wahrheit sehen werde." Der Hierophant sagt, er selbst habe diese That nie gewagt, und ruft dem Jüngling warnend zu, „daß ein strenges Gesetz sie verbiete." Durch dies strenge Verbot „werde der dünne Flor centnerschwer für sein Gewissen."

Wir fragen uns hier mit Recht: „Was kann denn Schreckliches hinter dem Schleier verborgen gewesen sein? An Wunder, an Geistererscheinungen, an Überirdisches, an Zauberspuk glauben wir nicht und können darum nicht begreifen, daß das Lüften des Schleiers so entsetzliche Folgen nach sich ziehen werde. Selbst wenn das strengste Gesetz es verbietet, kann solch eine, nach unsern Begriffen sehr entschuldbare That doch nicht „centnerschwer aufs Gewissen fallen!" Und wie verträgt sich diese Warnung mit der Verheißung, daß der Jüngling nach dem Aufheben des Schleiers „die Wahrheit sehen soll"?

Mit diesen Zweifeln begleiten wir den jungen leidenschaftlichen Forscher auf seinem nächtlichen Gange. Seine Aufregung beim verbotenen Eintritt in das Heiligtum, in dem die Stille nur durch den hohlen Wiederhall seiner Tritte aus den geheimen Grüften unterbrochen wird, ist uns verständlich. Wir folgen seinem Thun mit wahrer Teilnahme.

Die That ist vollführt; der Schleier ist trotz des Verbotes von dem Jünglinge gelüftet worden. Jeder Leser oder Hörer fragt selbstverständlich in gespannter Erwartung nach dem, was der Frevler geschaut hat. Da er ein Sterblicher ist, so muß er doch seine Entdeckung und die durch ihn geschaute Wahrheit uns klar machen können. Dieser Aufschluß wird uns nicht gegeben. Es heißt im Gedichte, man habe den Jüngling am andern Morgen besinnungslos und bleich am Fußgestell der Isis ausgestreckt gefunden. Er selbst habe nie vertraut, was er gesehen; aber „auf ewig," heißt es weiter, „war seines Lebens Heiterkeit dahin," so daß ein tiefer Gram ihn früh zum Grabe führte. Ungestümen Fragern hat er nur die Antwort gegeben:

„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!"

Trotz alles Nachsinnens ist es nicht möglich, irgend ein hinter dem Schleier verborgenes Schrecknis zu ergrübeln, das entsetzlich genug wäre, das Gemüt eines nach der höchsten Erkenntnis strebenden Jünglings so zu zerstören, daß er auf immer „seines Lebens Heiterkeit verlieren und trostlos dem Grabe entgegensiechen sollte." Wie sollte es möglich sein, „zur Wahrheit durch Schuld zu gelangen?" Nach Lessings feinsinnigem Ausspruche ist für uns Sterbliche die Wahrheit nicht erreichbar. Wir haben nur die Kraft empfangen, darnach zu streben, und dies Streben selbst ist stets gut, kann

nie frevelhaft sein. Wenn es zu leidenschaftlich wird, wenn sich Geiz nach Ehre und Ruhm dazu gesellen, so kann es den Menschen verzehren, kann ihn siech und elend machen und ihm ein frühes Grab bereiten; aber diese Schuld kann doch im Gedichte nicht gemeint sein. Wer so sich selbst vernichtet, geht damit noch nicht zur Wahrheit ein, lüftet damit noch nicht den Schleier, der ihre Geheimnisse verbirgt.

Man hat gemeint, das Gedicht veranschauliche die Wahrheit, die in der Sage vom Doktor Faust, in der biblischen Erzählung vom Sündenfall verborgen liegt. Wir können uns damit nicht befreunden. Es giebt einen Sinn, wenn wir annehmen, daß der vorher ideal und keusch lebende Jüngling nach dem Lüften des Vorhangs zu einem Taumel feiner, aber wüster Sinnlichkeit verführt sei, und im Taumel dieser vorher nie gekannten Lust den Glauben an sein Ideal verloren habe.*) Aber selbst bei dieser Annahme bleibt vieles unverständlich. Der Lehrer scheue sich nicht, diesen mangelhaften Erfolg seiner Studien seinen Zöglingen klar zu machen. Die rechte hier gegebene Begründung kann heranwachsende Menschen belehren, Gedichte sorgfältig zu studieren und deren Sinn und Geist nicht nach dem bloßen Gefühl und dem Klingklang schöner Verse abzuschätzen. Wir sind verpflichtet, schon in der Schule über das Gedicht Klarheit zu geben; denn man kann vielfach hören, daß gebildete Bürger, die sich für Schillers Gedichte interessieren, über das „verschleierte Bild zu Sais“ Aufklärung verlangen.

Ausführung.

L. Das Gedicht führt uns nach Sais in Ägypten. Schon aus der biblischen Geschichte ist Ihnen bekannt, daß die Priester dort begabte Jünglinge in Geheimlehren einzuweihen, sie zu einer andern Sterblichen verborgenen Weisheit zu erziehen pflegten. Moses wurde so erzogen. Versetzen Sie sich in die alte Zeit, einige Jahrhunderte vor Christi Geburt. Ein edler, wißbegieriger Jüngling hat sich diesen Studien hingegeben. Sein Lehrer und Führer, der Vorsteher und Oberpriester des Geheimdienstes, der Hierophant, hat ihn bereits so gefördert, daß er mehrere Grade mit schnellem Geist durcheilt, d. h. durch den Unterricht mehrere Stufen zur höheren Erkenntnis erstiegen hatte. (Wiederholung.)

L. Beweisen Sie mir aus dem Gedichte den ungestümen Trieb und Drang des Jünglings nach höherer Erkenntnis.

---

*) Selbstverständlich darf man diese Deutung nicht mit Schülern besprechen, höchstens den Jünglingen in den Lehrerseminarien mit dem rechten sittlichen Ernste vorführen.

K. Er sprach: „Was hab' ich, wenn ich nicht alles habe?" „Ist die Wahrheit etwa eine Summe, die man größer oder kleiner besitzen kann? Ist sie nicht eine einz'ge ungeteilte?" Er vergleicht sie mit einer schönen Harmonie, mit dem Regenbogen: sie werden zerstört, wenn jener ein Ton, diesem eine Farbe fehlt.

L. Schildern Sie mir, durch welche Entdeckung dieser Wissensdurst des Jünglings aufs höchste gesteigert wird.

K. Der Hierophant zeigt ihm in einer einsamen Rotunde ein verschleiertes Bild von Riesengröße und sagt, daß hinter dem Schleier die Wahrheit verborgen sei.

L. Weshalb hat der Hierophant ihm den Anblick vorenthalten?

K. Die Gottheit hat durch ein Orakel verkündet, daß kein Sterblicher diesen Schleier lüften darf, bevor sie selbst ihn hebe. Wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand den heiligen, verbotenen früher hebt, der solle die Wahrheit sehen.

L. Inwiefern mußte dieser dunkle Spruch den Jüngling reizen, die verbotene That auszuführen?

K. Weil sie seinen Durst nach Wahrheit befriedigen konnte.

L. Der weise Hierophant warnt ihn durch den Hinweis, daß die Ausführung dieser verbotenen, unheiligen, gottlosen That zwar sehr leicht sei, aber centnerschwer sein Gewissen belasten werde. Durch welche beiden Gefühle sollte er sich also davon zurückhalten lassen?

K. Durch Ehrfurcht vor dem Heiligen und Achtung vor dem Gesetz der Pflicht.

L. Bei ruhiger Überlegung hätte er sich die Frage vorlegen müssen: Was ist Wahrheit? Darauf hätte er sich keine Antwort geben können; denn niemand vermag dies zu thun. Wir hoffen, daß wir einst im Jenseits wenigstens in Bezug auf unsre frommen Gefühle die Wahrheit erkennen werden. Darum nennt man feinfühlig die Religion „das Heimweh des Herzens nach seiner Wahrheit." Aber in Bezug auf die Gebiete des Wissens, der Wissenschaft, giebt es für den Begriff „Wahrheit" keine genügende Erklärung. Selbst für unser sittliches und edles Leben und Streben giebt es keine vollkommene Wahrheit, denn die heiligen sittlichen Gebote sind im Laufe der Jahrhunderte einem beständigen Wechsel unterworfen. Das Gesetz der Blutrache, das unsern Altvordern als heilige Pflicht erschien, gilt uns heute als unsittlich und verächtlich.

(Dieser Vortrag ist sehr sorgfältig zu wiederholen; denn er ist wegen der philosophischen Gedanken nicht leicht zu fassen. Das oben citierte Wort lasse man zu den gesammelten Sinnsprüchen schreiben.)

L. Das Gedicht belehrt uns, daß der Jüngling der Versuchung unterliegt, daß er jene Erwägungen nicht angestellt haben kann. Welche Fehler treten bei seinem Thun zunächst hervor?

K. Unbesonnenheit und Neugierde.

L. Schildern Sie mir die Ausführung seiner unbesonnenen That!

K. Des Wissens brennende Begier raubt ihm den Schlaf. Um Mitternacht rafft er sich auf, eilt zum Tempel, übersteigt die Mauer und tritt ins Innere der Rotunde, in welcher das verschleierte Bild steht. Von oben wirft der Mond durch die Kuppeln in das Innere den bleichen, silberblauen Schein, so daß die verhüllte Gestalt in ihrem langen Schleier furchtbar erscheint.

L. Vergessen Sie nicht, daß der Befehl, diesen Schleier unangetastet zu lassen, von einer Gottheit ausgegangen ist, mithin ein frommes Gebot enthält. Welches Frevels mußte der Jüngling sich schuldig machen, wenn er den Schleier lüftete?

K. Eines Frevels gegen die Gottheit.

L. Halten Sie diesen Umstand fest; denn nur er allein vermag uns über das Folgende Aufklärung zu geben. Der Jüngling frevelt. In seiner Brust haben zwei Gewalten miteinander gekämpft. Bezeichnen Sie diese beiden Mächte näher!

K. Der Wissensdurst und die Ehrfurcht vor der Gottheit und vor ihren Geboten.

L. Was er hinter dem Schleier geschaut, wird uns nicht mitgeteilt. Wir wissen schon, weshalb eine solche Mitteilung nicht möglich ist. Wiederholen Sie die Begründung!

K. Weil auf die Frage: „Was ist Wahrheit?“ niemand eine Antwort zu geben vermag.

L. Schildern Sie mir, welche äußere Wirkung der Frevelthat sich zeigte.

K. Am andern Tage fanden die Priester den Jüngling besinnungslos und bleich am Fußgestell der Isis ausgestreckt. Was er gesehen und erfahren, hat er nie mitgeteilt.

L. Schildern Sie mir die weitern Folgen der That!

K. Auf ewig war seines Lebens Heiterkeit dahin; ein tiefer Gram bewirkte, daß er früh starb.

L. Sein Warnungswort, das er ungestümen Fragern zurief, müssen wir noch näher betrachten. „Weh dem,“ so rief er, „der zu der Wahrheit geht durch Schuld!“ Sie wissen bereits, daß er zu der ewigen Wahrheit, die nach unserm frommen Glauben uns erst im Jenseits enthüllt werden soll, nicht gelangt sein kann. Worin liegt's begründet, daß von jeder andern, von einer wissenschaftlichen oder sittlichen Wahrheit hier auch nicht die Rede sein kann?

K. Weil es keine feststehende wissenschaftliche oder sittliche Wahrheit giebt.

L. Da wir eine genaue Aufklärung der That und ihrer wunderlichen Folgen nicht ergründen können, so bleibt uns nur übrig, die Erzählung als eine Allegorie zu betrachten und den Ausspruch des Jünglings allgemein zu fassen. So müssen wir ihn erklärend umgestalten und sagen: Wer als echter Jünger der Weisheit nach Wahrheit strebt und mit heißem Wissensdurste nach ihr forscht, der hat die Pflicht, rein, keusch, schuldlos zu bleiben, die Gottheit zu verehren und sie in seinen Willen aufzunehmen, so daß er vor ungesetzlichem und frevelhaftem Thun bewahrt bleibt und seine Seele vom Verderben rettet.

(Der Lehrer wird gut thun, diese Erklärung seinen Zöglingen zu diktieren und sie in die Sammlung der Sinnsprüche schreiben zu lassen.)

L. Das Gedicht erschien im Jahre 1795 und ist zu gleicher Zeit mit dem andern „Die Ideale“ entstanden. Aus Plutarchs Schrift über Isis und Osiris hat Schiller den Stoff entnommen. Dort heißt es, daß im Heiligtume der Isis eine rätselvolle Inschrift gestanden habe: „Ich bin das All, das gewesen ist, das ist und das sein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt.“

Schreiben Sie jetzt den Inhalt der Besprechung nieder und benutzen Sie dabei alle Ihnen bisher gegebenen Belehrungen.

(Den Mustervortrag des Lehrers enthält die Vorbereitung.)

---

9. Resignation.*)

Vorbereitung des Lehrers.

Ein Jüngling, erfüllt von „Faustischem Drange“, enthüllt uns das Ringen und Streben seiner Feuerseele und will uns für die Wahrheit der durch diese Kämpfe erlangten Überzeugung gewinnen.

„Auch ich,“ sagt er, „war in Arkadien geboren, d. h. von der Natur mit der Hoffnung ausgestattet worden, glücklich zu werden.“ (Arkadien im alten Peloponnes galt als das Land der Glücklichen, die in harmloser Freude dahinleben. Arkadische Schäfer galten als glückliche, unabhängige Leute, Freunde von Musik und Tanz, von Liedern und Festen.) „Statt des Glückes und der Freude,“ fährt der Jüngling fort, „hat der kurze Lebensfrühling, der nur einmal und nie wieder blüht, mir nur Thränen und Weh gebracht.“

In dieser trüben Stimmung denkt er sich als gestorben und im Begriff

*) Dies Gedicht eignet sich nicht für höhere Mädchenschulen, wohl aber für heranwachsende Jünglinge in den höhern Schulen und in den Seminarien. Eng mit ihm verbunden ist das reifere Gedicht: „Die Ideale.“

in die Ewigkeit einzugehen. Seinen „Vollmachtsbrief zum Glücke" giebt er unerbrochen zurück; denn Glückseligkeit hat er selbst in der schönsten Zeit seines Lebens nie kennen gelernt. Darob erhebt er droben schwere Klage vor der „verhüllten Richterin," die der gewöhnliche Verstand als „Vergelterin" bezeichnet. Nach dem Glauben der meisten Sterblichen sollen droben im Jenseits den Bösen Schrecken, den Redlichen Freuden erwarten. Dort sollen die Rätsel des Lebens, der Vorsehung gelöst werden. Dort soll des Dulders Dornenbahn endigen, soll sich dem Verbannten der Himmel der Seligkeit eröffnen. In diesem Glauben ist er auf Erden dem „Götterkinde Wahrheit" gefolgt, er, einer der Wenigen, die auf dessen Stimme hören. Diese Wahrheit forderte mit Hinweis auf die Zahlung in einem bessern Leben das Opfer seines Jugendglücks. Der Jüngling hat dies Opfer gebracht, obwohl er keine Gewähr empfing, daß dies Versprechen eingelöst werden könnte. Er opferte seine Freude, „das Weib, so teuer seinem Herzen," die schönsten seiner Jugend- und Liebesträume.

Die Welt verhöhnte diese Opferwilligkeit. Sie nannte die Wahrheit „eine Lügnerin, gedungen von Despoten;" sie sprach frech aus, er werde nicht mehr sein, wenn dieser Schein, diese Schuldverschreibung auf Vergeltung in einer bessern Welt fällig werden sollte. Der freche Spott nannte diese Vorstellungen Wahngebilde, „des kranken Weltplans schlau erdachte Retter, die Menschenwitz des Menschen Notdurft leiht." Um das unabwendbare Elend zu trösten, um die elenden Menschen vor gänzlicher Verzweiflung zu bewahren, haben schlaue Priester die Lehre aufgestellt, daß sie im Jenseits für ihre Leiden Belohnung empfangen werden. Die Welt suchte dem Jünglinge durch frechen Spott allen Glauben an das Heilige zu rauben, nannte seine Ideen Wahnvorstellungen, die durch Gewissensangst erzeugt seien; bezeichnete die Unsterblichkeit als ein Lügenbild, als die „Mumie der Zeit." Sie tadelte ihn, daß er Güter, die ihm gewiß seien, d. h. die sinnlichen Genüsse und Freuden, für leere Hoffnungen hingegeben habe. Durch das ewige Schweigen des Grabes, das seine Toten nicht herausgiebt, werden, so hieß es, diese Hoffnungen Lügen gestraft.

All diesen Spöttereien hat der Jüngling Trotz geboten, hat den Verheißungen der Wahrheit Glauben geschenkt und seine Freuden, seine sinnlichen Genüsse geopfert. Nun fordert er von der Vergelterin seinen Lohn. Ihm wird zur Antwort:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Du hast, o Jüngling, statt des Genusses dich der Hoffnung hingegeben. Dein Lohn liegt in deinem Glauben; fordre nichts mehr!

In dem Jüngling hat uns Schiller eine jener hochbegabten Naturen vorgeführt, durch deren Sinnen und Denken, Leiden und Kämpfen die großen Rätselfragen des Lebens, die Gesetze der sittlichen Weltordnung am klarsten und schärfsten offenbar werden. Hier handelt es sich um nichts Geringeres als die Darlegung der höchsten Lebensweisheit und ihrer heiligen Gesetze. Darum führt der Dichter alle Ansichten und Ideen vor, die im Kampfe um die heiligsten Güter des Lebens von den Vertretern der schalsten Selbstsucht, von frechen Spöttern, gegen die Gesetze der Religion und Sittlichkeit, gegen jedes ideale Streben von jeher vorgebracht worden sind. Die Anerkennung oder Verwerfung dieser Ideen bildet für Jünglinge, die den Lebenskampf mit sich und der heiligen Pflicht beginnen, ihr Wohl oder Wehe. Gewöhnlichen unbedeutenden Naturen bleibt dieser Kampf erspart; er packt mit seiner oft furchtbaren, ja vernichtenden Kraft nur hochbegabte Menschen, die fähig sind, sich zu des Lebens und der Menschheit Höhen aufzuschwingen. Solche Jünglinge erleben stets Stunden der Schwäche, in denen die sinnliche Begierde, die verzehrende Sehnsucht nach Genuß übermächtig zu werden und die Kraft schwerer entsagungsreicher Arbeit und edler Selbstbeherrschung zu vernichten droht. Dann übermannt sie eine Verzweiflung, die oft zu wahrem Lebensüberdruß führt. J. J. Rousseau erzählt in seinen „Confessions“, daß er in solchen Stunden sich in die Einsamkeit zurückgezogen und ein wahres Vergnügen empfunden habe, seine Thränen in den Bach fließen zu sehen. Goethe läßt seinen „Faust“ in solcher Seelenstimmung die Worte sprechen:

„Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach ich morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinn'gem Kritteln mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.“

Diese genialen Jünglingsnaturen werden im Kampfe nur zu oft zu dem Gedanken verleitet, daß es besser sei, „nach dem Guten dieser Welt, nach Ehr' und Herrlichkeit zu streben“ und die beschwerliche „Ameisenarbeit“ in der stillen Studierstube zu fliehen, um „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leiden-

schaften zu stillen." Wohl dem, der in diesem Kampfe Sieger bleibt und allmählich zur Ruhe des Weisen, zur innern Harmonie aller Seelenkräfte gelangt!

Der Jüngling, den Schiller uns vorführt, ist in diesem Kampfe beim ersten Stadium, bei der „Resignation" angelangt. Sein Geist hat das Rechte und Wahre bereits klar erkannt; aber sein Gemüt ist noch nicht ruhig. Resignation ist Entsagung, dumpfe, freudlose Ergebung in das unvermeidliche Schicksal. Er sieht ein, welche Opfer er im Kampfe um das Heiligste im Leben, im Streben nach dem Ziele menschlicher Vollkommenheit, bringen muß, und daß er auf Lohn hier und im Jenseits nicht rechnen darf. Aber noch zittert jede Fiber vor Erregung bei der Erinnerung an das Opfer seiner Freuden, und die rege Phantasie stellt die entbehrte Lust noch berauschender hin, als die Wirklichkeit sie zu gewähren vermag. In diesem Zustande der bittern Resignation ist man stets geneigt, sich extremen Ansichten hinzugeben. „Genieße, wer nicht glauben kann; wer glauben kann, entbehre!" Somit teilt der Jüngling die Menschen in zwei Klassen, in Genußmenschen und in Gläubige. Die Weltgeschichte, meint er, stelle diese Wahrheit unumstößlich hin; sie sei das Weltgericht. Dieser Ausspruch ist zwar richtig, paßt aber nicht auf sein Schicksal und seine Kämpfe. Das Weltgericht der Weltgeschichte bezieht sich auf große Wahrheiten, die selten das Individuum betreffen, gewöhnlich nur große Gesetze enthüllen, nach denen ganze Völker wachsen, blühen, welken und schnell oder in langsamem Verfall untergehen.

Schiller schrieb dies Gedicht in seiner elenden, bedrängten Lage in Mannheim im Jahre 1784. Er suchte damals in diesen Ideen seinen Halt. Die Lehre, daß auf Belohnung oder Bestrafung im Jenseits niemand zu rechnen habe, ist unbedingt richtig. Jeder ernste sittliche Mensch muß sie anerkennen und die mittelalterlichen Ansichten ganz verwerfen. Aber man braucht deswegen nicht auf alle Freuden des Lebens zu verzichten und seinen innern Halt durch ein finstres asketisches Leben begründen zu wollen. In der Einteilung aller Menschen in Genußmenschen und in Gläubige zeigt sich der noch zu jugendliche, noch nicht zu voller Weisheit gereifte, noch mit sich ringende Dichter. Da er damals die schönen, oft so verzehrend lockenden Freuden des Lebens entbehren mußte, hatte sich in seiner Seele bei dem Gefühl seiner geistigen Überlegenheit und seiner erhabenen Dichterwürde ein sehr stolzes Selbstbewußtsein ausgebildet. Wir finden diesen edeln Stolz als innern Halt bei allen höher begabten Männern, die mit ungerechtfertigter Zurücksetzung, mit thörichten Vorurteilen und irdischem Mangel zu kämpfen haben. Dies sehr erklärliche stolze Selbstbewußtsein verleitete den Dichterjüngling, seinesgleichen als die „Gläubigen" zu hoch zu stellen und alle andern Menschen verächtlich als „Genußmenschen" zu bezeichnen. Schon im nächsten Jahre (1785) schrieb Schiller, als der Rat Körner, der Vater des Dichters Theodor Körner,

ihn als seinen lieben und hochgeehrten Gast nach Leipzig gerufen hatte, im frohen Gefühl eines neuen Lebens voll dithyrambischer Begeisterung in besserer Erkenntnis sein berühmtes „hohes Lied“ „An die Freude.“

„Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur . . .
Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.“

Hochbegabte und dabei sehr fein organisierte Menschen sehnen sich in der Jugendzeit in viel höherm Maße als gewöhnliche Sterbliche nach Glück, nach den Freuden des Lebens. In ihrem ungestümen Drange halten sie leicht für Entbehrung, was nur Versagung von Überfluß ist. Da sie leichter als Durchschnittsnaturen in einen sinnlichen Taumel geraten können, so sollen sie früh lernen, aller Genüsse, durch die sie nur zu leicht mit einer gefährlichen Leidenschaft erfüllt werden, sich sorgsam zu enthalten und sich in der edeln Kraft der Selbstberrschung zu üben. Unser großer Schiller ist der edle hochsittliche Dichter, der Lieblingsdichter des bessern Teils des deutschen Volkes geworden, weil er in dieser Zeit des verzehrenden Jagens und Hastens nach Genuß den „Riesenkampf der Pflicht“ würdig bestanden hat. Wenn hier in diesem Gedichte sich eine zu herbe Wehmut über das Opfer seiner Jugendfreuden zeigt; wenn dieses bittre Gefühl ihn veranlaßt hat, seine Mitmenschen zu strenge zu beurteilen: so haben wir diese kleine Schwäche seinem schweren Ringen zu gute zu halten. Wenige Jahre später 1787, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Weimar, schrieb er: „Ich kann nur sagen, daß es mir hier ungemein gefällt. Die möglichste bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgesuchter Zirkel interessanter Menschen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf die litterarische Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie noch dazu den geringen Aufwand, den ich an diesem Orte wie Weimar zu machen habe: warum sollt' ich nicht zufrieden sein?“ Es ist wohl zu beachten, daß diese innere Zufriedenheit durch seine beständige Geldverlegenheit nicht gestört wurde.

Von dieser Einseitigkeit des jugendlichen zu schroffen Urteils zeugt ferner das Wort: „Genieße, wer nicht glauben kann!“ Die Zahl der Menschen, die im Gedichte als „Gläubige“ bezeichnet werden, ist eine sehr geringe. Unter allen übrigen giebt's eine überwiegende Mehrzahl einfacher, redlicher Naturen, die ihren Lebenszweck in tüchtiger anstrengender Arbeit suchen und finden, und den Genuß nur mitnehmen, wie er sich gerade darbietet. Je tüchtiger sie sind,

desto mehr gelingt es ihnen, sich „des Veilchens zu erfreuen, das ihnen am Wege blüht." Den Gegensatz zu Schillers „Gläubigen" bilden nur die ausgesprochenen Genußmenschen, die Wüstlinge, die leichtsinnigen Jünglinge der „jeunesse dorée", die in frevelhaftem Übermute ihre Jugendkraft in allen nur denkbaren Genüssen vergeuden. Ihre sogenannten Freuden sind aber wahrlich nicht so viel wert, daß sie in ihnen ein Glück finden könnten, wie es dem „Gläubigen" bei seinen Entbehrungen „zugewogen" sein soll. Der Genuß solcher Wüstlinge ist nur ein wilder Taumel, abwechselnd mit dem quälenden, lüsternen Verlangen der leidenschaftlichen Begierde nach neuen Aufregungen. Der „Glaube," d. h. hier das Streben und Handeln aus echter Liebe zu allem Großen, Guten und Schönen, verträgt sich sehr wohl mit einem weisen Lebensgenuß. „Fröhliche, von allem Verstandesballast befreite Ausgelassenheit," sagt der weise Justus Möser, „hat seine Berechtigung sogar im Leben des Weisen." Es handelt sich bei jeglichem Genuß nur darum, daß er uns stets eine schöne, erfrischende Erinnerung ermöglicht. Dieses Hauptererfordernis betont Schiller in seinem „Lied an die Freude" mit großer Schärfe. Wir sollen sogar mitten im höchsten Freudenjubel noch so edel handeln, daß wir mit Ehrfurcht an Gott denken und ihm, dem Geber aller guten Gaben, in Dankbarkeit ein volles Glas widmen können.

„Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!"

Von diesen schönen, harmlos genossenen Jugendfreuden zehren wir noch als Greise und Greisinnen in liebevoller und wehmütiger Rückerinnerung.

In seinem zu hohen, zu stolzen Selbstbewußtsein hat der jugendliche Schiller den von der Natur hoch begabten genialen Menschen ein zu trauriges Erbteil zuerkannt und die große Menge der Durchschnittsnaturen zu verächtlich behandelt. Aber diese in seiner noch unreifen Lebensanschauung begründete Schwäche darf uns nicht abhalten, das Gedicht als ein wertvolles Kunstwerk zu begrüßen. Meisterhaft ist die Erfindung, den Jüngling als eine abgeschiedene Seele im Jenseits vor die „Vergelterin" treten zu lassen, um für sein edles, entsagungsreiches Leben den verheißenen Lohn zu fordern. Diese künstlerische Anlage ermöglicht das energische Gespräch, das alle Ideen, welche diese ernsten Fragen erörtern, mühelos vorführt. Dadurch wird die Betrachtung in eine lebendige Handlung verwandelt.*) Infolge dieses Kunstgriffs nehmen wir Leser oder Hörer lebendigen Anteil an dem Jünglinge, durchleben seine Gemütskämpfe, seine Zweifel, seine Qualen, und werden von seinen Schlußbehauptungen auf das Lebhafteste erregt. Die kraftvollen Antithesen, mit denen der Dichter seine Ansichten vorführt, veranlassen uns zu ernstem Sinnen, und der Genuß des Ganzen kann durch die oben angeführten

*) S. Lessings „Laokoon", über die Grenzen zwischen Malerei und Dichtkunst.

Bedenken und Erwägungen, die in ernsten gereiften Lesern naturgemäß entstehen müssen, eher erhöht als geschwächt werden.

Ausführung.

L. Die ersten Strophen des Gedichtes „Resignation" führen uns die Klagen eines Jünglings vor. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Der Jüngling klagt, daß er in seiner Jugend statt der Freuden, die sonst jedem Menschen zugestanden sind, nur Thränen und Schmerzen kennen gelernt habe. Diese Schmerzen seien ihm in seines Lebens Mai, in seiner schönsten Lebenszeit zu teil geworden, die nur einmal und nicht wieder blüht.*)

L. In den folgenden Strophen spricht er von einer „verhüllten Richterin," einer „Vergelterin," die dort oben „mit des Gerichtes Wage" throne. Er spricht von einem Stern, den er verlassen habe. Erklären Sie mir, wie wir uns den Jüngling dort oben und das folgende Gespräch zwischen ihm und dieser Vergelterin zu denken haben.

K. Der Jüngling ist gestorben, hat diesen Stern, die Erde, verlassen und die Brücke zur Ewigkeit überschritten. Wer dort oben als Vergelterin gemeint sei, wird nicht gesagt.

L. In welcher Absicht stellt sich der Jüngling vor diese unbekannte „Vergelterin"?

K. Er will Klage erheben über sein Schicksal auf Erden.

L. Um diese Klagen eindringlich zu machen, giebt er der „Vergelterin" Eigenschaften, die wir nur unserm Gott und Herrn zuerteilen. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er sagt, daß sie die Guten belohnen, die Bösen bestrafen, die Rätsel der Vorsehung lösen, mit den Leidenden Abrechnung halten werde. Des Dulders Dornenbahn solle da droben endigen, das Jenseits solle dem auf Erden Verbannten zur Heimat werden.

L. Er bespricht darauf sein Thun und Lassen, sein Streben auf Erden. Welches Gesetz hat ihm nach seinen Worten das „Götterkind, die Wahrheit" gegeben?

K. Er solle der Wahrheit seine Jugend und ihre Freuden opfern; dafür werde sie ihm in einem andern Leben den Lohn zahlen. Sie könne ihm keine Gewähr, nur die Verheißung geben, daß jenseits des Grabes seine Schmerzen wuchern, ihm Belohnung bringen sollen.

L. Das Wort, er habe seine Braut mit blutendem Herzen dieser strengen Forderung zum Opfer gebracht, will sagen, er habe, um den Gesetzen der Wahr-

---

*) Die Belehrung über „Arkadien" ist vor dem Beginn der Unterredung zu geben.

heit zu gehorchen selbst seine liebsten Freuden hingegeben. Inwiefern mußten gewöhnliche Menschen zu solchem Leben die Köpfe schütteln?

K. Sie konnten nicht begreifen, aus welchem Grunde er so freudlos lebte.

L. Diese Enthaltsamkeit forderte zugleich auch freche Spötter heraus, ihm sein höheres ideales Streben verdächtig und verächtlich zu machen. Welche Gründe führten diese Menschen an, um ihn von seiner edeln Bahn abzulenken?

K. Sie sagten, die Verheißung der Vergeltung im Jenseits sei eine Lüge. Vor dem Wahn, daß die Guten dort oben belohnt, die Bösen bestraft werden, braucht niemand zu erzittern.

L. Der Dichter läßt sie behaupten, diese Lüge von der ewigen Vergeltung sei von Despoten erfunden worden. Zu welchem Zwecke hätten diese Despoten allein jene Lehre aufrecht erhalten können?

K. Um ihre guten Unterthanen zu beruhigen, die bösen zu schrecken.

L. Er läßt die Spötter sprechen, dieser vergeltende Gott sei nur der schlau erdachte Retter eines kranken Weltplans. Denken Sie an Arme und Elende und an Verbrecher! Inwiefern scheint man ein Recht zu haben, den Weltplan als krank, als unheilbar zu bezeichnen?

K. Die Armen und Elenden können sich nicht retten, so daß sie verderben; die Reichen und Mächtigen allein bestehen und leben in Glück und Überfluß; die Verbrecher mehren sich.

L. Inwiefern scheint diese Lehre von der Vergeltung des richtenden, des belohnenden und bestrafenden Gottes im Jenseits geeignet zu sein, diese Schäden des irdischen Lebens auszugleichen?

K. Weil diese Ausgleichung hier auf Erden nicht geschieht. Die Armen und Elenden verderben, die Verbrecher bleiben nur zu oft straflos.

L. Diese Lehre von der ewigen Vergeltung im Jenseits hängt mit dem Glauben zusammen, daß unsre Seele unsterblich sei und wir mit einem verklärten Leibe auferstehen werden. Mit welchem Worte bezeichnen die Spötter diesen Glauben?

K. Sie nennen ihn Fieberwahn, ein Lugbild lebendiger Gestalten.

L. Mit welchen Hinweisungen suchen sie diesen Unglauben zu begründen?

K. Sie sagen, noch nie sei ein Toter aus seiner Gruft gestiegen, um vom Jenseits Bericht zu erstatten. Alle diese Hoffnungen werden durch die Verwesung Lügen gestraft.

L. Der Jüngling hat sich durch diese Einwürfe und Spöttereien von seinem Glauben nicht abwendig machen lassen. Beweisen Sie mir diese Behauptung durch seine eignen Worte.

K. Er sagt, er habe dem Götterschwur fest vertraut, habe den Spott der Menge verachtet, seine Freuden seinem frommen Glauben zum Opfer gebracht; nur die Wahrheit heilig gehalten.

L. Wir wollen ihm Glauben schenken. Weshalb muß uns aber seine Forderung nach Entgelt wunderlich erscheinen?

K. Weil er dazu kein Recht hat.

L. Die Hoffnung, daß er für sein gutes Thun im Jenseits belohnt, für sein böses bestraft werden könne, beruht auf frommem **Glauben**. Weshalb war er nicht **berechtigt**, jetzt Lohn zu fordern?

K. Er wußte über das Jenseits nichts Gewisses, und der Lohn war ihm ohne jede Gewähr versprochen worden.

L. Wenn droben ein Gericht stattfinden soll, so muß der Mensch doch erst dessen Entscheidung abwarten. Weshalb durfte er aus diesem Grunde nicht auf seine Forderung nach Lohn bestehen?

K. Weil über ihn noch kein höheres Gericht ergangen war.

L. **Schiller** läßt den Genius auf diese Forderung antworten. Schildern Sie mir dessen Entscheidung!

K. Der Genius nennt zwei Güter: Hoffnung und Genuß. Hoffnung ist denjenigen beschieden, die im Glauben an die Wahrheit und die Verheißungen im Jenseits ihr Glück finden; wer diesen Glauben nicht hat, soll sich dem Genuß hingeben.

L. Es wird Ihnen hier schon ein Zweifel kommen, ob die Menschen in die hier genannten zwei Klassen geschieden werden dürfen. Betrachten wir zunächst die Gläubigen, d. h. hier die Menschen, welche im Glauben an die Wahrheit, im Streben nach dem Ziel edelster menschlicher Vollkommenheit ihr Glück finden. Welches Gefühl muß sie stets beglücken, sobald sie an diesem Streben und in diesem Glauben treu beharren?

K. Das Gefühl innerer Seelenruhe und Freudigkeit.

L. Die heilige Schrift nennt diesen köstlichen, beglückenden Seelenzustand den „Frieden Gottes, der höher ist, denn alle Vernunft.“ Warum braucht ein so glaubender und strebender Mensch sich nach der Belohnung im Jenseits garnicht zu sehnen?

K. Weil er auf Erden schon sich glücklich fühlt.

L. Durch welches Wort bestätigt der Dichter diesen Umstand?

K. Durch das Wort: „Dein Glaube war Dein Dir zugewogenes Glück.“

L. Dies Wort ist in jeder Hinsicht wahr. Aber Schiller hält daran nicht fest. Welches herbe Schicksal will er diesen edeln Gläubigen auferlegen?

K. Das Schicksal, Entbehrungen zu tragen, auf alle Freuden und Genüsse zu verzichten.

L. In der Jugendzeit sind begabte Menschen geneigt, sich in einen Taumel der Lust zu stürzen, allerlei sinnliche Freuden im Übermaße zu genießen. Diese Art von Genüssen ist höchst verwerflich. Sie macht den Menschen unfähig seine Pflicht zu erfüllen, und stürzt ihn in wilde Leiden-

schaften, die sein inneres Glück vollständig zerstören. Diese Menschen müssen in stillen Stunden von sich sagen, was **Goethe** seinem „**Faust**" in den Mund legt:

> „So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
> Und im Genuß verschmacht' ich vor Begierde."

Das Wesen der Leidenschaft besteht in der verzehrenden Kraft, die sie selbst in ruhigen Stunden über unser Gemüt ausübt. Sie nimmt unsre Seele plötzlich ganz gefangen und quält uns mit Vorspiegelung der verlockendsten Phantasiegebilde. Sie erkennen leicht, daß Menschen, die sich solchen leidenschaftlichen Genüssen hingeben, den edeln Seelenfrieden, unser wahres und höchstes, ja unser einziges Glück, nie erlangen können.

(Sorgfältige Wiederholung dieses Vortrags. Die einzelnen Aussprüche sind in die Sammlung von Sinnsprüchen aufzunehmen.)

L. Neben diesen verzehrenden, unsittlichen, leidenschaftlichen Genüssen giebt es aber eine Menge schöner, herrlicher Jugendfreuden, die selbst arme Jünglinge sich verschaffen können. Es sind namentlich die harmlosen Freuden, die uns aus dem Umgange mit guten, liebevollen Menschen und aus deren erheiternder Geselligkeit erwachsen. Die Probe dafür, ob ein Genuß uns erlaubt ist, liegt in der Nachwirkung, in der Erinnerung im spätern Lebensalter. Wenn solch ein Genuß, solch ein Fest uns zu sittlicher, pflichtmäßiger Arbeit stärkte; wenn wir im spätern Leben noch in der Rückerinnerung beseligende, innige Freude und stille Rührung empfinden: dann haben wir uns damals einem weisen Genuß des Lebens hingegeben, der uns veredelt und Gott und Menschen wohlgefällig ist. Solche Genüsse bereiten uns jene frohen Stunden, von denen **Geibel** sagt, daß „**jede ein Jahr von Schmerzen aufwiege.**"

(Sorgfältige Wiederholung dieses Vortrags.)

L. Sie werden nach diesen Erörterungen sich fragen, was das Wort zu bedeuten habe, daß der „Gläubige entbehren solle"? Warum kann das Entbehren jener wilden, leidenschaftlichen, sinnlichen Genüsse nicht gemeint sein?

K. Weil sie für den wahrhaft edeln Gläubigen keine Entbehrungen bilden.

L. Weshalb dürfen wir annehmen, daß Schiller die harmlosen, wahrhaft beglückenden Jugendfreuden hier nicht gemeint haben könne?

K. Weil sie für jeden edeln Gläubigen, jeden edel strebenden Menschen zur Erhöhung seines innern wahren Glückes beitragen.

L. Um diesen Mangel der Dichtung zu verstehen, müssen wir des Dichters Lebensbeschreibung studieren. Er schrieb dies Gedicht 1784 in elender, höchst bedrängter Lage in Mannheim. Er befand sich in beständiger Geldverlegenheit. Durch seine großen Dramen „**Die Räuber**", „**Fiesco**", „**Kabale und Liebe**" war er ein berühmter Mann geworden. Alle Großen

der Erde, alle hervorragenden Menschen feierten ihn und suchten seine Bekanntschaft zu machen. Infolge seines stolzen Selbstbewußtseins und des Gefühls seiner Dichterwürde hielt er sich allen diesen Vornehmen für ebenbürtig, und für berechtigt, ein äußeres Glück zu erringen, das ihm gestatte, im Auftreten und in geselliger Hinsicht mit ihnen wetteifern zu können. In dem niederdrückenden Gefühl seiner Armut und steten Sorge, durch die er zu den traurigsten Entbehrungen gezwungen wurde, hat er damals die Freuden und Genüsse der ihn umgebenden reichen und vornehmen Welt für wertvoller gehalten als sie sind, und darum den edeln, an die Wahrheit und ihre göttliche Sendung glaubenden Menschen als Bedingung zu ihrem innern Glücke die Entbehrung dieses äußern scheinbaren Glückes auferlegt. Diese Forderung: „Wer glauben kann, entbehre!“ ist nicht als eine richtige anzuerkennen und muß aus dem Gemütszustande des Dichters erklärt werden.

(Sorgsame Wiederholung.)

L. Inwiefern ist demgemäß die Forderung des Jünglings, für diese Entbehrungen im Jenseits Lohn zu empfangen, eine ungerechtfertigte?

K. Weil die Entbehrung solcher Freuden nur seine Pflicht war; weil er durch diese Entbehrung sein inneres Glück begründet hatte; weil diese Freuden seiner ganz unwürdig waren.

L. Schiller hatte gedarbt, hatte das Leben und die Freuden der Vornehmen meiden müssen. Worin kann es begründet sein, daß er sich so bitter beklagt?

K. Er hatte sich nach diesen Freuden und Genüssen zu sehr gesehnt.

L. Wer will diese Sehnsucht und diesen Schmerz dem großen noch so jugendlichen Dichter verargen? Uns genügt, erforscht zu haben, daß dies Wort, „der Gläubige soll entbehren,“ einen Mangel enthält, auf den wir beim Genuß des Kunstwerkes achten sollen. Welches Schicksal weist Schiller allen denen zu, die nicht den Glauben an die Wahrheit besitzen?

K. Sie sollen genießen.

L. Wir haben bereits kennen gelernt, daß es einen edeln, weisen Lebensgenuß giebt, und einen wilden Taumel, bei dem der Mensch sich leidenschaftlich verschiedenen Genüssen hingiebt. Welche dieser beiden Arten will der Dichter den Weltmenschen als Schicksal überweisen?

K. Die letztere Art, den wilden Taumel, den leidenschaftlichen Genuß.

L. Es liegt in diesem Worte eine hohe, stolze Verachtung dieser Menschen. Auf welches Gefühl pocht der Dichter, indem er die Weltmenschen so schroff von sich weist?

K. Auf seine Würde als Dichter, auf seine Kämpfe und sein hohes Streben nach Wahrheit.

L. Gewiß gaben diese Eigenschaften und Thaten ihm das Recht, sich stolz neben die Reichsten und Vornehmsten zu stellen. Aber die Zahl der

Edeln, die ihm gleichen, ist nur klein, und gottlob ist die Zahl der Genußmenschen, die sich einem wilden Genußtaumel hingeben, auch nicht allzu groß. Zwischen diesen beiden Klassen findet man die große Zahl besonnener Menschen, auf die keines dieser Worte in voller Schärfe anzuwenden ist. Diese Menschen hat Schiller bei seinen Aussprüchen übersehen. Auch finden wir unter den Reichen und Vornehmen besonnene Naturen, die weder zu den Gläubigen, noch zu den Genußmenschen gerechnet werden dürfen. Mögen diese Erörterungen Ihnen klar machen, daß Sie die Pflicht haben, alle Gedichte, die solche Sinnsprüche aufweisen und von Lebensweisheit zeugen, sorgsam zu prüfen und nicht jedem Ausspruche zu trauen. So wie hier wird das Studium der Biographie eines Dichters Ihnen in den meisten Fällen die rechte Aufklärung geben können.*) Schreiben Sie nun den Inhalt des Gedichtes auf und benutzen Sie dabei die Ihnen gegebenen Aufklärungen.

(Der Mustervortrag ist in der Vorbereitung gegeben.)

---

10. Die Ideale.

Die Vorbereitung.

Der gereifte Mann blickt auf seine entflohene goldene Jugendzeit zurück und bricht in die Klage aus:

„So willst du treulos von mir scheiden?
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich flieh'n?
Kann nichts dich Fliehende verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens! Deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit."

Die „heitern Sonnen, die seiner Jugend Pfad erhellt, die Ideale," so klagt er, sind dahin. Der rauhen Wirklichkeit hat das, was einst so schön, so göttlich war, samt dem süßen Glauben daran zum Raube werden müssen.

Gewöhnlich versteht man unter Idealen erstrebenswerte, durch höhere Ideen klar geschilderte Zustände in ihrer Vollendung. Den Zustand, in dem die Menschen vollendet fromm, sittlich und schön handeln, bezeichnet man als das Ideal menschlicher Vollkommenheit. (Ideal der Humanität.) Da Christus

*) Bei dieser Gelegenheit, sowie bei ähnlichen gebe man den jungen Leuten die nötigen Weisungen, einen Dichter in der rechten Weise zu studieren. Die Anleitung zu diesem Studium ist eine sehr wichtige. S. darüber Albr. Goerth: Einführung in das Studium der Dichtkunst. Leipzig 1882.

nach unserm Glauben in jeder Hinsicht diesen Ideen gemäß gelebt und gehandelt hat, so bezeichnen wir ihn als unser Ideal, als den vollendeten Menschen, als unser Vorbild.

In diesem Gedichte hat der Begriff „Ideale" eine andere Bedeutung. Schiller versteht darunter „Traumbilder," beglückende, schöne „Jugendträume." Wer hätte diese beglückenden Träume nicht kennen gelernt? Sie sind so süß, so lieblich, so entzückend und beseligend, diese holden Pantasien!

„Seid stille, stille," sagt Lenau,

„Daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das Allerbeste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist."

Der Dichter führt uns bei der Schilderung dieser Jugendträume eine solche Fülle innern Glückes vor, daß wir in Bezug auf ihn, sowie auf jeden hochstrebenden, hochbegabten Geist ganz beruhigt werden und über die Klagen, die das Gedicht „Resignation" brachte, zu voller Klarheit gelangen. Mit einer Inbrunst, einem Entzücken, das gewöhnlichen Sterblichen versagt ist, hat er sich an die Natur angeschlossen und ihr geheimnisvolles Walten erforscht. In diesem Forschen, in dieser Hingabe hat er eine solche Freude, eine solche Beseligung empfunden, daß selbst „das Seelenlose durch seines Herzens Wiederhall" belebt wurde; daß alle Naturwesen ihm befreundet waren und Pflanzen und Tiere Sprache zu gewinnen schienen. Eine ähnliche beseligende Freude haben ihm die Weihestunden gebracht, in denen seine Künstlerseele die Pläne und Entwürfe zu seinen Schöpfungen wie ein göttliches Geschenk empfing. Dieser „Entwürfe Flug" trug seine Seele oft hinauf bis „zu des Äthers bleichsten Sternen," d. h. erfüllte ihn mit den erhabensten Ideen, die höchsten Fragen der Menschheit zu lösen und in Kunstwerken darzustellen. Wie glücklich fühlte sich der Jüngling, wenn diese „Fülle der Gesichte" auf ihn eindrang; wenn er in der stillen Studierstube nach den höchsten Zielen der Menschheit forschte! Damals wurde seine Seele beglückt durch den Glauben, es werde ihm gelingen, „die Strahlenkrone des Ruhms" zu erlangen, von dem „goldnen Glanz irdischen Erfolges" und von süßer Liebe beglückt zu werden.

Die „goldene Zeit" dieses Jugendglückes ist für den gereiften Mann „ins Meer der Ewigkeit" entflohn. Diese „luftigen Begleiter," diese schönen, beseligenden Jugendträume, haben sich schon auf des Lebens Mitte verloren.

„Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sternenbild."

Die schöne Liebeszeit machte ernstern Gefühlen Platz; das Streben nach Ruhm wurde vergällt durch die Beobachtung, daß die Menschen aus Unverstand, aus Selbstsucht und andern niedern Beweggründen „seine heiligen Kränze“ selbst gemeinen und nichtswürdigen Strebern verleihen. Auf dem rauhen Lebenspfade ist es um ihn her immer stiller geworden. Wie Goethe konnte er sagen:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen;
Da ich dich (die Wahrheit) kenne, bin ich fast allein.“

Jetzt strebt er fast vereinsamt seinem großen Lebensziele nach; von all' den luftigen, schönen Begleitern seiner Jugendzeit ist ihm höchstens noch die uns Sterblichen unverlierbare Begleiterin, die Hoffnung, geblieben.

Die Ideale, diese Traumgebilde seiner goldenen Jugendzeit, waren schön, zum Teil zauberhaft berückend, so daß die Seele ihnen stets eine wehmütige Erinnerung zollen wird; aber der gereifte Mann hat gefunden, daß sein Heil, sowie das aller Sterblichen nicht in den Jugendträumen liegt. Er hat es gefunden in ernster, sittlicher Arbeit, in der

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“

Wir Menschen sind bei unsern Vorfahren, die durch ihre Lebenskämpfe uns die Ideen der frühern Zeiten und ihre Bildung überliefert haben, in großer Schuld. Was wir leisten können, verdanken wir ihnen. Selbst die größten Männer „stehen auf den Schultern ihrer Vorgänger.“ Darum dürfen wir unsre ernste sittliche Arbeit nur als ein Abzahlen „dieser großen Schuld der Zeiten“ ansehen. In dieser Arbeit hat der Dichter das Glück gefunden, das er früher sich oft in phantastischer, mindestens in der Weise der noch nicht gereiften Jugend ausmalte. Damals ist ihm die Arbeit, die stets sittlichen Zwang fordert, als das „schwere Los des nach Wahrheit ringenden Menschen“ erschienen — wie in dem Gedichte „Resignation“ —; jetzt ist er zu der Erkenntnis gelangt, daß derjenige, welcher sich diesem Zwange mit Freudigkeit unterzieht, in ihm sein wahres Heil, sein Lebensglück findet. Bei dieser schweren, redlichen Arbeit stärkt ihn die sanfte Hand der Freundschaft. Ihn beglückt die Freundschaft eines edeln Weibes, seiner treuen Lebensgefährtin, und die seines gleichgesinnten edeln großen Freundes, des großen Goethe. Wir finden hier dieselbe Lebensanschauung, die sich bei Goethe zeigt, wenn er seinem „Faust“ (im zweiten Teile) Erlösung gewährt. Der hochstrebende, hochbegabte Mensch hat sich dem Teufel ergeben durch die Hingabe an den

Taumel von sinnlichen Genüssen aller Art. Dies wüste Treiben, das sogar Menschenglück und Menschenleben der eigennützigen Begierde schonungslos opfert, bringt „Faust“ an den Rand des Abgrundes; und dennoch wird er erlöst durch schwere, redliche Arbeit.

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erorbern muß.“

Das Gedicht erschien 1795, nachdem Schiller acht Jahre hindurch sich ernsten Studien in Geschichte, Philosophie und Kunst hingegeben hatte. Er hatte während der Zeit seinen Schaffenstrieb gewaltsam unterdrückt, um das Ziel seines Strebens, die Ausbildung zum erhabenen, großen Dichter, zum Seher und Propheten seines Volkes, ungestört erreichen zu können. Damals — er stand in seinem 36. Lebensjahre, in der Vollkraft seines Mannesalters — brach die „Fülle der Gesichte,“ die Flut mächtig erregender Gedanken und schöpferischer Ideen so gewaltig über ihn herein, daß er dem Dichterberufe wieder folgen und Kunstwerke schaffen mußte. Es ist klar, daß er sich zunächst von der Überfülle der durch seine Studien gesammelten Gedanken und Ideen zu „befreien“ suchte. Darum darf das Jahr 1795 als das der philosophischen Gedankenlyrik, sowie das Jahr 1797 als das Balladenjahr bezeichnet werden.

Ausführung.

L. Denken Sie sich hier im Dichter den gereiften, ernsten Mann, der auf sein Jugendleben und die vergangenen Lebens- und Bildungskämpfe zurückblickt. Mit welchem Gefühl betrachtet er die Vergangenheit?

K. Mit dem Gefühl der Wehmut.

L. Schildern Sie mir, welche Verluste ihn zu dieser Wehmut stimmen.

K. Die holden Phantasien der goldnen Jugendzeit sind dahin. Die Ideale, die als heitre Sonnen seinen Pfad erhellten, sind verschwunden. Der holde Glaube an seine Traumgestalten, die so göttlich schön waren, ist durch die Wirklichkeit zerstreut worden.

L. Sie sind über die Begriffe „Idee“ und „Ideale“ eingehend belehrt worden. Was versteht man unter dem Ideal eines vollkommen menschlichen Lebens?

K. Ein Leben, in dem der Mensch vollkommen fromm, sittlich und schön handelt.

L. In welcher Weise hängt dies Ideal eines solchen Lebens — man nennt es auch das Ideal der Humanität — mit Ideen zusammen?

K. Ideen sind Meinungen über die Pflichten, die wir zu erfüllen haben, um solch ein Leben zu führen.

L. Warum nennen wir Christus unser Ideal?

K. Weil er vollkommen fromm, sittlich und schön gehandelt hat.

L. Was versteht man unter einer idealen Freundschaft?

K. Eine Freundschaft, bei der die Pflichten derselben in vollkommener Weise erfüllt werden.

L. Überall sind Ideale solche Zustände, die man sich als vollkommen eingerichtet und ausgeführt denkt. Sie wissen, daß Ideen, die zu solchen Idealen führen, durch die gemeinsame geistige Arbeit des Menschengeschlechts erzeugt werden. Der Einzelne kann Ideen nicht erzeugen. Warum können die hier im Gedicht als Ideale bezeichneten Wesen nicht die Ideale der Menschheit sein?

K. Weil sie Wesen sind, die des Dichters Traum gebar.

L. Solche jugendliche unreife Ansichten und Hoffnungen haben mit den wahren Ideen, den großen bewegenden geistigen Mächten des Lebens, nichts zu thun. Da sie lediglich die Person, das Subjekt, interessieren, so bezeichnet man sie jenen wichtigen Ideen gegenüber als subjektive Ansichten oder Meinungen, als Phantasiegebilde. Sehr bezeichnend nennt man sie Jugendträume. Es sind bloße Träume, vergängliche Gebilde, die andre Menschen als die Träumer selbst nicht fördern oder beglücken, nicht einmal interessieren können. Aber sie können den Einzelnen hoch beglücken. Darum singt Nicolaus Lenau:

„Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das Allerbeste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.“

(Sorgsame Wiederholung; Notierung des Ausspruchs.)

L. Mag das Herz des Dichters im Glauben an diese Traumgebilde noch so beglückt gewesen sein: sie können uns nur insofern interessieren, als sie uns, falls wir auch im reifern Mannesalter stehen, in unsre eigne Jugendzeit und deren Jugendträume versetzen. Darum müssen wir sagen, daß sie wert sind, zu vergehen und dem höhern Lebensernst Platz zu machen.

Schildern Sie mir nun eingehend, nach welchen Richtungen sich beim Dichter diese Traumgebilde zeigten.

K. Der Dichter hat die Natur so sehr geliebt, daß für ihn selbst die seelenlosen Wesen Sprache und Leben gewannen. Im Baum, in der Rose sah er geliebte Wesen, der Silberfall des Baches ertönte ihm wie Gesang.

L. Diese Eigenschaft, die Natur tief und innig zu lieben, teilte Schiller mit jedem hervorragenden Dichter. So sagt Geibel in dem Gedicht „Morgenwanderung“:

„Im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.“

Der echte Dichter belebt die ganze Natur, verleiht jedem Naturwesen Gefühl und Sprache. Es sei Ihnen hiermit die Aufgabe gestellt, diesen Ausspruch durch Citate aus den lyrischen Gedichten von Goethe, Klopstock, Geibel, Rückert, Nicolaus Lenau zu beweisen. Der Dichter gleicht dabei dem fabelhaften Könige Pygmalion von Cypern. Der Sage nach liebte er eine schöne Bildsäule derartig, daß er die Göttin Venus bat, sie zu beleben. (Wiederholung des Vortrags.)

L. Diese Eigenschaft, die Natur, alle Wesen mit Liebe zu umfassen, dürfen wir nicht zu den vergänglichen Jugendträumen rechnen. Sie hat nur Veranlassung zu einem schönen Dichtertraum gegeben. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Diese Dichterliebe hat ihn begeistert, durch dichterische Schöpfungen in die Welt hinauszutreten und große Kunstwerke zu schaffen.

L. Inwiefern meinte Schiller im Jahre 1795, als er dies Gedicht schuf, zu der Klage, diese Hoffnung sei ein leerer Traum gewesen, berechtigt zu sein?

K. Er meinte, die Gedichte, welche er bis dahin geschaffen hatte, seien nicht große Kunstwerke, seien nur klein und karg.

L. Diese Ansicht können wir nicht teilen; aber immerhin hatte der edle Schiller bei den großen Anforderungen, die er an die erhabenen Dichter stellt, in gewisser Hinsicht recht; denn die Zeit, in der seine großartigen unvergänglichen, klassischen*) Schöpfungen entstanden, hatte erst begonnen. Schildern Sie mir aus der folgenden Strophe, daß diese Anforderungen zu großartig gewesen waren!

K. Die Flügel der Phantasie hatten ihm Entwürfe und Pläne eingegeben, die sich zu hoch, bis an die bleichsten Sterne des Äthers erhoben.

L. Schildern Sie mir aus der nächsten Strophe, durch welche Hoffnungen er bei diesen hochfliegenden Plänen beseelt wurde.

K. Er hoffte, der Liebe süßen Lohn, Glück und Reichtum, sowie großen Ruhm zu erwerben. Durch seine Arbeiten hoffte er die Wahrheit erforschen zu können.

L. Schildern Sie mir, wie die Enttäuschung eintrat.

*) Die Belehrung über die Begriffe „klassisch" und „Klassiker" ist bei passender Gelegenheit zu geben. Der römische König Servius Tullius teilte die Bewohner Roms behufs Besteuerung und Kriegsleistung in sechs Klassen. Zu der ersten, d. h. der reichsten Klasse gehörten die, welche bei Gelegenheit eines Krieges in voller Rüstung auf eigne Kosten teilzunehmen hatten. Sie wurden „classici" genannt. Darnach heißen „Klassiker" wahrhaft berufene hervorragende Dichter, bei deren Werken Inhalt und Form an Schönheit sich decken. Sie reichen uns „goldne Früchte in silbernen Schalen."

K. Er hatte kein Glück, erwarb keinen Reichtum, konnte seinen Wissensdurst nicht stillen und begann an der Wahrheit zu zweifeln. Er sah, wie die Menschen die Kränze des Ruhmes an Unwürdige, an gemeine Naturen verschwendeten. Die schöne Liebeszeit hatte ihn eine Weile beglückt und war dann verschwunden.

L. Schiller hat hier in echter Künstlerweise seine Erfahrungen „zur idealischen Allgemeinheit erhoben.“ Alle bedeutenden Menschen, namentlich alle Dichter und Künstler, die mit reicher Phantasie begabt sind, teilen bei ihrem Leben und Streben mit ihm dasselbe Schicksal.

Schildern Sie mir die beiden geistigen Mächte, die unserm großen Dichter nach dem Verlust jener Jugendträume für das Leben den rechten Halt gewährten.

K. Sie sind Beschäftigung, die nie ermattet, und der Freundschaft leise, zarte Hand.

L. Sie wissen, wie all unser Wissen und Können von unsern Vorfahren herstammt. Mit Recht sagt Goethe:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

Weshalb sind wir bei unsern Vorfahren demgemäß in großer Schuld?

K. Weil wir ohne das von den Vorfahren stammende Wissen nicht fortschreiten könnten.

L. Selbst die größten Männer stehen, wie man sagt, „auf den Schultern ihrer Vorgänger.“ Goethe und Schiller würden so Großes nicht haben leisten können, wenn nicht ein Lessing, ein Klopstock, zum Teil auch Herder ihnen die Wege gebahnt hätten. Weshalb darf man seine Arbeit, sei sie noch so tüchtig, nur als Abtragung dieser „Schuld der Zeiten“ betrachten?

K. Weil wir uns durch solche Arbeit unsern Vorfahren dankbar erweisen.

L. Der Freundschaft zarte, leise Hand ist die eines edeln, geliebten Weibes und die eines mit uns gleichgesinnten und gleichstrebenden edeln Freundes. Schiller hat sich nach beiden Richtungen hin durch seine edle treue Gemahlin, Charlotte von Lengefeld und durch seinen Freund, den großen Goethe, daneben auch durch den edeln, feinsinnigen Rat Körner, wahrhaft beglückt, in seinem Leiden getragen und gehoben gefühlt.

Schreiben Sie nun den Inhalt des Gedichtes auf! Die erhaltenen Belehrungen sind so zu verarbeiten, daß sie den Hauptgang der Darstellung nicht störend unterbrechen. (Der vorangeschickte Mustervortrag muß notwendigerweise gehalten werden.)

---

11. Das Ideal und das Leben.

Vorbereitung des Lehrers.

Das Gedicht erschien gleichfalls 1795 in den „Horen" unter der Überschrift „Das Reich der Schatten." Schiller hielt diese Schöpfung so hoch, daß er an Wilh. v. Humboldt schrieb: „Entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen Sie in geweihter Stimmung dies Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor." Er hatte in den letzten sechs Jahren eingehend die Philosophie des großen Kant studiert, zugleich tiefe Studien über das Wesen der Kunst, des Schönen gemacht und war zu der Überzeugung gelangt, daß der große Dichter ein Seher und Prophet sei, daß er als echter Künstler der Erzieher des Menschengeschlechts werden könne und solle. Diese Studien hatten ihm zu mehreren seiner unvergänglichen ästhetischen Abhandlungen Veranlassung gegeben, z. B. „Über Anmut und Würde", „Über naive und sentimentalische Dichtung" und „Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts." Wir finden in ihnen zu mehreren tiefsinnigen, schwer verständlichen Ausdrücken in diesem Gedichte die nötige Aufklärung. Mit Recht nennt der beste Biograph und Erläuterer seiner Werke, Dr. Karl Hoffmeister, dies Gedicht „die Blumenkrone der Briefe über die ästhetische Erziehung der Menschen."

In der ersten Strophe schildert der Dichter das Leben der Seligen im Olymp und stellt es dem der Sterblichen gegenüber. Jenes fließt dahin „ewigklar, spiegelrein und eben"; dieses schwankt beständig zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden." Im Menschen kämpft „beständig die sinnliche Begierde mit der Vernunft, welche zum Ideal strebt." (Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts.) Sinnenglück und Seelenfrieden in harmonischer Verbindung beglückt allein die Unsterblichen, die Uraniden. Während auf Erden alles „in ewigem Wechsel kreist," stets „das Alte stürzt und aus den Ruinen neues Leben erblüht," herrscht dort im Olymp ein ewiger Frühling, ein wandelloses Glück. Wollt ihr Sterblichen, heißt es in der zweiten Strophe, den Göttern gleichen, so brecht auf der Erde, diesem Reich des Todes nicht seines Gartens Frucht, d. h. ergebt euch nicht sinnlichen Freuden; sonst taumelt ihr von Begierde zum Genuß und verschmachtet im Genuß vor Begierde." Denkt an das Schicksal der Perséphone (Prosérpina). Da sie im Orkus aus sinnlicher Begierde nur einen Granatkern*) genossen

*) Der Granatapfel — er hat die Größe eines recht großen Apfels — hat in fasriger ungenießbarer Hülle, die von einer harten Schale umgeben ist, reihenweise gelagert rubinrote von saftigem Fleische umgebene erbsengroße Kerne. Der Geschmack ist erfrischend, säuerlich. Die Stadt Granáda gleicht mit ihren im Thal gelagerten Häuserreihen einem aufgeschnittenen Granatapfel (grenada).

hatte, war sie auf ewig den finstern Mächten verfallen. Unser Körper, heißt es in der dritten Strophe, gehört den Schicksalsmächten, zerfällt in Staub; aber die „Gestalt", d. h. eure zu idealer schöner Vollkommenheit geläuterte denkende und fühlende Seele „wandelt oben in des Lichtes Fluren als Gespielin der Seligen, göttlich unter Göttern." Schiller verbindet hier den christlichen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele mit dem von Kant gegebenen Begriff des „Dinges an sich" und der Ideenlehre des alten griechischen Philosophen Plato. Wir Menschen sind als Einzelwesen gar verschieden gebildet; aber allen Sterblichen kommen zum Unterschiede von den Tieren, selbst von den begabtesten, gewisse Eigenschaften zu, die den Begriff „Mensch" bilden. Aus diesen Eigenschaften setzt sich ein geistiges Ganzes, ein Typus, ein Urbild zusammen. Dies Urbild, von dem wir Einzelne die Abbilder sind, nennt Plato die „Idee". Diese Ansicht bildet auch die Hauptsache in dem von Kant gegebenen Begriff „Das Ding an sich."*) Schiller bezeichnet es hier als die dem Körper entgegengesetzte und doch mit ihm verbundene „Gestalt". Plato läßt die Urbilder der Menschen, die Ideen, von Gott, der „Idee des Guten" ausgehen und zu ihm zurückkehren; Schiller läßt droben in des Lichtes Fluren „die Gestalt" wandeln. „Wollt ihr Menschen," ruft er aus, „euch hier auf Erden in das Glück der Seligen versetzen, so flüchtet euch aus dem engen, dumpfen Dasein, aus der Angst und Sorge des alltäglichen Lebens in das Reich des Ideals. Dies Ideal — hier nicht Traumbild — wird in den nächsten Strophen näher ausgemalt; es ist die menschliche Seele, gedacht in ihrer Vollendung, wie sie als Götterbild, von irdischer Schwere befreit, und irdischen Mängeln unbefleckt, aus des Schöpfers Geist hervorgegangen ist.**) Dies Ideal ist auf Erden im Reiche der Schönheit zu finden, hat im Schönen körperliche, faßbare Gestalt erhalten. Unser Leben erfordert beständigen Kampf; oft wird es uns so schwer, „daß des Mutes kühner Flügel sinkt," daß wir zu schmerzlich unsre Schranken, d. h. unsre menschlichen Schwächen, unsre Ohnmacht fühlen. In der Erschöpfung, die dieser stete Kampf unvermeidlich mit sich bringt, flüchtet, Menschen, „in des Ideales Reich," d. h. zur Schönheit, zu den Werken schöner, herrlicher Kunst. Im Kampfe, wo es gilt, zu herrschen und zu schirmen, um Glück, um Ehre und Ruhm sein Leben einzusetzen, da kann allein „der Mut den Dank er-

---

*) Dies „Ding an sich" ist das Wesen der Erscheinungen. Diese Erscheinungen fassen wir unsern Sinnen und Erkenntnisformen gemäß auf; jenes Wesen ist für uns unbegreiflich.

**) Des Lebens schweigende Phantome, die glänzend am Ufer des „Styx wandeln," bezieht sich auf die Anschauung der Griechen, daß die Seelen der Verstorbenen schwebenden Schatten gleichen. S. in Homers „Odyssee" die Schilderung der Unterwelt.

ringen;" da erhält den Siegespreis der Starke. Aber dies schreckliche Ringen kann nicht unser Glück begründen. Um zur Ruhe, zum seligen Seelenfrieden zu gelangen, müssen wir uns in „der Schönheit stille Schattenlande" flüchten. Da wird uns zu Mut, als ob die wilden Lebensstürme sich abstillen, als ob wir am Ufer eines sanft rinnenden Stromes wandeln, in dessen silberglänzenden Wellen die Farbenpracht des Morgen- und Abendhimmels (Aurora und Hesperus) sich lieblich malt. Da atmet alles Milde, Ruhe und Versöhnung; da schweigen die unser Leben feindselig bedrohenden Leidenschaften, und wir fühlen die köstliche Ruhe des beglückenden Seelenfriedens. Wenn der Genius, heißt es in der folgenden Strophe, „das Tote bildend beseelen," wenn er aus dem Marmor seine herrlichen, lebensvollen Gestalten meißeln will, da muß „jeder Nerv sich zum Fleiße spannen," muß den mit schwerer Arbeit ringenden Geist keine Mühe verdrießen. Wenn die Schöpfung vollendet ist; wenn das Kunstwerk in voller Schönheit „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen" vor dem entzückten Blicke des Beschauers steht: dann schweigen alle Zweifel, alle Kämpfe, und der Künstler erhebt sich über alle Mühen und Schwächen im stolzen Gefühl des errungenen Sieges. In ähnlicher Weise sollt ihr Menschen euer Streben nach sittlicher Würde und Schönheit gestalten.*) Ihr habt stets nur das trostlose, starre Gesetz mit seinen Strafen vor Augen, vor dem der gefallene Mensch in seiner „traurigen Blöße" zitternd steht, vor dessen Wahrheit er erblaßt. Hier kann von Milde, von Versöhnung, von Schönheit keine Rede sein, sondern nur von Beschämung, von knechtischer Furcht vor Strafe.

„Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund."

Um diesem trostlosen Zustand der sklavischen Furcht vor dem Gesetze zu entgehen, flüchtet euch, ihr Menschen, „in die Freiheit der Gedanken," d. h. nicht in das ernste Reich der Wissenschaft, sondern in das Zauberreich der Schönheit. „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." Legt ab die sklavische Furcht vor der Strafe, vor „dem wachenden Auge des Gesetzes;" unterwerft euch dem als notwendig erkannten Gesetze mit willigem Ernste, ja mit Freudigkeit: so erhebt ihr euch zu der Freiheit, die jede Furcht überwunden hat und sich der richtenden Gottheit auf ihrem Weltenthron mit Liebe und Vertrauen nahen kann. Wenn der „Menschheit Leiden euch

*) Dieser Übergang zur nächsten Strophe ist sorgsam zu beachten; denn sonst ist die Verbindung zwischen den soeben behandelten und den folgenden Strophen nicht zu verstehen.

umfangen," wenn ihr wie Laokoon namenlose Schmerzen zu ertragen habt, dann habt ihr Ursache zu klagen, mit dem Schicksal zu hadern, das euch solche Qualen aufbürdet. Zu den gleichen Klagen seid ihr berechtigt, wenn ihr eure Brüder solchem Leid erliegen seht. In solchen Zeiten flüchtet euch in des „Ideals, der Schönheit Reich;" dort,

„In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,*)
Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr."

Wenn wir den Aufführungen der edelsten Kunstwerke im Theater lauschen, fühlen wir beim Anblicke der Leiden, mit denen der Held ringt, nicht den gewöhnlichen und quälenden Schmerz, nicht das widerwärtige, unsre Nerven erregende „pathologische" Mitleid, sondern jene höhern, mit feinerm Sinnen und Denken verbundenen edlern Seelenregungen, die wir als „tragische Furcht" und „tragisches Mitleid" bezeichnen. Sie wirken erhebend, und erhalten uns in wahrer Seelenruhe. Diese Wirkung der schönen Kunst der hohen Tragödie gleicht dem Regenbogen auf der Regenwolke. Wir fühlen

„Durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau."

Wer den Kampf des Edeln mit dem „großen gigantischen Schicksal" betrachtet, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," der empfindet, selbst wenn seine Thränen fließen, dennoch innere Erhebung und selige Ruhe.

Wenn ihr Menschen, heißt es in den letzten Strophen, euer Leben so bei ernstem Ringen und Kämpfen mit euren Leidenschaften und dem Schicksal durch Rettung in das Reich der Schönheit zu verklären sucht, so wird euch das Schicksal des „Alciden," des Herkules, zu teil werden. Alle Plagen, alle Erdenlasten, die ihm von der unversöhnlichen Göttin Juno auferlegt wurden, haben Ausgleich und Versöhnung gefunden, als er zum Olymp, in das Reich der Seligen, aufstieg und das „schwere Traumbild des Lebens" hinter sich ließ. Dort oben, im Reiche der ewigen Schönheit, empfingen den Verklärten die ewigen Harmonien, und Hebe, die Göttin mit den Rosenwangen, „reichte ihm lächelnd den Pokal" zu seligem Bunde.

Ausführung.

(Man wird leicht einsehen, daß der Lehrer sich hier bei seinen Fragen auf Wiederholungen resp. Auffrischungen früherer Belehrungen aus dem Gebiete der Mythologie und Sagengeschichte der Griechen, auf Besprechung einzelner

*) Die „reinen Formen" sind jene oben näher bezeichneten Urbilder, die Ideen. Schiller nennt sie vorher „Gestalten" der sichtbaren Erscheinungen.

Bilder und Ausdrücke beschränken muß und Hauptgewicht auf klare Vorträge über die dunkeln Stellen und den Zusammenhang der Strophen zu legen hat. Darum eignet sich die Besprechung dieses Gedichtes wohl nur für herangereifte Schüler und Schülerinnen, z. B. für die jungen Leute in Lehrerseminarien.)

L. Über das Leben der „seligen Götter in des Olympos Höhen" sind Sie bereits belehrt worden. Hier in der ersten Strophe ist nur der Ausspruch unverständlich, daß uns Menschen „nur die bange Wahl bleibe zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden." Sie entsinnen sich der Besprechung des Gedichtes „Resignation". An welche dort aufgestellte Behauptung lehnt sich dieser Ausspruch an?

K. An die Worte:

„Genieße, wer nicht glauben kann,
Wer glauben kann, entbehre!"

L. Zu welchem Schicksal will dies Wort uns Menschen verurteilen?

K. Zu ewiger Unruhe, zu beständigem Kampfe.

L. Die sinnlichen Genüsse nennt der Dichter hier die Früchte des irdischen Gartens. Vielleicht hat er dabei an den aus der Bibel bekannten „Garten in Eden" gedacht. Inwiefern darf er die Erde als „das Reich des Todes" bezeichnen?

K. Weil hier auf Erden alles vergänglich ist.

L. Die menschliche Begierde, die uns Genuß verspricht, malt ihn stets schöner aus, als er in Wirklichkeit uns beglückt. Das werden Sie trotz Ihrer Jugend schon erfahren haben. Wenn ein wildes, rauschendes Fest, das Sie heftig begehrten, vorüber war, fühlten Sie sich arg enttäuscht. Erklären Sie mir demgemäß das Wort: „der Begierde Flucht rächt diesen Genuß".

K. Wenn wir diese Freuden genossen haben, erscheinen sie uns nicht so schön wie vorher, als wir sie begehrten.

L. Die Hinweisung auf das Schicksal der Tochter der Göttin Ceres soll die obige Warnung verstärken. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Proserpina war der Unterwelt verfallen, weil sie dort aus sinnlicher Begierde nach Erfrischung den Kern eines Granatapfels genossen hatte. So verlieren wir Menschen unser wahres Glück, wenn wir uns den Sinnengenüssen hingeben.

L. Wiederholen Sie den Inhalt dieser beiden ersten Strophen!

K. (Das Muster für diese Wiederholung und Zusammenfassung ist oben gegeben.)

L. In der dritten Strophe ist zunächst der Begriff der „göttlich unter Göttern wandelnden Gestalt" zu erklären.

(Die Erklärung giebt der oben bereits ausgearbeitete Vortrag.)

L. Der Dichter fordert die Menschen auf, sich in das Reich des Ideals zu flüchten, d. h. in das Reich der edeln schönen Kunst. Der „Menschheit Götterbild" ist, wie Schiller in der folgenden Strophe sagt, in der Kunst frei von allen irdischen Schwächen in seiner Vollendung zu finden. Die großen Künstler stellen die Menschen in jeder Hinsicht so dar, wie Gott sie nach seinem Geiste ursprünglich geschaffen hat; nach der göttlichen Idee. Ähnliches spricht Klopstock aus, wenn er in seiner herrlichen Ode „der Züricher See" von dem Dichter redet, der „den großen Gedanken von Gottes Schöpfung noch einmal denkt." Der Ausdruck „schweigende Phantome, die glänzend am Styx wandeln," deutet auf die Anschauung der alten Griechen, daß die Seelen der Gestorbenen in der Unterwelt wie Schatten umherschweben.

(Sorgfältige Wiederholung, vorher Erleichterung der Auffassung durch einzelne Fragen.)

L. Die folgenden fünf Strophen sind so schwer verständlich, daß nur ein kurzer, den Inhalt erklärender Vortrag Ihnen Nutzen bringen kann.

(Nachdem die Ausdrücke Aurora, Hesperus, Hippodrom, das „Getös der Wagen auf dem bestäubten Plan"*) u. s. w. kurz erklärt sind, hält der Lehrer den oben gegebenen Vortrag und befestigt ihn durch sorgfältige Wiederholung.)

L. Der Übergang zum letzten Teile des Gedichtes ist nicht leicht zu finden. Halten Sie fest, daß der Überschrift gemäß Schiller das wirkliche Leben in einzelnen Hauptrichtungen schildern und darthun will, wie wir durch die Kunst, durch das „Reich des Ideals" uns aus der Schwere des Irdischen erheben können. Bisher hat er die äußern Lebenskämpfe geschildert; nun faßt er das sittliche Ringen, den Kampf mit dem Gesetze und mit uns selbst, mit unsern Leidenschaften ins Auge. (Wiederholung dieses kurzen Vortrages; darauf der Vortrag, wie er über die letzten Strophen oben gegeben ist. Geweckte Zöglinge mag man dabei mit den Hauptgedanken der strengen Kantischen Tugendlehre**) bekannt machen und darauf hinweisen, daß sie Schillers Schönheitsgefühl widerstrebte. Als höchste Tugend betrachtete er die der „schönen Seelen", bei denen „das sittliche Gefühl sich aller Empfindungen bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehn.")

---

*) Das Wagenwettfahren bei Gelegenheit der großen griechischen Nationalfeste. „Zum Kampf der Wagen und Gesänge rc." („Kraniche des Ibykus.")

**) Kant unterscheidet „Temperamentstugend" von der, die wir durch redlichen Kampf mit uns und unsern Leidenschaften durch Selbstbeherrschung errungen haben. Je stärker dieser Kampf, desto höher unsre Tugend. Da muß die Anmut, das Schöne freilich fern bleiben; aber desto höher steigt das Edle, die menschliche Würde.

Eine gute Ausarbeitung des über dies Gedicht gehaltenen Vortrags wird in gleicher Weise dem Zöglinge wie seinem Lehrer ein Zeugnis der Tüchtigkeit ausstellen.

---

12. Die Künstler.

Ausarbeitung des Lehrers.

Dies Gedicht wurde in Rudolstadt im Herbste 1788 begonnen und in Weimar im Februar 1789 vollendet. Es schließt sich in seinem Gedankengange eng an die „Götter Griechenlands“ an, darf als die Fortsetzung der dort verarbeiteten Ansichten betrachtet werden. Auch die in dem Gedichte „Ideal und Leben“ niedergelegten Ansichten hängen damit zusammen. Schon drei Jahre früher (1785) hatte Schiller erkannt, daß seine bisher geschaffenen Werke (Die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe) den höchsten Forderungen der Kunst nicht entsprachen, und deshalb seine Tragödie „Don Karlos“ ganz umgearbeitet. Die vertieften Studien dieser drei Jahre hatten ihm die Überzeugung gegeben, daß der wahre Dichter, der große Künstler, die Lebensaufgabe habe, den höchsten Zielen zuzustreben; denn durch die Künste sei das Menschengeschlecht aus der Roheit der Urzeit zu der Geistesbildung und edeln Sittlichkeit gelangt, deren die Menschheit sich am Ende des 18. Jahrhunderts erfreute, und darum sei es Aufgabe des echten Dichters, durch edle Schöpfungen den Geschmack seiner Zeitgenossen zu verfeinern und die Welt durch Schönheit zur Sittlichkeit zu erziehen.

„Wirke Gutes, du nährest der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der Göttlichen aus.“

Diese Ideen werden hier in dem philosophischen Sinngedicht „Die Künstler“ begründet und durchgeführt.

(Wie bei dem vorigen schwer verständlichen Gedichte „Ideal und Leben“ hat der Lehrer Hauptgewicht auf klaren Vortrag und klare, gewandte Wiederholung durch die Zöglinge zu legen. Dem Vortrage sind kurze Erörterungen einiger Ausdrücke und Bilder vorauszuschicken.)

L. Der erste Abschnitt des in freien Strophenformen verfaßten Gedichtes enthält die Einleitung. Sie wissen, daß mit Palmenzweigen Sieger und einziehende Fürsten geschmückt wurden. Erklären Sie mir demgemäß den Ausdruck: „der Mensch stehe am Ende des Jahrhunderts mit seinem Palmenzweige geschmückt da!“

K. Die Menschen haben als Sieger hohe Preise errungen.

L. Die nachfolgenden Verse begründen dies Wort. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Die Menschen sind frei geworden durch Vernunft und stark durch Gesetze. Sie haben in Wissenschaft und Gewerbefleiß Schätze entdeckt, die ihnen lange Zeit verborgen waren.

L. Inwiefern kann man sagen, daß sie die Natur in Fesseln geschlagen haben, und daß sie diese Fesseln liebt?*)

K. Die Menschen haben Flüsse eingedämmt und die dadurch von der Überschwemmung geretteten Ländereien grünen und blühen und erscheinen wie beglückt durch die Fesslung des Stromes.

L. Bei dieser Antwort werden Sie zugleich den Ausdruck verstehen, daß die Natur des Menschen Kraft in tausend Kämpfen übet; denn die Überwältigung der furchtbaren Kraft der Gewässer hat längst, sowie die Beherrschung der zerstörenden Feuersbrünste, der Menschen Kraft und Klugheit die höchsten Aufgaben gestellt. Alle die segensreichen Erfindungen, die wir dieser Übung verdanken, legen davon Zeugnis ab. Daß die Natur durch diese Bemühungen der Menschen „prangend aus der Verwilderung gestiegen ist," werden Sie leicht einsehen. Fassen wir nun die Gedanken der Einleitung zusammen!

Mustervortrag des Lehrers.

Die erste der freien Strophen des Gedichtes schildert die hohe Kulturstufe, welche die Bürger der gebildeten Nationen an des Jahrhunderts Neige (1788) errungen haben. Sie sind „frei durch Vernunft," d. h. sie unterwerfen sich willig und freudig dem als recht und gut erkannten Gesetz. Diese Gesetze geben dem Ganzen den rechten Halt, so daß jeder Einzelne friedlich in thatenreicher Stille leben kann. Im Schutze dieser Gesetze sind Wissenschaften, Künste und Gewerbefleiß gediehen und haben die Denker zu den Erfindungen geführt, die sie lange vorher schon ahnten. Die Menschen haben die Natur in Fesseln geschlagen, haben Ströme eingedämmt, die Kraft des Wassers und des Feuers zu ihren gewerblichen Zwecken benutzt. Durch diese Fesselung haben sie die Naturkräfte verhindert, zerstörend aufzutreten, und es ist, als ob die Natur diesen Zwang liebt; denn die Fluren grünen und blühen und scheinen durch ihre Pracht anzukündigen, wie sehr sie diese Arbeit des Menschen lieben.

---

*) Es ist von der äußersten Wichtigkeit, heranwachsende Zöglinge zu gewöhnen, sich jeden unklaren Ausdruck, den sie lesen oder hören, goldklar zu machen Auf diese Weise werden sie gewöhnt, sorgfältig zu prüfen, was sie lesen, und nicht halb verstandene Ausdrücke auf Treu und Glauben hinzunehmen. Unklare Philosophen wie ein Hegel würden nie zu ihrer Berühmtheit gelangt sein, wenn die studierende Jugend in der hier bezeichneten Richtung stets sorgsam geschult worden wäre.

In der That durfte Schiller dies Lob der Menschheit singen; denn das vorige Jahrhundert hatte den europäischen Völkern eine solche Fülle neuer Ideen, neuer Anregungen und Bahnen gebracht, daß, wie der Litteraturhistoriker Hermann Hettner*) richtig sagt, „wir noch jetzt davon zehren und in den verschiedenartigsten Verhältnissen den Segen genießen.“ In Religion, in Politik, in dem sozialen Leben der Stände kam die lang geknechtete Vernunft zur Geltung; für die Naturwissenschaften, die Geschichtsforschung, die Philosophie, die Künste wurden von genialen Köpfen ganz neue Bahnen gebrochen.**) Das 18. Jahrhundert „vollendete, was das 16. begonnen und verheißen hatte.“

L. In der ersten Strophe nach dieser Einleitung spricht der Dichter von einer großen geistigen Macht, die dem Menschen geholfen habe, diese Höhe der Bildung zu erringen. Welche Macht meint er?

K. Die Kunst.

L. Wir haben hier den Begriff „Kunst“ als gemeinsamen Begriff für alle freien Künste aufzufassen. Es giebt praktische Künste wie die des Lehrers, des Arztes. Nennen Sie mir die freien Künste!

K. Die Dichtkunst, die Malerei, die Bildhauerkunst oder Plastik, die Tonkunst, die Schauspielkunst, die Baukunst, die Gartenbaukunst.

L. Als halbfreie Künste betrachtet man die Tanzkunst und die des Redners. Schiller lehrt hier, daß diese freien Künste, das große Werk der Bildung und höhern Gesittung hervorgebracht haben. Welche Menschen bezeichnet er unter dem Bilde des „weinenden, verlassnen Waisen, des wilden Zufalls Beute?

K. Die Menschen im Urzustande, die Wilden.

L. In welcher Weise ist diesen Troglodyten, diesen Hirten und Jägern, die Kunst eine Lehrerin gewesen?

K. Sie hat die befleckende Begierde abgewehrt und die Menschen gelehrt, ihren Sinn auf Höheres, auf Geisterwürde zu lenken.

L. In den folgenden Versen weist er darauf hin, daß die Dichtkunst, namentlich die Kunst der Tragödie, durch ihr Spiel die Menschen belehrt. Inwiefern?

---

*) Hermann Hettner: Litteraturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Ein Werk von hervorragender, ja unvergänglicher Bedeutung.

**) Dieser Zusatz zur Erklärung des Lobliedes auf das 18. Jahrhundert dürfte nur dann zu geben sein, wenn der Lehrer beabsichtigt, herangereifte und denkende Zöglinge in dies wunderbare, mächtig erregende Ideenleben des 18. Jahrhunderts näher einzuführen. Er muß zu diesem Zwecke mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit der damit zusammenhängenden gesteigerten Lust an geistiger Ausbildung und mit der „Renaissancezeit“ (XVI. Jahrhundert) beginnen. Darnach folgen die Ideen des 18. Jahrhunderts Diese sehr wichtige Belehrung erfordert etwa 10 bis 12 Lehrstunden.

K. Sie können durch das Anhören lernen, wie sie pflichtgemäß handeln sollen.

L. Dadurch können sie zugleich erraten, worin das eigentlich tugendhafte Handeln besteht. Diese Kunst hat ihren Liebling, den Menschen, in fremde Arme gegeben, d. h. die Menschen haben die echte Kunst erst durch die Nachahmung der Kunstwerke der alten Griechen und Römer finden und erlernen können. Die folgende Warnung, nicht zu den „niedern Dienerinnen" der Kunst abzufallen, weist auf die schlechten Dichter hin, die nur Stücke schreiben, um das Publikum für einen Abend zu ergötzen. Schiller hat oft genug sich über diese falschen Dichter entrüstet ausgesprochen. Zuletzt hat er die durch Iffland aufgebrachte Art der kleinbürgerlichen Schauspiele in einem scharfen satirischen Gedichte „Shakespeares Schatten" gegeißelt. (Wiederholung.)

L. Die letzten Verse schreiben Sie in die Sammlung von Sinnsprüchen. (Im Fleiß kann dich die Biene meistern u. s. w.) Darnach wiederholen Sie im Zusammenhange den Inhalt dieser zweiten Strophe!

Mustervortrag des Lehrers.

Berauscht von dem errungenen Siege, heißt es in der folgenden Strophe, verlernt, o Menschen, nicht, die Hand zu preisen, die euch zu solcher Größe emporgehoben hat. Die Gütige, welche diesen Aufschwung der Kultur und des innern geistigen Lebens ermöglichte, ist die Kunst, oder vielmehr sind's alle sieben freien Künste im Verein. Die wilden Urvölker, die Troglodyten, die Jäger und Hirten irrten in der Welt umher wie verlassne Waisen und wurden die Beute jedes Zufalls. Auffallende Dürre, zu nasse oder zu kalte Jahre, verheerende Stürme, Gewitter und andre Naturerscheinungen brachten grausiges Elend und zerstörten ganze Generationen. Durch die Segnungen der Künste sind diese armseligen Wilden allmählich zu freien, zu gesitteten Menschen geworden. Belehrungen über die Sittengesetze haben nicht vermocht, diese Welt zu bessern, wohl aber die Beispiele, die nach Erfindung der Schaubühnen durch die Aufführung erhabener Tragödien geboten wurden. Dort im Theater lernten die Hörer leicht erraten, welche Pflichten zu einem tugendhaften Leben gehören, und wie man seine Begierde zu beherrschen habe, um durch ein edles gesittetes Leben zur echten Geisterwürde zu gelangen. Ihr Menschen der Neuzeit, ihr mit Palmenzweigen geschmückten Sieger am Ende des 18. Jahrhunderts, erfreut euch besonders der Veredlung durch diese herrliche Kunst. Sie hatte sich vorher in „fremde Arme gegeben," d. h. sich vorher durch das Studium und die Nachahmung der alten griechischen und römischen Kunstwerke verfeinert, war zur herrlichen Renaissancekunst geworden. Jetzt ist sie zu hoher klassischer Vollendung gelangt: darum ehrt sie als eure Beglückerin und wendet euch von den Bestrebungen der schlechten Künstler, die durch ihre Werke nur dem Sinnengenuß und der Laune des Publikums, der Mode, schmeicheln, mit Entrüstung ab.

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

L. Es ist klar, daß diese Künste erst erstehen konnten, nachdem die Menschen seßhaft geworden waren. Wir müssen uns daher die Schilderung des Segens, den der Ackerbau über sie gebracht, als Vorbedingung zu den Segnungen der Künste hinzudenken. (S. das „Eleusische Fest.")

In den folgenden Strophen giebt der Dichter die weitere Begründung seines uns vorläufig noch befremdenden, unverständlichen Ausspruchs. Erklären Sie mir zunächst, wie am Reize, d. h. beim Anhören der reizenden, schönen Dramen und Lieder, sich der Verstand üben kann.

K. Wir lernen dabei die Ansichten des Dichters über sittliche Pflichten und Gesetze erforschen.

L. In Griechenland wurde aus diesem Grunde der Unterricht der Jugend vorzugsweise an die beiden großen Epen „Die Ilias" und „Die Odyssee" des alten Dichters Homer geknüpft. Die Knaben und Jünglinge lernten die einzelnen Gesänge dieser Epen auswendig, um ihr Handeln nach dem Vorbilde der dort handelnden Helden einzurichten. Inwiefern wurden sie zu dieser sittlichen Erkenntnis „durch das Morgenthor des Schönen" geführt?

K. Durch die schönen Gesänge der Gedichte lernten sie besser ihre Pflichten als durch Gesetze.

L. Bei einzelnen dieser herrlichen Gesänge fühlen wir uns wie mit süßem Beben durchdrungen. Welche Kraft wird dadurch in unsrer Seele gestärkt?

K. Die Kraft der Sittlichkeit.

L. Diese so gestärkte Kraft hat sich später zum „Weltgeist aufgeschwungen," d. h. sie hat immer höhere und immer erhebendere Forschungen gemacht. Diese durch das Anschauen und Begreifen des Schönen gestärkte Kraft hat, wie es weiter heißt, schon im Zeitalter der frühesten Entwicklung der Völker erkannt, was die „alternde Vernunft", d. h. die klügelnde Überlegung und Forschung erst nach Jahrtausenden entdeckte und als Gesetz aufstellte. Solche Gesetze, wie sie z. B. von Solon in Athen und von Lykurg in Sparta gegeben wurden, treiben „langsam matte Blüten." Erklären Sie mir zunächst dies Wort!

K. Durch Belehrungen über diese Gesetze werden die Menschen nicht besser; sie haben nur Furcht vor der Strafe.

L. Die herrliche Urania, die Göttin der ewigen Wahrheit, die nur von höhern als menschlichen Wesen (reinern Dämonen) angeschaut werden kann, geht verzehrend über den Sternen, d. h. sie vernichtet den Verstand des vermessenen Sterblichen, der ihr Wesen ergründen will. Sie zeigt sich uns aber

mit „abgelegter Feuerkrone,“ deren Anblick wir nicht ertragen könnten, als Schönheit, d. h. verkörpert in den Werken der edelsten Künste. Dadurch enthüllt sie ihre Weisheit in so greifbarer, leicht faßlicher Weise, daß Kinder sie verstehen können. Wohl uns, wenn wir diese Lehren mit voller Seele in uns aufnehmen; denn

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.“

(Wiederholung dieses letzten Teils und darauf zusammenfassende Darstellung der drei zuletzt besprochenen Strophen.)

L. Die folgende Strophe schließt sich an die biblische Erzählung vom Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradiese. Sprechen Sie sich im Anschluß an die Dichterworte darüber aus!

K. Gott vertrieb Adam und Eva aus dem Garten in Eden und sprach: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist.“

L. Der „schwere Sinnenpfad“ ist die Arbeit im Schweiße des Angesichts. Die Kunst wird nun mit einem gütigen, beglückenden Engel Gottes verglichen, der sich dem in den „Kerker der Erde“ Verbannten mit „gesenktem Fluge“ naht. Sie schwebt „noch am Sinnenrand,“ d. h. mit dem Geist, mit dem Verstande allein können wir das Schöne in der Kunst nicht ergreifen; wir müssen uns an den Werken zuvor ergötzen, müssen für Augen und Ohren, für die Sinne Genuß empfinden. (Wiederholung.)

L. In der folgenden Strophe denkt Schiller an die alte griechische Sage von den vier Zeitaltern. Das erste und älteste war das goldne. Diese Strophe enthält die Schilderung. Versuchen Sie, die Einzelheiten vorzuführen.

(Nach einigen Versuchen giebt der Lehrer seinen Mustervortrag:)

Als Gott der Herr die Menschen aus dem Paradiese vertrieben hatte, sollten sie nach seinem Worte „die Wiederkehr zum Lichte auf schwerem Sinnenpfad finden,“ d. h. nur durch schwere Arbeit im Schweiße ihres Angesichtes zur Erkenntnis der Wahrheit und zu innerm Glücke gelangen. Da war's, als ob alle guten Engel sich von ihnen abwandten. Nur der Engel der Schönheit blieb bei ihnen und suchte sie durch den Genuß, den die Künste gewähren, zu trösten und ihnen so das verlorne Paradies vorzuzaubern. Solange die Menschen diese Künste pflegten, sich am Schönen erfrischten, blieben sie schuldlos, vergossen nie unschuldig Blut, wurden nie durch niedrige Triebe verlockt, Unrecht zu thun. Sie hatten nach Schillers Wort „die Gottheit in ihren Willen aufgenommen“ und bedurften keiner sittlichen Gesetze, nicht „der Pflichten knechtisches Geleit;“ denn ihr Gefühl war so sittlich, daß sie nicht anders als

gut handeln konnten. So empfingen sie durch die veredelnde Kunst „das reine Geisterleben," das „süße Recht, in Freiheit leben und handeln zu können."

L. In der folgenden Strophe wendet sich der Dichter an alle echten Künstler. In welchen Worten bezeichnet er ihre Sendung?

K. Sie sind die Glückseligen, die die Kunst unter Millionen von Menschen ihrem Dienste geweiht hat. Sie hat sie geweiht, ihre Befehle zu verkünden, ihr heiliges Feuer zu nähren.

L. Auf welchen Gebrauch der römischen Zeit weist dies Wort hin?

K. Die Priesterinnen, die Vestalinnen, mußten das heilige Feuer unterhalten.

L. Die Menschen sollen zum Lichte, zur Wahrheit durchdringen, sollen in Bezug auf Frömmigkeit, Sittlichkeit und Schönheit immer vollkommener werden. Inwiefern sind nach Schiller die Künstler, namentlich die Dichter, als die Erreger des ersten Fortschritts, der ersten Stufe zu betrachten?

K. Sie haben die Menschen zuerst durch ihre schönen Werke getröstet und erhoben, so daß sie unschuldig und gut handelten.

L. In der folgenden Strophe schildert der Dichter den Zustand des Wilden. Ihm erschien alles umher feindselig, „ein streitendes Gestaltenheer." Erklären Sie mir den Ausspruch: „der Wilde sei nur durch der Begierde blinde Fessel an die Erscheinungen gebunden." Denken Sie dabei zunächst an die Tier- und Pflanzenwelt!

K. Sie sahen nur auf die Tiere und die Pflanzen, aus denen sie Nutzen ziehen konnten, oder auf Tiere, gegen die sie sich schützen mußten.

L. Inwiefern „entfloh ihm dabei die schöne Seele der Natur"?

K. Er konnte sich an der Schönheit des Waldes, an dem Anblick der schönen Tiere nicht erfreuen.

L. Da gab der Genius der Kunst seinen Lieblingen den Blick für diese von den meisten Menschen nicht beachtete Schönheit. Durch welche Beobachtungen in der Natur wurden sie zur Darstellung in Kunstformen veranlaßt?

K. Sie sahen den schlanken Wuchs der Ceder und die Bilder im Wasserspiegel.

L. Wie zeigte sich alsbald im Busen der Künstler die Bildkraft?

K. Sie schufen im Sand, im Thon die angeschauten Bilder nach.

L. Für die weitere Entwicklung der Künste war es notwendig, Gesetze für dies Schaffen aufzustellen. Durch welche Beobachtungen lernten sie diese „wunderwirkenden Gesetze" erkennen?

K. Man beobachtete, wodurch auf die Menschen beim Genuß der Kunstwerke der größte Zauber ausgeübt wurde.

L. So bildeten sich allmählich feststehende Kunstgesetze. Nennen Sie mir Kunstwerke, die dieser Forschung ihr Dasein verdankten.

K. Es wurden Pyramiden und Obelisken gebaut; durch das Haberrohr, die Panflöte, suchte man die Melodien der Waldvögel nachzuahmen; die Thaten der Helden besang man in Liedern.

L. Aus diesen Erstlingsschöpfungen entstand eine höhere Kunst. Die Einzelschönheiten, wie Säulen, kleine Lieder, wurden zu größern Kunstwerken als Glieder verwendet. So entstanden Tempel und Paläste, in der Dichtkunst die herrlichen Epen. (Wiederholung.)

Es ist klar, daß diese großen Kunstwerke in empfänglichen Seelen erhebende Genüsse und Freuden hervorbringen mußten. Sinnengenüsse erfüllen uns mit Gier, d. h. mit Begierde nach größern, berauschendern Freuden. Wodurch zeichnen sich die Kunstgenüsse aus?

K. Die Freuden verscheiden, verschwinden nicht beim Genusse. Man denkt später noch gern über den Genuß nach.

L. Die folgenden Strophen malen uns die Fortschritte in der Verfeinerung und Veredlung, die durch die Schöpfungen der Künste erfolgt seien. Inwiefern sind die Menschen durch die Kunst fromm geworden?

K. Ihr Blick wurde zu den Sternen emporgelenkt; sie lernten denken und erkannten, daß über den Sternen ein höheres Wesen walte.

L. In gleicher Weise wurde das sittliche Gefühl veredelt. Durch die schönen Hirtenlieder lernten die Menschen einsehen, daß die Ehe und die Liebe der Ehegatten heilig zu halten seien.*) In welcher Weise entstand aus dieser Verfeinerung durch die Künste der Gottesdienst?

K. Die Menschen vereinigten alle guten Eigenschaften zu einem Bilde, zu dem unsres Gottes, und beteten es an.

L. Dieser echte Gottesdienst beruht auf Liebe und Verehrung. Er ist mit Hilfe der Künstler geschaffen worden; darnach gilt Gott als das Urbild alles Schönen. Ihm gegenüber steht der Götzendienst die aus der Furcht stammende sklavische Anbetung widriger Bilder und gefahrbringender Wesen aus dem Tierreiche. (Wiederholung.)

In ähnlicher Weise haben die großen Dichter die Geschicke der Menschen beobachtet und sie zur Hebung, zur Belehrung und zur Besserung der Mit-

---

*) Es ist selbstverständlich, daß die Verse: „Das überlebende Verlangen verkündete der Seelen Bund" jungen Leuten nicht erklärt werden dürfen. Man möge den Anfang dieser Strophe dazu benutzen, um zu belehren, daß wir von der Natur eine zweifache Liebe in der Anlage erhalten haben, die Geschlechterliebe (Liebe des Jünglings zur Jungfrau, Mutterliebe, Kinderliebe) und die ideale Liebe zu allem Guten, Großen und Schönen. (S. Albr. Goerth: Erziehung und Ausbildung der Mädchen. Leipzig, 1894. Teil I.)

menschen in ihren kunstreich geformten Tragödien dem Volke vorgeführt. Erklären Sie mir aus dem Gedichte „Die Kraniche des Ibykus", wie „der Mord sich das Los des Todes aus dem Lied" ziehen kann.

K. Die beiden Mörder wurden durch den Anblick des Chors der Erinnyen und durch ihren grausigen Gesang so erschüttert, daß sie sich verrieten und ergriffen wurden.

L. Der Wagen des Thespis, des Schauspielers, der zu Solons Zeit die ersten Masken erfand, bedeutet die Schaubühne. Inwiefern ist von hier aus „die göttliche Vorsicht in den Weltenlauf gewandert"?

K. Durch die Tragödien lernten die Menschen das Walten der göttlichen Vorsicht erkennen und verehren.

L. Inwiefern darf man sagen, daß die Künstler auch die Lehren von dem Leben nach dem Tode im Orkus und im Elysium geschaffen haben?

K. Die Sagen von der Unterwelt sind so kunstvoll ausgeschmückt, daß nur Dichter sie geschaffen haben können.

L. So zu höherm Sinnen und Denken erzogen, heißt es weiter, schwang sich der Menschengeist zu immer höhern Leistungen auf. Die Baukunst, die Plastik oder Bildhauerkunst leistet Herrliches; sie erreicht ihre künstlerische Vollendung in den Werken eines Phidias, in den Bildsäulen der Pallas Athene und des olympischen Hauptgottes Zeus in Olympia in Elis im Peloponnes. In gleicher Weise entfalten sich nun die Blüten der Wissenschaft. „Des Wissens Schranken gehen auf." Der durch die Kunst geübte Geist erforscht die Gesetze der Natur und sucht durch kühne Berechnungen die Gesetze für die Bewegungen und die Bahnen der Himmelskörper zu erforschen. (Sorgfältige Wiederholung.)

L. So erzogen, führen die Menschen, umgeben und geleitet von den Künsten und Wissenschaften, in Freud' und Leid ein harmonisches Leben, und wenn der Tod ihnen naht, erscheint er nicht als Schreckbild. Sie empfangen sein Geschoß „mit freundlich dargebotenem Busen vom sanften Bogen der Notwendigkeit." Alle diese Segnungen verdanken sie den Künstlern, den „vertrauten Lieblingen der sel'gen Harmonie." Sie haben uns die Freiheit, d. h. die freudige Unterordnung unter das als gut und notwendig erkannte Gesetz und den Glauben an Gott und an seine ewig weise und gerechte Weltordnung gegeben. Ihr Lohn ist das erhabene Gefühl, die Beglücker der Welt zu sein, es ist zugleich ihr ewiger, dauernder Ruhm. (Sorgfältige Wiederholung.)

L. In der folgenden Strophe führt der Dichter den Gedanken aus, daß die Künstler unserm Herrgott, dem Weltschöpfer, dem größten Künstler, in seinem Schaffen nachahmen. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Wo Gott schreckt, z. B. im Gewitter, beim Erdbeben, wird der Zuschauer, der sich in Sicherheit befindet, wie bei der Aufführung der großen Tragödien durch den Anblick in Erhabenheit versetzt. Die lieblichen sanften Schönheiten der Natur ahmen die Dichter in ihren Liedern nach.

L. In der folgenden Strophe spricht Schiller davon, daß durch die Kunst „zweimal die Zeit sich verjüngt habe." Dies Wort weist im Zusammenhange mit dem Inhalt der folgenden Strophe auf die Kunst der alten Griechen und Römer und auf die Renaissancekunst hin. Im Jahre 1453 eroberten die Türken, die „Barbarenheere" Konstantinopel. Die dort ansässigen gelehrten Griechen flüchteten „aus des Ostens, des Orients entheiligten Altären," auf denen fortan der Mohammedaner seinen Gottesdienst feierte, nach dem Abendland, nach Italien, und dort begann nun ein sehr eifriges Studium der alten griechischen und lateinischen Sprache, Kunst und Litteratur; das sogenannte klassische Studium. Mit Hilfe der um dieselbe Zeit erfundenen Buchdruckerkunst gelang es leicht, die zum Studium nötigen Bücher überall zu verbreiten und die Wissenschaften selbst ärmeren Leuten zugänglich zu machen. Nun begannen die Künstler sich in die alten Kunstwerke zu vertiefen. Die Dichter studierten Homers „Ilias" und „Odyssee", die Tragödien der alten griechischen Dramatiker Äschylos, Sóphokles und Eurípides;*) die Komödien des Aristóphanes; die Dichtungen der römischen Dichter Horáz, Virgíl und Ovíd. Die Baumeister vertieften sich in das Studium der alten herrlichen Tempel und Prachtbauten; die Bildhauer suchten in Thon und Marmor die alten berühmten Bildsäulen nachzuschaffen; die Maler studierten an diesen alten Schätzen den herrlichen, unvergleichlich schönen Faltenwurf, die getreue Nachahmung der schönen Menschengestalt in Haltung und Gebärde, und alle diese Künstler verfeinerten und veredelten durch diese Studien ihr Schönheitsgefühl und befruchteten ihren Geist, von nun an Werke zu schaffen, die an Schönheit und innerer Würde die bisherigen weit übertrafen. Beim Anblicke dieser neuen, wunderbaren Schöpfungen mußten empfängliche Gemüter glauben, die Künste seien neu geboren. Da im Französischen das Wort renaître Wiedergeburt bedeutet, so entstand allgemein die Sitte, alle diese neuen Schöpfungen der Baumeister, der Maler, Bildhauer und Dichter gemeinsam mit dem Namen „Renaissancekunst" zu bezeichnen. Diese Kunst ist dadurch entstanden, daß die Schöpfungen der

*) Man merke sich die Zeit, in der diese großen Dichter lebten, durch folgende Thatsache: In der Seeschlacht bei Salamis 480 v. Chr. kämpfte Äschylos als Mann von 40 Jahren mit; Sophokles tanzte als 15jähriger Jüngling den Siegesreihn um den Altar, und Euripides wurde am Tage der Schlacht geboren. Die berühmteste Tragödie aus jener Zeit ist die „Antigóne" von Sophokles.

alten Zeit denen der Neuzeit Wege und Bahnen zu neuer Schönheit gewiesen haben. Darum kann Schiller mit Recht sagen: „zweimal verjüngte sich die Zeit; zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.“

(Dieser Mustervortrag des Lehrers ist durch Fragen bei Gelegenheit der Wiederholung sorgfältig zu befestigen und dann als Aufsatz aufzugeben. Die einzelnen Notizen werden diktiert, die Namen an die Wandtafel geschrieben und zum Lernen aufgegeben.)

L. In den nächstfolgenden Strophen ergeht sich Schiller in begeisterten Worten über die weitern Segnungen, die die Kunst über die Menschheit gebracht hat. Er spielt darauf an, daß die Künstler die gebührende Belohnung für ihre herrlichen, bedeutungsvollen Werke nicht erhalten. In welchen Worten?

K. Die Menschen glauben, ihre Führer zum Edeln mit niederm Söldnerlohne entlassen zu können. Die Fürsten räumen den Künstlern neben ihrem Throne nur den ersten Sklavenplatz ein.

L. Er weist mit Recht darauf hin, daß die Wissenschaften der Kunst dienen müssen. Der große Künstler muß in wissenschaftlicher Durchbildung auf der Höhe seiner Zeit stehen, sonst kann er nichts Großes leisten. Er „adelt dafür die Wissenschaft zum Kunstwerk.“ Auf diesem Wege wird die Kunst die Menschen „in verborgnem Lauf, durch immer höh're Höhe, durch immer reinere Formen, immer schön're Schöne“ am Ziel der Zeiten in die Arme der Wahrheit führen. (Wiederholung.)

L. Die letzten Strophen, in denen Schiller sich an die Künstler wendet, von der Stelle ab: „der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,“ werden Ihnen jetzt verständlich sein. Dies herrliche Loblied, diesen begeisterten Dithyrambus sollen Sie wörtlich auswendig lernen und in Verbindung mit den vorhergegangenen Erläuterungen sich tief in Ihre Seele einprägen. Wohl dem, der des großen Schiller erhabene Ideen genau kennt und verehrt. Wer nach ihnen handelt, wer sie zu den treibenden Mächten seines Lebens macht, wird ihre segensreiche Gewalt preisen, bis der Tod ihm die Augen schließt.

(Der Zusammenhang der einzelnen Strophen ist zum Schlusse zu wiederholen und von den Zöglingen in Form eines Aufsatzes niederzuschreiben.)

II. Probelektionen

nebst Vorstudien und Mustervorträgen über Balladen von

Goethe, Uhland, Chamisso.

1. Erlkönig.

(Von Wolfgang Goethe.)

Vorstudien des Lehrers.

Goethe hatte diese Ballade für ein 1782 geplantes Singspiel „Die Fischerin“ gedichtet; 1788 nahm er sie unter dem Titel „Erlkönig“ unter die Sammlung seiner erzählenden Gedichte auf. Er steht hier unter dem Einflusse der tiefgehenden Anregungen, die er durch Herders bahnbrechende Studien alter Volkslieder und durch dessen Gedanken über den wahren Wert dieser Lieder, sowie über den der wahren, echten lyrischen Dichtkunst überhaupt erhalten hatte. Die ersten tiefgehenden Anregungen hatte ihm Herder schon in Straßburg gegeben, als er sich während Goethes Studienzeit 1771 eines Augenübels wegen dort aufhalten mußte. Goethe war von der Wahrheit dieser Ansichten so durchdrungen, daß er die hervorragendsten Schönheiten der alten Volkslieder in seinen eignen Schöpfungen in überraschender und sehr wirksamer Weise zur Geltung brachte.*) So finden wir auch hier im „Erlkönig“ die lebhafte plastische Schilderung und die kunstvoll wirksame Verwendung der in den schönsten Volksliedern gebräuchlichen packenden Form der Frage und Antwort. Diese Studien und Einsichten veranlaßten später

*) Die nähere Ausführung von Herders Ideen findet man in seiner kleinen Schrift: „Über Ossian und die Lieder alter Völker.“ Dazu studiere man die Übersetzungen alter Volkslieder, die er unter dem Titel: „Stimmen der Völker in Liedern“ veröffentlicht hat. Wer der englischen Sprache mächtig ist, studiere dazu noch die Sammlung des Bischofs Percy: „Relics of Ancient Poetry“ (3 Bände), 1756.

den Dichter zu dem für alle Zeit giltigen Ausspruche: „Es giebt nur eine Poesie, die echte, wahre; alles andre ist nur Annäherung und Schein.“

Man hat gefabelt, Goethe sei zum Dichten dieser Ballade durch eine wahre Thatsache veranlaßt worden. In Wirklichkeit dichtete er seinen „Erlkönig“ in Nachahmung der alten nordischen Ballade „Erlkönigs Töchter“ (Herr Oluf reitet spät und weit, zu bieten auf seine Hochzeitsleut'), die Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ in Übersetzung gebracht hatte. In dieser Ballade wird ein Ritter, „Herr Oluf“, am Tage vor seiner Hochzeit im Walde von Erlkönigs Tochter durch mehrfach verlockende Versprechungen aufgefordert, mit ihr zu tanzen. Als er die Bitte mit dem Hinweis, daß morgen sein Hochzeitstag sei, wiederholt abweist, „thut sie ihm einen Schlag aufs Herz,“ hilft dem Erbleichenden auf sein Pferd und schickt ihn spöttisch heim zu seiner Braut. Diesem Zauber vermag er nicht zu widerstehen. Er bittet seine über sein verstörtes Aussehen schwer besorgte Mutter, der Braut zu sagen, er sei in den Wald geritten, um „allda Pferd und Hund zu erproben.“ Am Morgen wird er von der Braut und der Schar der Hochzeitsgäste im Walde tot gefunden. Wie ich in meinem Werke „Studium der Lyrik“ (Leipzig bei Jul. Klinkhardt) bei Besprechung dieser Ballade (S. 118) dargelegt habe, beruht die feine Wirkung dieses schönen alten Kunstwerks auf dem Gefühl tragischen Grauens vor dem jähen Tode eines jugendlichen schönen, edeln, hoffnungsfreudigen Menschen, der unmittelbar vor dem Tage des höchsten irdischen Glückes, vor dem Tage der Vermählung mit der geliebten Braut, vom grausigen Verhängnis, von unerwarteter Vernichtung ereilt wird.

Eine ähnliche Wirkung suchte Goethe in seinem kleinen Kunstwerke zu erzielen. Hier ist die tragische, unser tiefes Mitleid erregende Gestalt der unglückliche, liebende Vater. So wie in dem alten Volksliede die grausige Schreckensgestalt des Todes in die verlockende, bezaubernd schöne und durch süßen Liebeszauber verzehrende Gestalt der schönen Tochter des Erlkönigs verwandelt wird, so läßt Goethe dem kranken Lieblinge des besorgten Vaters den Tod durch die Zaubermacht des den Knaben liebenden Erlkönigs bereiten. Da der Erlkönig vergebens die schönsten Lockungen angewandt hat, um das Kind zu gewinnen, braucht er Gewalt, „faßt den Knaben an“ und entführt aus dem toten Körper die liebliche Seele in sein luftiges Elfenreich. Dadurch hat der Dichter „dem Tode seine Schrecknis benommen;“ dadurch wird es uns möglich, die an und für sich so traurige Thatsache, daß der liebende Vater bei der Heimkehr den leidenden Knaben tot vom Rosse heben und in das Haus tragen muß, über der wunderschönen Darstellung zu vergessen und uns ganz dem Zauber des Schönen hinzugeben. Das Bewußtsein der nackten Wahrheit klingt dabei leise mit und bewirkt in unserm Gemüte jenes feine, echt tragische Mitleid, das nur die großen lyrischen Dichter zu

erzeugen vermögen. Solche Gedichte gehören zu den Meisterwerken „großen Stils."

Nach dem Volksglauben haben die Elfen ihre Könige, feiern Hochzeiten, Gastmähler, ganz nach menschlicher Weise. „Alle Elbe (Elfen)," sagt J. Grimm in seiner „Nordischen Mythologie", „haben einen unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tanz. Man sieht sie nachts im Mondenschein auf den Wiesen ihre Reigen führen, und erkennt morgens ihre Spur im Tau (engl. fairy rings). In „Laurins Berg" im „Frau Venus' Berg" rauscht fröhliche, verführerische Musik; Tänze werden darin getreten. Der Elbinnen Gesänge locken Jünglinge auf den Berg, und es ist um sie geschehen. Diese Liebe der Elbe zu Tönen und Tänzen knüpft ihr Geschlecht an höhere Wesen, vorzüglich an Halbgöttinnen und Göttinnen. Sie haben auch die Gabe der Weissagung; sie kündigen den Menschen nahendes Unheil oder den Tod voraus."

Diesen Erörterungen gemäß kann die Besprechung des Gedichtes nur eine sehr einfache sein; man wird Hauptgewicht auf diese erläuternden Vorträge zu legen und darnach dafür zu sorgen haben, daß die Zöglinge sie in sorgfältiger Ausarbeitung niederschreiben und später in freiem Vortrage wiederholen. Es ist notwendig, die alte Ballade „Herr Oluf" vorzulesen, bevor man, wie oben gezeigt ist, kurz den Inhalt anführt. Goethes Gedicht ist so schwer zu deklamieren, daß man die Schüler und Schülerinnen dazu nicht veranlassen soll. Sie mögen es sorgsam auswendig lernen, aber den freien Vortrag für eine spätere Lebenszeit aufsparen. Wenn der Lehrer die Gabe besitzt, gut zu deklamieren, so übe er diesen Vortrag besonders sorgsam ein und beachte dabei, was der berühmte Recitator E. Palleske in seinem empfehlenswerten Buche: „Die Kunst des Vortrags" über die Deklamation des „Erlkönigs" belehrend hervorhebt.*)

Ausführung.

L. (Nachdem er das ganze Gedicht gut vorgetragen hat.) Ein Vater reitet in windiger Nacht mit seinem kleinen Knaben im Arme über die Heide. In welchem Zustande befindet sich das Kind?

K. Es ist krank.

L. Sie wissen, daß schweres Fieber die wunderlichsten Phantasien und

*) „Edle Gedichte," sagt dort E. Palleske, „schmücken ihre Darsteller mit der Binde des Sehers und Priesters, welche ihr Schöpfer trug. Etwas von diesem Priestertum wird jeden umstrahlen, der z. B. Schillers Dichtungen vorzutragen geweiht ist, und man wird es schon einem tüchtigen und seelengesunden Schüler, welcher Schillers „Schlacht" oder „Die Glocke" spricht, anmerken, daß sein Geist ein Festkleid angelegt hat."

Hirngespinste erzeugt. Durch welche Darstellung hat der Dichter diesen traurigen Zustand kunstvoll veredelt und zu schöner Wirkung verarbeitet?

K. Er läßt den Knaben in seinen Fieberphantasien mit dem Erlkönig sprechen, Erlkönigs Töchter in der Ferne tanzen sehen.

L. Inwiefern erkennen wir aus den Worten des Vaters, daß er die Mitteilungen seines Kindes für krankhafte Phantasien hält?

K. Er sucht ihn zu beruhigen, nennt den Erlkönig einen Nebelstreif, sieht statt der Töchter des Königs nur alte Weiden, hört statt der lockenden Worte nur das Säuseln des Windes in den dürren Blättern.

L. Wir Hörer wollen uns ganz dem süßen Zauber hingeben, den die schönen Worte des Zwiegesprächs zwischen Erlkönig und dem Knaben in uns erregen. Zuvor hören Sie noch eine kurze Belehrung über die alten Sagen vom Erlkönig und seinen Elfen. (Es folgt die eben gegebene Belehrung. Nach sorgsamer Wiederholung fährt der Lehrer fort.)

L. Der kranke Knabe glaubt in den Erlen am sumpfigen Gelände den ihm aus der Sage bekannten Erlkönig zu sehen. Wie wirkt diese Erscheinung beim ersten Anblick?

K. Der Knabe fürchtet sich, verbirgt bange sein Gesicht.

L. Danach glaubt er des Erlkönigs lockende, schmeichelnde Stimme zu vernehmen. Durch welche Versprechungen wird sein kindliches Gemüt hoch erregt?

K. Der Erlkönig verheißt ihm bunte Blumen am Strande, güldne Gewänder, will schöne Spiele mit ihm spielen.

L. Diese Versprechungen locken das Kind. Beachten Sie daher wohl, daß beim Deklamieren diese Worte des Knaben in fröhlichem, glücklichem Tone gesprochen werden müssen. Den Abstand dazu bilden die ernsten, traurigen, milde beruhigenden Worte des besorgten Vaters. Schildern Sie mir mit Goethes Worten die fernere Verlockung.

K. (Deklamieren die Strophe.)

L. Diese Lockung wirkt nicht mehr so erfreuend, wie die erste. Aus welchen Worten des kranken Kindes geht dies hervor?

K. Er fragt den Vater, ob er nicht fern am düstern Ort Erlkönigs Töchter sehe.

L. Ihn erfaßt dabei ein inneres Grausen, und das Gefühl steigert sich bis zur Todesangst. In welchen Worten spricht diese Angst sich aus?

K. In den Worten: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an, Erlkönig hat mir ein Leids gethan."

L. Erlkönig ist der Tod, der hier das Opfer des jungen Lebens fordert. Das ist eine grausige Schreckensgestalt. Durch welche märchenhafte schöne Gestalt wird hier seine Stelle ersetzt?

K. Durch die Gestalt des Erlkönigs.

L. Auf welches Gefühl dieses Elfenkönigs führt der Dichter den Tod des Knaben zurück?

K. Auf das Gefühl der Liebe. Erlkönig raubt ihn mit Gewalt, weil er ihn liebt, weil seine schöne Gestalt ihn reizt.

L. Inwiefern erregt der unglückliche Vater in diesem Gedichte unser tiefstes Mitleid?

K. Er will das kranke Kind voll Liebe schützen; aber als er den Hof seiner Besitzung erreicht, ist der Knabe in seinen Armen gestorben.

L. Solch ein Leid ergreift uns tief und erfüllt uns mit jenem höhern Mitleid, dem wir den Namen des tragischen beigelegt haben. Durch den feinen Kunstgriff, den Tod des Knaben durch den Erlkönig ausführen zu lassen, hat Goethe die ganze Darstellung des traurigen Rittes mit dem Hauche des Schönen umgeben. Wiederholen Sie diesen Vortrag!

L. Goethe hat diese Ballade in Nachahmung der alten nordischen Volksballade vom „Ritter Oluf" gedichtet. Sein Freund, der berühmte Herder, hatte ihm durch seine Ideen die Schönheit der alten Volkslieder erschlossen und ihn dadurch bewogen, in seinen Dichtungen die bewunderungswürdigen Vorzüge der alten Volkspoesie zur Geltung zu bringen. Daher finden Sie hier im „Erlkönig" die plastische, schöne, energische Schilderung, die ohne jede störende Betrachtung gegeben wird; den raschen Gang der Handlung und die lebendige, spannende und unser Gemüt lebhaft ergreifende Form der Frage und Antwort. Wiederholen Sie diesen Vortrag!

L. Sie finden alle diese Vorzüge samt der tief tragischen Gesamtwirkung in der alten Ballade „Herr Oluf". Herder hat sie in seine Sammlung „Stimmen alter Völker in Liedern" aufgenommen. Hören Sie den Inhalt!

(Es folgt der Vortrag der Ballade, die kurze Angabe des Inhalts und der Hinweis auf das tragische Mitleid, das die Hauptwirkung bildet. Danach möge der Lehrer als Mustervortrag die Ausarbeitung geben, welche wir an die Spitze dieser Besprechung gestellt haben.)

---

2. Der Fischer.

(Von W. Goethe.)

Vorbereitung des Lehrers.

Diese Ballade erschien 1779 unter Goethes Namen in einer Sammlung von Liedern, die von Seckendorff „mit Begleitung des Fortepiano" herausgegeben wurden. Goethe hat sie in der Blüte seines Jünglingsalters ge-

dichtet, als seine Seele mit vollem Entzücken sich der schönen Natur erfreute. Wie im „Erlkönig“ wird dem Tode durch Dichterkraft sein Schrecknis benommen. Der Fischerjüngling ertrinkt nicht; das schöne, bezaubernde Meerweib lockt ihn mit süßen Schmeichellauten unter Verheißungen ewig dauernden Glückes hinunter in die kühle und dunkle Tiefe. „Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“ Auch hier zeigt sich der Einfluß des eingehenden Studiums der alten Volkslieder. In den alten dänischen und schwedischen Balladen spielen der Nix, Nek, Meermann oder die Meerfei eine große Rolle. Die schönen weiblichen See-, Meer- oder Flußjungfrauen, die Nixen, nehmen Menschengestalt an,*) tanzen mit Jünglingen unter der Linde und locken sie in ihr feuchtes Reich. Wenn ein Raub gelungen ist, erscheint oben auf dem See oder dem Strome ein Blutfleck: das Zeichen, daß der Verlockte in der Tiefe in den Armen des schönen Weibes seinen Tod gefunden hat. Bei der Besprechung hat der Lehrer, wie bei schönen sangbaren lyrischen Gedichten, nur wenige Ausdrücke zu erklären und sich jeder Besprechung der dichterischen Schönheit zu enthalten. Diese herrlichen Verse wirken durch sich selbst. Wer sie gut auswendig lernt und sie durch sorgsame Wiederholung zu seinem unverlierbaren Eigentum macht, wird mit zunehmendem Alter ihre Schönheit immer wahrer empfinden und verständnisinnig genießen.

Ausführung.

L. Ihr erkennt leicht, daß es sich hier um eine sagenhafte Erzählung handelt. Ein Fischerjüngling wird durch die Verlockungen eines Meerweibes, einer Wassernixe, in die Tiefe gezogen und kehrt nicht mehr zurück.

(Der Lehrer gebe nun die oben besprochenen kurzen Belehrungen über die alten Sagen von Nixen und Undinen und lasse den Vortrag wiederholen.)

L. Der Jüngling sitzt in voller Seelenruhe, „kühl bis ans Herz hinan,“ am See und angelt nach Fischen. Da taucht aus der Tiefe das feuchte schöne Weib empor. Welchen Vorwurf enthalten ihre ersten Worte?

K. Sie wirft ihm vor, mit Menschenwitz und Menschenlist ihre Brut, die Fischlein, aus dem See in die Todesglut des Sonnenscheins zu locken.

L. Durch welche Worte zeigt der Dichter an, daß diese Worte trotz des Vorwurfs dem Jünglinge zauberhaft schön klingen müssen?

K. Sie spricht zu ihm und singt zugleich.

L. Durch welche Lockung begründet sie so singend und sprechend ihren Vorwurf?

---

*) Auf dieser Sage beruht auch Fouqués liebliche Erzählung „Undine“.

K. Sie sagt, unten sei es so köstlich schön. Wenn er wüßte, wie schön es dort sei, würde er zu ihr in die Tiefe steigen und erst gesund werden.

L. Die nun folgenden Lockungen sind mit so vollendeter Schönheit gegeben, daß wir sie nur wörtlich uns vorführen dürfen; denn eine Angabe des schönen Inhalts ist hier gar nicht möglich, ohne alles Schöne zu zerstören. Leset diese köstlichen Verse! (Es geschieht.)*)

L. Wer den schönen Ausdruck „wellenatmend" recht verstehen will, muß beobachtet haben, wenn die Sonne im Sommer aus dem Meere auftaucht, oder sich über dem Spiegel eines mächtigen Landsees erhebt, dessen Ufer nach Osten zu ebnes Land zeigen. Die glänzende Scheibe sieht dann so erfrischt aus, als ob sie sich in den Wellen gebadet und dort neue Schönheit geholt habe. Dieser neue Glanz atmet gleichsam die Erfrischung durch die Fluten oder Wellen. Am frühen Sommermorgen, wenn ringsum die Tauperlen auf den Gräsern und den Gebüschen funkeln, erscheint das weite Himmelsgewölbe auch wie neu verschönt, durch die Kühle und den Tau gleichsam verklärt. Diese Erscheinung, die jeder fröhliche Wandersmann in der Frühe eines schönen Sommermorgens beobachten und genießen kann, rechtfertigt den Ausdruck „das feuchtverklärte Blau."

(Wiederholung des Vortrags. Darnach zusammenfassender Mustervortrag des Lehrers mit Benutzung dieser Erläuterungen.)

---

3. Der Sänger.

(Von W. Goethe.)

Diese Ballade stammt auch aus des Dichters Jugendzeit; er hat sie bei Ausarbeitung seines Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre" 1783 gedichtet, später mit Veränderung einiger Ausdrücke 1799 in seine Sammlung von Balladen aufgenommen.

Unser Interesse wird wie in jedem echten Kunstwerke einheitlich an die Person des greisen Sängers geknüpft.**) Er ist ein freier Künstler, „keines Menschen Herr und keines Menschen Knecht." „Ich singe," sagt er, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." Diese edle, freie Kunst bildet seinen innern Halt, sein hohes und freies Selbstgefühl selbst vor den Großen

*) Wer Ausländern von der Schönheit, dem Wohlklang unsrer deutschen Sprache einen Begriff geben will, möge diese herrlichen Verse deklamieren. S. darüber A. Goerth, „Studium der Lyrik", S. 172 unten.

**) Es wäre daher sehr thöricht, die Überschrift „Der Sänger" nach Heinrich Düntzers Vorschlag in „Sängerwürde" zu verwandeln.

und Mächtigen dieser Erde und inmitten der Pracht und Herrlichkeit fürstlicher Prunkgemächer. Sie bildet auch sein inneres Glück, giebt ihm die echte Zufriedenheit mit seinem bescheidenen Erdenlose und die köstliche Eigenschaft, neidlos, ja mit herzlicher Mitfreude auf das höchste und scheinbar beneidenswerteste Glück seiner Mitmenschen zu schauen. Scheidend bittet er den König und seine Großen nur, im Glücke seiner und seines Liedes zu gedenken und gegen ihren Gott im Himmel, dem sie alles verdanken, sich so demutsvoll und so erkenntlich zu beweisen, wie er, der Scheidende, ihnen für die kleine Gabe, den Trunk edeln Weines aus dem Goldbecher, von aufrichtigem Herzen freudigen Dank darbringt. Auf die Charakteristik dieses greisen Sängers hat der Lehrer demgemäß bei seiner Besprechung Hauptgewicht zu legen.

Ausführung.

L. Wir befinden uns in der fürstlich geschmückten Halle eines Königsschlosses. Im Mittelalter pflegte der Herrscher in dieser geräumigen Halle auf erhöhtem Sitze mit seiner Gemahlin Hof zu halten. Zu seiner Rechten und Linken gereiht standen die Sitze der Ritter und der edeln Frauen. Pagen und Diener eilten ab und zu, um den König und seinen Hofstaat zu bedienen.

Da hört der König auf der Zugbrücke schönen Gesang erschallen. Draußen steht einer der „fahrenden Sänger“, vielleicht ein „ritterlicher Minnesänger“, und thut durch sein Lied kund, daß er Einlaß begehrt. Der Fürst, der Freund der edeln Kunst und ihrer Meister, läßt den Fremden durch seinen Pagen bitten, sein Lied vor ihm und seinen Höflingen im Saale vorzutragen.

(Wiederholung dieser Einleitung.)

L. Der greise Sänger tritt in den Saal und grüßt die Anwesenden. Voller Bewunderung schaut er ringsumher auf die Pracht und Herrlichkeit des fürstlichen Saales und auf die Schönheit der Damen, die „Stern bei Stern“ dort nebeneinander sitzen. Fast mit Gewalt muß er sich von dem schönen Anblicke losreißen, um an die Aufgabe zu denken, die der König ihm gestellt hat. „Schließt, Augen, euch,“ ruft er sich zu, „hier ist nicht Zeit, sich staunend zu ergetzen.“ Danach beginnt er unter Begleitung der Harfe sein Lied vorzutragen.

(Wiederholung dieses kleinen Vortrags und darnach der ganzen Einleitung.)

L. Erinnert euch an Uhlands Gedicht „Des Sängers Fluch“. Dort heißt es von den beiden Sängern:

„Sie singen von Lenz und Liebe,
Von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde,
Von Treu und Heiligkeit.“

Woraus könnt ihr schließen, daß der Inhalt dieses Liedes ein ähnlicher gewesen sein muß?

K. Die Ritter schauten mutig drein, als sie von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit singen hörten; die Schönen schauten bewegt in den Schoß, als der Sänger von Lenz und Liebe und von sel'ger, goldner Zeit sang.

L. Der König will den Sänger mit einer goldnen Kette belohnen. Der Künstler weist die Gabe zurück, bittet, die Kette den kühnen Rittern oder dem mit Ehren und Ämtern reich belasteten Kanzler zu geben. Durch welche Worte rechtfertigt er diese Weigerung?

K. Er sagt, er singe frei wie der Vogel in den Zweigen; „das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet."

L. Man hat oft gehört, daß die alten fahrenden Sänger für ihren Gesang, ihre Kunst, Gaben heischten und bei diesen Forderungen gar oft recht unbescheiden waren. Man nannte sie deshalb auch die „Gehrenden", d. h. die Fordernden, die zudringlich Bittenden. Durch welche Bitte zeigt der Sänger neben jener Abweisung der Kette, daß er von dieser Eigenschaft ganz frei ist?

K. Er bittet als Belohnung nur um einen Trunk edeln Weines aus einem königlichen Goldpokal.

L. Er erhält den köstlichen Wein. Durch welche Worte beweist er, daß ihm dieser Trunk sehr selten zu teil wird?

K. Er sagt:

„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hoch beglücktes*) Haus,
Wo das ist kleine Gabe."

L. Diese Worte beweisen zugleich, daß er solchen edeln Wein wohl zu würdigen versteht, wenngleich seine Armut ihm nicht gestattet, sich seiner oft zu erfreuen. Welche Eigenschaften treten bei der oben genannten Ablehnung der goldnen Kette und bei dieser bescheidenen Forderung klar hervor?

K. Seine Uneigennützigkeit und Bescheidenheit.

L. Bedenkt, daß er die edeln Gaben und Freuden des Reichtums wohl zu schätzen weiß. Trotzdem stört die Armut, die ihn am Genuß derselben hindert, durchaus nicht seine Seelenruhe und innere Lebensfreudigkeit. Welche köstliche Eigenschaft zeigt sich darin?

K. Seine innere Zufriedenheit.

---

*) Meinem Gefühl nach sollte diese von Goethe selbst herrührende Änderung statt „wohl dem hochbeglückten Haus" gesetzt werden. Sie klingt kraftvoller und schöner.

L. Uneigennützigkeit, Bescheidenheit und innere Zufriedenheit mit seinem ärmlichen Lose bilden in Verbindung mit der beseligenden Freude, die die Gabe des Gesanges ihm gewährt, das hohe beneidenswerte Glück dieser Künstlernatur. Dazu gesellt sich noch eine köstliche, jedes Menschen wahres Glück begründende Eigenschaft. Ihr wißt, daß die Armen so oft die Pracht und das Wohlleben der Reichen beneiden. Mit welchen Gefühlen betrachtet diese Vorzüge hier der edle Sänger?

K. Er freut sich derselben, ohne sie im mindesten zu beneiden.

L. In welchen ernsten schönen Abschiedsworten zeigt sich dies Gefühl am klarsten?

K. Er fordert den König und seine Großen auf, in ihrem Glücke gegen Gott so von Herzen dankbar zu sein, wie er ihnen für diesen Trunk edeln Weines, diese kleine Gabe, danke.

L. Wir scheiden von dieser edeln Künstlernatur mit inniger Freude und mit dem Bewußtsein, daß Dichter und Sänger, die solcher Eigenschaften sich erfreuen, uns in Liedern und Tönen nur Gutes und Schönes bringen und die Welt zu höherer Sittlichkeit führen können. Zusammenfassender

Mustervortrag des Lehrers.

Der Dichter führt uns in die Zeit des Mittelalters, als der Minnegesang blühte und von edeln Rittern und Herren, sowie auch von hoch begabten Sängern und Dichtern aus dem Volke mit Begeisterung gepflegt wurde. In der fürstlich geschmückten, vorne offnen Halle eines mächtigen Schlosses sitzt auf erhabenem Platze der König; neben ihm seine Gemahlin, zur Rechten und zur Linken haben auf niedrigern Sitzen die Ritter und Edeln, sowie die festlich geschmückten Hofdamen Platz genommen. Da erschallt vor der Zugbrücke Gesang und Saitenspiel. Ein greiser Sänger läßt dort ein wunderschönes Lied ertönen. Der König winkt dem Pagen, den Alten hereinzuholen, um seine Kunst im Saale vorzuführen.

Der greise Sänger tritt unbefangen vor die edle Versammlung, begrüßt die festlich geschmückten Damen und Herren mit feinem Anstande, erfreut sein durch Pracht und Herrlichkeit entzücktes Auge eine kurze Zeit durch den Anblick des Schönen ringsumher und beginnt dann sein Lied unter Begleitung der Harfe „in vollen Tönen" vorzutragen. Er singt „von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit." Da werden die Anwesenden ergriffen von der Gefühle Gewalt, die er mit seiner Kunst aus der Tiefe der Herzen wachgerufen hat. Die Ritter schauen mutig drein und in den Schoß die Schönen. Der König selbst ist so begeistert worden, daß er dem Sänger als Belohnung eine goldne Kette reichen läßt.

Der Greis schlägt sie aus. „Ich will keines Menschen Herr und keines Menschen Knecht sein," ruft es in seiner Seele, will für meine edle, die Menschen beglückende Gabe keine Belohnung mit Geld und Gut erringen."

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Um diese edle Freiheitsliebe und Uneigennützigkeit recht hervorzuheben und zugleich den König bei der Zurückweisung seines Geschenkes auf eine feine Weise zu versöhnen, bittet er ihn, ihm einen Trunk des edelsten Weines aus dem königlichen Goldpokal reichen zu lassen. Er weiß die köstliche Gabe wohl zu würdigen, wenngleich seine Armut ihm nicht gestattet, sich ihrer oft zu erfreuen. „O Trank voll süßer Labe!" ruft er aus, „o dreimal hoch beglücktes Haus, wo das ist kleine Gabe!" Aber all diese Pracht und Herrlichkeit, die seinen feinen Schönheitssinn so hoch entzückt; alle diese Vorzüge, deren sich die Reichen und Mächtigen dieser Erde erfreuen, können sein bescheidenes, trotz seiner Armut zufriedenes Gemüt nicht aus dem schönen Gleichmut, aus der edeln Seelenruhe bringen, die ihn beglückt, die den edeln Kern und Halt seines Lebens bildet. Völlig neidlos vermag er, der Weise, alle diese Vorzüge zu betrachten. In seinem edeln Herzen regt sich nur der Dank für die erhaltene Gabe und für die Ehre, dem Könige und seinen Großen durch schönen, kunstvollen Gesang echte, erhebende Freude bereitet zu haben. Daneben erfüllt das Herz des greisen Mannes die Besorgnis, solch hohes Glück könne nur zu leicht in Übermut umschlagen und Frevelsinn erzeugen, und dieser Gedanke bewegt ihn beim Scheiden zu der Ermahnung, die Beglückten mögen nie des Gebers aller guten und vollkommnen Gaben, nie ihres Gottes und Vaters vergessen und ihm zeitlebens freudig dankbar sein.

„Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

---

4. Der Schatzgräber.

(Von W. Goethe.)

Vorbereitung des Lehrers.

Goethe hat diese Erzählung gedichtet, als er fast 50 Jahre alt war, mithin sich in der Zeit des gereiften Mannesalters befand. Aus den reichen Erfahrungen seines Lebens stammt am Schlusse der Schilderung die für alle Zeit

gültige, weise Lehre, daß ernste sittliche, unverdrossene Arbeit, anmutig unterbrochen durch gemütvolle Erholung im Kreise lieber Freunde, allein das wahre Glück unsres Lebens bilden kann. Es ist derselbe Gedanke, den sein großer Freund Schiller in dem Sinngedicht „Die Ideale" etwa ein Jahr vorher künstlerisch verarbeitet hatte. Dort heißt es, daß der einzig wahre Halt unsres Lebens in der Arbeit und in der Freundschaft zu finden sei, in der „Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört," und in der „zarten Hand der Freundschaft, die des Lebens Bürden liebend teilet." 1799 nahm Goethe dies Gedicht unter seine „Balladen" auf.

Ausführung.

L. Der Dichter schildert den Seelenzustand eines unzufriedenen Mannes. Durch welchen Ausdruck malt er, wie das Leben ihm langweilig und schwer geworden sei?

K. Durch den Ausdruck „er schleppte seine langen Tage" wie eine schwere Last.

L. Welche Gedanken verursachten ihm diese Unzufriedenheit?

K. Er war arm und wollte gern reich sein.

L. Wie früher nur zuviel Menschen verfiel auch er auf die Idee, sich durch Schatzgraben plötzlich zu bereichern. Mit wessen Hilfe wollte er hiebei zu Reichtum gelangen?

K. Mit Hilfe des Teufels.

L. Durch welches Mittel wollte er sich dessen Hilfe versichern?

K. Er schrieb mit einer in sein eignes Blut getauchten Feder, daß der Teufel seine Seele haben solle, wenn er ihm beistehe, den Schatz zu heben.

L. Dieser Aberglaube, sich mit seinem Blute dem Teufel verschreiben zu können, spukte im vorigen Jahrhunderte noch überall. Schildert mir, wie er die Zauberei auszuführen beginnt.

K. Er zieht auf der Erde verschiedene Kreise, steckt Flammen an, stellt Kraut und Knochenwerk zusammen und fängt dann in der schwarzen und stürmischen Nacht an nach dem Schatze zu graben.

L. Durch welche anmutige Erscheinung wird er dabei gestört?

K. Er sieht, als es 12 Uhr schlägt, in der Ferne ein Licht erscheinen. Dies Licht nähert sich und er erkennt, daß es von einer vollen Schale strahlt, die ein schöner Knabe trägt.

L. Beschreibt mir die weitern Folgen dieser Begegnung.

K. Der Knabe, geziert mit einem dichten Blumenkranze, tritt freundlich lächelnd zu ihm in den Kreis hinein und läßt ihn aus der Schale trinken.

L. Die Lehre, die dieser himmliche Knabe ausspricht, ist so schön und so wertvoll, daß wir sie nur dem Wortlaute nach wiederholen dürfen.

(Es geschieht.)

L. Solche Verse muß man durch Lernen und Wiederholen sich zum unverlierbaren Eigentum machen: dann hat man sie in seiner Seele als Schätze, deren Wert nie vergeht. Möget ihr auch stets in sittlicher ernster Arbeit euer Lebensglück finden und so täglich „Mut des reinen Lebens trinken." Dann wird es euch nie an dem wahren, innern Lebensglücke fehlen, das den Menschen sogar unter schweren Kämpfen, Sorgen und Mühen beglückt und nie sinken läßt. (Die Wiederholung des Inhalts ist so einfach, daß wir hier von einem Mustervortrage absehen.)

---

5. Des Sängers Fluch.

(Von Ludwig Uhland.)

Vorbereitung des Lehrers.

Uhland dichtete diese Ballade im Dezember 1814. Die Idee dazu wird ihm wohl eine schottische Ballade „Der eifersüchtige König" gegeben haben, die er in Herders „Volksliedern" fand; aber bei der Ausführung scheint der Dichter den Haß seines Volkes gegen Napoleon I., das Grollen des Volksgeistes gegen den frevelhaften Zerstörer seiner heiligsten Rechte, in Verbindung mit dem tragischen Grausen vor dem wahnsinnigen Eroberer und unmenschlichen, nur seinem Ehrgeiz fröhnenden Tyrannen zum Ausdrucke gebracht zu haben. Da jeder große Dichter ein echtes Kind seiner Zeit ist und die mächtigsten Strömungen im Gefühlsleben seines Volkes treu in sich aufzunehmen vermag, so darf man wohl annehmen, daß diese im deutschen Volke damals allgemein herrschende Stimmung gegen den finstern Korsen bei der Ausführung mitgewirkt haben wird.

Ausführung.

L. Uhland führt uns wie Goethe in seinem Gedichte „Der Sänger" in die Zeit des Mittelalters, als die durch Dichtkunst und Gesang berühmten „Minnesänger" von Burg zu Burg zogen, um dort die Herzen durch ihre Lieder zu erfreuen. Die Schilderung, welche der Dichter von dem alten herrlichen Schlosse giebt, in dem die Handlung vor sich geht, ist so köstlich, daß wir sie nur mit seinen eignen Worten wiedergeben dürfen.

(Es geschieht.)

L. In diesem Schlosse sitzt ein stolzer, an Land und Siegen reicher König.

Durch welche Worte wird uns gemeldet, daß diese Siege und die Macht des Besitzes ihm inneres Glück nicht gegeben haben?

K. Durch die Worte: „Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich."

L. Diese Mitteilung berechtigt uns, den Grund für diesen traurigen Seelenzustand in besondern Verhältnissen zu suchen. Schildern Sie mir diese Begründung, wie der Dichter sie giebt.

K. Der König ist ein grausamer Tyrann; er sinnt nur auf Schrecken und Verderben. In beständiger Wut sucht er Menschen zu verderben.

L. „Was er schreibt, ist Blut." Viele der edelsten Menschen sind durch diese seine Bluturteile ums Leben gekommen. Zu diesem Könige zieht ein edles Sängerpaar, ein Greis mit der Harfe und ein Jüngling in blühender Schönheit. Zu welch einem ernsten Zwecke ziehen sie nach dem Schlosse?

K. Sie wollen durch ihren Gesang das steinerne Herz des Königs rühren.

L. Es wird uns nicht gesagt, zu welchem besondern Zwecke diese Rührung führen soll; wir dürfen aber annehmen, daß ein schöner, edler gemeint sei. Schildert mir, wie wir uns den Saal zu denken haben, in dem die nun folgende Handlung sich vollzieht.

K. Es ist ein hoher Säulensaal. Auf erhöhtem Throne sitzt der König; neben ihm seine Gemahlin; zur Rechten und zur Linken sitzen die Ritter und Edeldamen des Hofes.

L. Der Alte beginnt seine Harfe mit vollendeter Kunst zu schlagen; dazwischen singt der Jüngling mit seiner glockenhellen Stimme die herrlichsten Lieder. Nennen Sie mir mit den Worten des Dichters den Inhalt.

K. „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

L. Wie wirkt dieser edle Gesang auf die trotzigen Ritter, die dem Könige seine Siege erfochten haben?

K. Sie beugen sich vor Gott.

L. Welcher Beweis der höchsten Anerkennung wird den Sängern von der edeln Königin zu teil?

K. Sie wirft ihnen die Rose von ihrer Brust zu.

L. Da tritt in dem Könige die Neigung zu blutiger Gewaltthat jäh hervor. Ihm ist der Gesang zuwider. Die Absicht der Sänger hat das Gegenteil bewirkt, hat des Königs „steinern Herz" nicht gerührt, sondern zu wilder, tyrannischer Wut entflammt. Er, der verstockte Wüterich, haßt alles

Schöne und Edle. Die offenkundige Liebe der Königin für den schönen Gesang giebt ihm willkommenen Anlaß, seiner Wut den Zügel schießen zu lassen. Unter dem nichtigen Vorwande, daß der edle jugendliche Sänger ihm das Volk verführt und nun auch sein Weib verlockt habe, durchbohrt er des Jünglings Herz mit seinem Schwerte. Diese That kennzeichnet den Höhepunkt des Tyrannen-Wahnsinns. Wiederholt mir diesen Vortrag.

(Es geschieht.)

L. Die blutige Gewaltthat hat alle Hörer vertrieben; nur der Greis ist mit dem Toten im Saale zurückgeblieben. Er bindet ihn auf dem Rosse, das er selbst zu reiten pflegt, aufrecht fest und verläßt mit dem Gemordeten diese Stätte der Willkür und des Grauens. Durch welche That zeigt er, daß Gesang und Saitenspiel für den Rest seines Lebens für ihn nicht mehr vorhanden sei?

K. Er zerschellt seine Harfe an einer Marmorsäule.

L. Nun verflucht er das Schloß und seinen blutgierigen Tyrannen. Der Fluch, mit dem er das Gebäude belegt, erfüllt sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende an jedem Werke, das Menschenhände errichtet haben. Uns interessiert nur die Verwünschung des fürstlichen Mörders. Das einzige Streben dieses Mannes ist auf Befriedigung seines nie ruhenden, beständig quälenden Ehrgeizes gerichtet gewesen. Aus Ehrgeiz hat er die gräßlichen Kriege unternommen, die ihn „an Land und Siegen reich“ gemacht haben. Inwiefern muß die Verwünschung, falls sie sich erfüllt, den Tyrannen ins innerste Herz treffen?

K. Sie gewährt ihm keinen Ruhm, nach dem er strebt, und vernichtet seinen Namen, den er berühmt machen will.

L. Schildert mir, daß dieser Fluch des greisen Sängers sich erfüllt hat.

K. Das Schloß ist verfallen; nur eine einzige, schon geborstene Säule zeugt noch von der verschwundenen Pracht. Das Land ringsum liegt öde und verlassen, und des Königs Name ist ganz in Vergessenheit geraten; weder Lied noch Heldenbuch, in denen die großen oder hervorragenden Helden gefeiert werden, giebt von ihm und seinen Thaten die geringste Kunde.

L. Uhland hat die Idee zu diesem Gedichte aus einer alten schottischen Ballade entnommen. Dort läßt der eifersüchtige König einen Jüngling töten, den seine Gemahlin für den schönsten in allen Landen erklärt hat. Er hat diese Erzählung aber ganz eigenartig umgeformt. Es ist wohl anzunehmen, daß er bei der Schilderung des finstern Tyrannen an den Fluch seiner Zeit, an die Geißel aller Völker, an den finstern, gewaltthätigen Napoleon I. gedacht hat. Diesem wilden Eroberer und Gewaltherrscher waren die Dichter und Sänger ein Dorn im Auge; er verfolgte sie mit blinder Wut. Die geistvolle Frau von Staël verbannte er aus Frankreich; den Dichter de Châteaubriand drohte er „an den Stufen der Tuilerien in Stücke hauen zu lassen.“ Da

Deutschland unter diesem tyrannischen Unterdrücker seiner Freiheit so lange geseufzt hatte, klangen jedem gebildeten Deutschen Uhlands Worte wie eine wahrheitsgetreue Schilderung dieses finstern Wüterichs. Man wußte ja, daß er Menschenleben nicht achtete, daß er während seines Feldzuges in Syrien 4000 gefangene Feinde erbarmungslos hatte niedermetzeln lassen, weil er fürchtete, sie könnten beim Rückzuge über ihn herfallen. Man wußte, wie erbarmungslos er in jeder Schlacht verfuhr; daß er die edeln Offiziere unsres wackern Helden Schill in Wesel hatte erschießen lassen; daß er den Buchhändler Palm aus nichtigen Gründen hinrichten ließ; daß unser edler Freiherr von Stein, samt dem Dichter Ernst Moritz Arndt und andern Patrioten nur durch schleunige Flucht sich seiner Wut entziehen konnten. Überall herrschte im ganzen Volke ein finstres Grollen gegen diesen tyrannischen Wüterich, verbunden mit einem eigentümlichen, man darf sagen tragischen Grauen vor dieses Mannes geistiger Größe und dem wunderbarem Glück, das ihn fast bis in die letzte Zeit bei seinen Kriegen und seinen Unternehmungen begleitet hatte. „Den kann nur Gottes Hand vernichten,“ äußerte das fromme deutsche Volk und sang darum 1812 bei der Kunde von seinem Untergange in Rußland die Verse:

„Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ihn der Herr geschlagen.“

Wiederholt diesen Vortrag!

(Da er schwer zu fassen ist, gebe der Lehrer die einzelnen geschichtlichen Mitteilungen mit Hilfe von Notizen an der Wandtafel und trage dann den Inhalt des Gedichtes mit diesem erklärenden Zusatze im Zusammenhange vor. Da der Anfang leicht in eine Erzählung umzuformen ist und der Hauptvortrag als Schluß hier vorliegt, ist ein besonderer Mustervortrag nicht mehr erforderlich.)

---

6. Das Glück von Edenhall.

(Von Ludwig Uhland.)

Vorbereitung des Lehrers.

Uhland schrieb diese Ballade 1834. Als Stoff benutzte er eine alte Sage aus der englischen Grafschaft Cumberland, die er in Ritsons „Fairy tales“ fand. Die Familie Musgrave, heißt es da, bewahrte ein altes Trinkglas, das einst Feen in der Nähe des Schlosses bei einer Quelle zurückgelassen hatten. Im Glase las man die Worte: „Wenn dies Glas bricht, oder fällt, dann lebewohl, Glück von Edenhall.“

Der Dichter behandelte diese Sage wiederum ganz eigenartig. Er legt Hauptgewicht auf die ergreifende Schilderung des frevelhaften jungen Lords, knüpft an ihn und sein Thun seines Hauses Fall und den eignen Untergang.

Dadurch hat er ähnlich wie Schiller bei seinen berühmten herrlichen Balladen das Gedicht zu einer Art von Drama gestaltet und unser Interesse, unsre herzliche Teilnahme von dem Wohlgefallen an der bloßen Sage auf die Person eines Hauptheldes gelenkt. Der edle Greis, des Hauses ältester Vasall, der treue Diener, vertritt dabei in gewissem Sinne die teilnehmende Menge der Hörer und Zuschauer. Seine besorgten Worte, seine ernsten Ausrufe nach dem Untergange des edeln Geschlechts finden in unserm Herzen beistimmenden Wiederhall. Der Lehrer hat demgemäß wie bei Goethes „Sänger“ und bei Schillers Balladen bei seiner Lektion Hauptgewicht auf die Besprechung der Charaktereigentümlichkeiten des jungen Lords zu legen und die Handlung an diese Persönlichkeit zu knüpfen. Bei seinem Mustervortrage sind diese Momente zu beachten und in der einheitlichen Schilderung des jungen Frevlers zur Geltung zu bringen.

Die Ausführung.

L. Der Dichter führt uns nach dem nordwestlichen Teile von England, nach der Grafschaft Cumberland. Dort hatte in alten Zeiten das Geschlecht der Lords von Edenhall seinen Wohnsitz.

Der Held der Erzählung ist der junge Lord von Edenhall.*) Bei welch einer Veranlassung lernen wir ihn in seinem Schlosse kennen?

K. Bei Gelegenheit eines Festgelages.

L. Bis zu welcher Ausschreitung ist die Festfreude bereits gestiegen?

K. Die Gäste sind trunken geworden.

L. In demselben Zustande scheint der junge Lord sich zu befinden; zu dieser Annahme berechtigt uns sein Verlangen: „Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“ Da ihr bereits aus den folgenden Strophen die Bedeutung dieses „Glücks von Edenhall“ kennt, so erklärt mir, weshalb die Forderung des trunkenen Lords uns um ihn besorgt machen kann.

K. Das „Glück von Edenhall“ ist ein hohes Trinkglas von Krystall. Der Lord erzählt, dies Glas habe seinem Ahn am Quell die Fee gegeben und darein geschrieben: „Kommt dies Glas zu Fall, fahr wohl denn, o Glück von Edenhall.“

L. Mit welchen Gefühlen sollte darum der junge Lord dies Trinkglas betrachten?

K. Mit den Gefühlen der Ehrfurcht, der Besorgnis und heiligen Scheu.

L. Da jene entlegene Zeit den Glauben an solche Zaubergaben der Feen festhielt, so dürfen wir annehmen, daß des jungen Lords Vorfahren alle diese

---

*) Obgleich der Name im Englischen in besondrer Weise ausgesprochen wird, ist er hier wie ein deutscher zu geben.

Gefühle gehabt und das Glas wie ein Heiligtum, wie den größten Schatz ihres Hauses, aufbewahrt haben werden. Aus welcher Handlungsweise des alten treuen Dieners und Vasallen, des Schenks, könnt ihr dies erkennen?

K. Er befolgt den Befehl seines Herrn nur zögernd, vernimmt den Befehl ungern und gießt den roten Wein von Portugal mit Händezittern in das Trinkglas.

L. Durch welche äußere Wirkung zeigt der Dichter an, daß es mit diesem Glase eine eigne, außergewöhnliche Bewandtnis habe?

K. Das Glas strahlt ein purpurnes Licht über den ganzen Saal.

L. Durch welche Thatsache später beim Anstoßen mit den Gläsern der Gäste? Gebt die Antwort mit den Worten des Dichters.

K. „Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt mit Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall."

L. Der junge Lord kennt, seinen eignen Worten gemäß, die hohe Bedeutung dieses Glases sehr genau. Trotzdem läßt er es holen, um seine trunkne Laune zu befriedigen. Solch ein Jagen nach Lust aller Art bezeichnen wir als **Leichtsinn**. Da hier der Leichtsinn des jungen Edeln eine so gefährliche Richtung nimmt, müssen wir ihm ein besondres Beiwort geben. Mit welchem Beiwort dürfen wir ihn bezeichnen?

K. Wir dürfen ihn frevelhaften Leichtsinn nennen.

L. Durch welche Worte zeigt er an, daß zwischen seinem Geschlechte und dem Schicksal dieses Glases eine innere Verwandtschaft bestehe? Gebt mir die Antwort mit den Worten des Dichters.

K. „Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freudigen Stamm von Edenhall.
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

L. Bis dahin erscheint uns der Leichtsinn des jungen Lords zwar sehr arg, aber noch nicht frevelhaft. Durch welche Worte und welche Forderung tritt sein **frevelhafter** Leichtsinn hervor?

K. Er sagt, der Krystall daure für sein kühnes Geschlecht schon zu lange, und fordert die Gäste auf, durch kräftiges Anstoßen das „Glück von Edenhall" zu versuchen.

L. Dies Beginnen, in frevelhaftem Leichtsinn das Glück seines Lebens und seines ganzen Hauses auf die Probe zu setzen, bezeichnet den Höhepunkt der leichtsinnigen, rücksichtslosen und unbesonnenen Handlungsweise des jungen

Edeln. In demselben Augenblicke ereilt ihn das Verhängnis. Schildert mir, in welcher Weise das Glas dazu das Zeichen giebt.

K. Es zerspringt beim Anstoßen mit gellendem Klange.

L. Schildert mir das hereinbrechende Verhängnis!

K. Der Feind hat während des Gelages in der Nacht das Schloß erstiegen und angezündet. Wie das Trinkglas zerspringt, berstet mit jähem Knall das Gewölbe des Saales, und von allen Seiten dringen die Feinde ein.

L. Der junge Lord kämpft tapfer um sein Leben. Aus welchen Worten könnt ihr erkennen, daß er bei diesem Verzweiflungskampfe noch an das verhängnisvolle Glas gedacht hat?

K. Er hält im Tode in der Hand noch den Henkel des zersprungenen Glases.

L. Die Burg wird bis auf den Grund zerstört; nur der greise Schenk hat sich gerettet. Er irrt am Morgen nach der grausigen Zerstörung in den Trümmern umher. Aus welcher Handlung könnt ihr seine Treue und sein frommes Gemüt erkennen?

K. Er sucht die verbrannten Gebeine seines Herrn und die Scherben des verhängnisvollen Trinkglases.

L. Seine Betrachtungen sind tiefernster Natur. Wir stimmen mit dem Gefühle tragischen Mitleids über das traurige Schicksal des jungen Lords und seines Hauses in seine Worte ein. Gebt sie mir in der vorliegenden dichterischen Form.

K. „Die Steinwand, spricht er, springt zu Stück,“
. . . . . bis
„Einst gleich dem Glücke von Edenhall.“

L. Wir haben als Eigenschaften des jungen Lords: Leichtsinn, Frevelmut, daneben aber auch verwegne todesmutige Tapferkeit kennen gelernt; zugleich das Verlangen nach einem sorglosen Genuß des Lebens im Kreise fröhlicher Gäste und Zechgenossen. Alle diese Züge weisen auf gefährliche Schwächen hin; aber nirgends wird uns mitgeteilt, daß der junge Lord böse Eigenschaften besessen habe, die aus niederer gemeiner Selbstsucht entspringen und das Wohl der Mitmenschen bedrohen. Er hat im Gegenteil durch sein leichtsinniges Verschwenden andern genützt, nur sich selbst geschadet. Aus welchem Umstande dürfen wir schließen, daß er ein gutherziger, liebenswürdiger Herr gewesen sein muß?

K. Der Schenk, des Hauses ältester Vasall, ist seinetwegen sehr besorgt, er hängt an ihm mit Liebe und Treue und sucht seine verbrannten Gebeine zusammen, um sie auf dem Kirchhofe zu begraben.

L. Infolge dieser Betrachtungen, die sich ganz von selbst ohne Klügelei

uns aufdrängen, wird unser herzliches Interesse an dem Schicksal des jungen Mannes zu echt tragischem Mitleid erhöht, so daß wir seinen Untergang wahrhaft betrauern.

Versuchen wir nun, uns demgemäß den Inhalt des schönen Gedichtes samt diesen Erörterungen im Zusammenhange vorzuführen.

Mustervortrag des Lehrers.*)

In seinem stolzen Schlosse feiert der junge Lord von Edenhall ein rauschendes Festgelage. Im Übermut der Festfreude befiehlt er dem greisen Schenk, dem ältesten Vasallen seines Hauses, das „Glück von Edenhall“ zu holen. Es ist ein Trinkglas von Krystall; sein Ahnherr hat es einst von einer Fee zum bedeutungsvollen Geschenk erhalten. Sie hat darin geschrieben: „Kommt dies Glas zu Fall, fahr wohl dann, o Glück von Edenhall.“ Die übermütige Laune, welche ihn veranlaßt, mit diesem Glase seinen Gästen zuzutrinken, steigert sich allmählich zu Frevelmut. In wildem Leichtsinn und Trotz will er das Geschick herausfordern, will mit „kräftigem Prall“ das Glas versuchen. Es zerspringt.

„Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt.
Die Gäste sind verstoben all
Mit dem brechenden Glück von Edenhall.“

Der Feind hat in der Nacht während des wüsten Gelages den Wall erstiegen und das Schloß angezündet. In dem Augenblicke, da der junge Lord das Schicksal versucht und herausfordert, bricht das Verhängnis über ihn herein. Die Gäste fliehen, der Schloßherr findet nach tapferm Kampfe seinen Tod. Die Linke umfaßt krampfhaft noch den Henkel des zersprungenen Glases.

Der Dichter hat den Stoff mit frommen Ideen durchwoben. Wir stellen uns unwillkürlich dem edeln Greise, dem alten, treuen Diener zur Seite und teilen mit ihm seine frommen Gefühle. Wie ihm die ehrliche Hand zittert, als er den Trunk bereitet, mit dem das Glück des alten geliebten Hauses beim wilden Gelage erprobt werden soll, so erbeben auch wir in tragischem Grausen vor jenem frevelhaften Leichtsinn, der in einem Augenblicke wilder, übermütiger Laune Glück und Leben, Ehre und Ansehen auf das Spiel setzen kann. Und unwillkürlich erweitert sich für den ernster und tiefer denkenden Menschen „das

*) Ich gebe ihn im wesentlichen, wie er in meinem „Studium der Lyrik“ zu finden ist. Besseres vermag ich nicht zu leisten, obwohl ich um 15 Jahre älter und erfahrener geworden bin.

Bild zum Leben." Wir denken daran, wie nur zu oft selbst herrliche Blüten diesem wilden Begehren zum Opfer fallen, wie tief dieser „Titanentrotz" mit der Natur höher begabter Menschen verwachsen ist. Und wie das Verhängnis jäh hereinbricht, teilen wir in wehmütig ernster Stimmung den Schmerz des treuen Dieners, und sprechen mit ihm die von frommem Sinnen zeugenden Worte:

„Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück;
In Splitter fällt der Erdenball
Einst, gleich dem Glück von Edenhall."

Aber der Dichter hat dafür gesorgt, daß die Gesamtwirkung nicht zu düster werde. Er hat die Gestalt des jungen Lords mit so frischen Farben gemalt, daß der ernste, düstere Grundton auf das wirksamste gemildert wird. Er hat uns für den jugendlichen Frevler mit solchem Interesse erfüllt, daß wir ihn unwillkürlich mit Tapferkeit, Schönheit und Edelsinn, mit Eigenschaften begaben, die seinen Leichtsinn und frevelhaften Trotz zu großen tragischen Fehlern gestalten. Er wird uns zum Repräsentanten jener kühnen, tapfern und wilden Adelsgeschlechter, die gern „das Leben in vollem Zuge schlürfen," gern „mit lautem Schalle läuten;" deren freudig und rücksichtslos genießendes, heiß liebendes und glühend hassendes Herz nirgends als im Grabe zur Ruhe kommen kann. Man vermag solche energische, edel angelegte, hoch begabte Naturen nicht zu hassen, wie sehr auch Religion und Sittlichkeit von ihnen außer acht gelassen werden. Wir betrachten sie im Leben mit den Gefühlen des alten treuen Dieners und betrauern ihren Untergang mit echt tragischer Furcht und echt tragischem Mitleid.

(Wenn der Lehrer diese Ballade mit jüngern Schülern oder Schülerinnen besprochen hat, so möge er diesen nur für sehr gereifte Zöglinge bestimmten Mustervortrag angemessen verändern.)

Bei der Besprechung dieses Gedichtes möge der Lehrer in Oberklassen höherer Lehranstalten zugleich Veranlassung nehmen, seine Zöglinge über den Kehrreim (refrain) zu belehren. Er möge zu diesem Zwecke nachlesen, was ich in meinem Werke „Studium der Lyrik" (Leipzig bei Jul. Klinkhardt, 1882) von S. 109 bis S. 115 gesagt habe. Uhland hat hier den ursprünglich nur für den Chorgesang gedichteten Kehrreim (refrain) in meisterhafter Weise behandelt. Um den Hörern eindringlich zu Gemüte zu führen, daß das Schicksal des edeln Geschlechtes sich an das Geschenk der Fee knüpft, setzte er als refrain an das Ende jeder Strophe den Namen des verhängnisvollen Glases, „Glück von Edenhall", und komponierte die Schluß-

verse in allen Strophen zugleich so fein, daß sie in fortlaufender Reihe kurz den Inhalt der Handlung malen. Damit hat er das Wagnis, in einem zum Deklamieren geschaffenen Gedichte den Kehrreim anzuwenden, in geistvoller Weise glücklich bestanden; hat die Einförmigkeit und die damit verbundene störende Wirkung glücklich beseitigt. Dieser Kehrreim wirkt mit eindringlicher Kraft und paßt sehr schön zu dem ernsten, auf tragische Wirkung berechneten Gange der Strophen. Trotz des Zwanges die Reime auf die Silbe „all" zu bilden, klingt jedes Wort ungesucht und schön. Erst durch besonderes Nachdenken finden wir heraus, welche Schwierigkeiten hier überwunden werden mußten. Uhland, ist wie Schiller und Goethe ein Dichter „von Gottes Gnaden" und vermag die „Kunst in Natur zu verwandeln."

---

7. Die verlorne Kirche.

(Von Ludwig Uhland.)

Vorbereitung des Lehrers.

Uhland schrieb dies schöne Gedicht im Januar 1812. Er wies dabei auf die alten Sagen von versunkenen Glocken hin; sie tönen noch in der Tiefe des Wassers. In Ostpreußen erzählt man hie und da von stillen tiefen Waldseen, dort sei eine Kirche versunken, und man könne zu Zeiten dort in der Tiefe noch die Glocken läuten hören. Der Dichter bringt die „verlorne Kirche" mit ihrem fernen, von obenher dumpf erschallenden Geläute in die Tiefe eines weit ausgedehnten mächtigen Bergwaldes, dessen Innres von Menschen gemieden oder nicht aufgesucht wird. Er findet sie weit entfernt vom Getriebe des Tages, da „wo kein betretner Steg sich dehnet." Das Herz erfüllt von tiefer Sehnsucht nach seinem Gott und Vater, angeekelt durch die Verderbnis der Zeit, hat er sich in die Wildnis geflüchtet. Da hört er das ferne, wunderbare Geläute; es wächst mit der in seinem Gemüte steigenden frommen Sehnsucht, die verlorne Kirche, von der es hertönt, selbst zu schauen. Von dieser Sehnsucht getrieben steigt er, geleitet von dem immer mächtiger tönenden Glockenklange, die waldigen Berge hinauf und gelangt zu einer freien Stätte. Dort findet er das Ziel seiner frommen Sehnsucht. Vom Strahl der lieben Gottessonne voll beschienen, steht unter dem klaren tiefblauen Himmel der stolze Bau eines gewaltigen Münsters. Der Turm, von dessen Höhe die Glocke ohne Beihilfe der Menschen, vom heiligen Sturme bewegt, mächtig ertönt, scheint mit seiner Spitze „im sel'gen Himmel zu verschweben."

Bis dahin ist die Schilderung dieser herrlichen allegorischen Ballade so klar, daß der Lehrer wenig Mühe haben wird, sie seinen Zöglingen zur klaren Auffassung zu bringen. Von da ab beginnt für ihn die Schwierigkeit.

Wie bei jedem allegorischen Gedichte hat er zunächst die Aufgabe, den Inhalt, den logischen Begriff, der durch das Bild und seine Ausführung in schöner Form gegeben wird, sich so klar auszusprechen, daß seine Schüler und Schülerinnen ihn leicht zu fassen und in ihren Begriffsvorrat aufzunehmen vermögen. Hier handelt sich's demgemäß um die Frage: „Was versteht Uhland unter der ‚verlornen' Kirche?"

„Kirche" (Haus des Herrn) bedeutet einmal die Stätte, in der man Gott und alles Heilige anbetet, und dann die Gemeinschaft derer, die sich dort in gleichem Glauben zum Gottesdienste vereinigen: die christliche Gemeinde. Je nach den verschiedenen Religionsmeinungen unterscheidet man demgemäß eine römisch-katholische, eine griechisch-katholische, eine evangelische, eine reformierte Kirche.

Es ist klar, daß der Dichter nicht nur an ein Gotteshaus gedacht, sondern daß er zugleich eine Gemeinde, eine Religionsgemeinschaft im Sinne gehabt haben wird. Dabei kann er an eine besondere Kirche, an eine der infolge der Religionskämpfe entstandenen großen Sondergemeinschaften nicht gedacht haben.

Um über Uhlands Meinung vollends klar zu werden, ist's nötig, seinen Entwicklungsgang ins Auge zu fassen.

Für jeden bedeutenden Menschen ist von wesentlicher, entscheidender Bedeutung die Jünglingszeit, die Zeit zwischen seinem 18. und 28. Lebensjahre. Für die Kindheit entscheidet der Einfluß der Eltern und der in sein Leben sonst mit besonderm Einfluß eingreifenden Personen seiner Umgebung; für die Jünglingszeit werden bestimmend die Ideen, welche am mächtigsten die Zeit bewegen und von hervorragenden Menschen als deren Träger durch Worte, durch Schriften und Thaten verkündigt und zur Nachahmung verbreitet werden.

Uhland wurde 1787 geboren; seine Jugendzeit beginnt mit Schillers Tode 1805. Schiller und sein großer Freund Goethe waren Kinder des 18. Jahrhunderts und huldigten nebst einer großen Zahl der edelsten und geistvollsten Männer in ihren Kunstwerken den neuen religiösen, sozialen, politischen und allgemein sittlichen Ideen, die ihnen das auf Freiheit, auf Befreiung der Menschen von dem Joche des Aberglaubens, des Glaubenshasses und aller vernunftwidrigen Verhältnisse gerichtete Streben ihrer Zeit eingeimpft hatte. Aber diese Freiheitsbestrebungen waren wie immer nach einer Zeit übermäßigen Druckes zu weit gegangen. Die „Freidenker", an ihrer Spitze die „Encyklopädisten" in Frankreich, hatten das Heiligste angegriffen. Später wurden die Menschen durch die Greuel der französischen Revolution ernüchtert und furchtbar erschüttert. Da erfolgte der Rückschritt. Er wird in der Dichtkunst durch das Auftreten der sogenannten „Romantiker" (Schlegel,

Tieck, Novalis, Brentano u. s. w.) sichtbar. Goethe und Schiller hatten sich den Ideen und dem Zuge ihrer Zeit gemäß — man denke an die durch Friedr. August Wolf (1759—1824), Geßner, Ernesti, Heyne gegründete „Altertumswissenschaft“ — in das griechische Altertum vertieft, hatten die freudige auf ein edles, frisches Leben im Diesseits gerichtete freie Lebensanschauung der alten Griechen zu der ihrigen gemacht. Die Romantiker, ihre Gegner, begannen mit der hereinbrechenden Reaktion sich in das glaubensfreudige frühe Mittelalter zu vertiefen und im Gegensatze zu den freien heidnischen Anschauungen der Griechen die dunkeln, geheimnisvollen, mystischen der alten glaubensstarken Christen, der alten Kirchenväter und der ehrwürdigen Märtyrer zu den ihrigen zu machen. Sie verwickelten sich durch dieses Streben in schwere innere Kämpfe; denn die Zeit war eine andre geworden, und der alte fromme Glaube war für diese aufgeklärten Denker nicht mehr zu erkünsteln. Mehrere dieser Romantiker sind ja bei diesen Bestrebungen in eine Art von Wahnsinn verfallen, so daß sie schließlich ihren protestantischen Glauben abschwuren und zur katholischen Kirche übertraten. Dieser große Zug der Zeit am Anfange unsres Jahrhunderts hat uns viel Gutes gebracht. Durch ihn ist die neue Wissenschaft „die vergleichende Sprachwissenschaft“ gegründet; durch diese Bestrebungen sind die Schätze der Kunst und Litteratur des frühen Mittelalters aus dem Staube der Bibliotheken ans Licht gefördert und zu Ehren gebracht worden. Darum wollen wir hier der Verirrungen, die durch die Romantiker in ihrer Verachtung der strengen Kunstgesetze und Kunstregeln in die Dichtkunst hineingebracht wurden, nicht gedenken. Der Hinweis auf diese reaktionäre große Zeitbewegung soll uns nur klar machen, daß nach Schillers Tode Uhland, neben dem alternden Goethe der größte Dichter und Denker seiner Zeit, gerade in seinen Jünglingsjahren von diesen neuen Ideen und Bestrebungen am mächtigsten ergriffen werden mußte. Sie bestimmten ihn, sich mit voller Seele in das frühe Mittelalter zu versenken und die deutschen und die mit ihnen vielfach verbundenen französischen Dichtungen aus jener Zeit der „Minnesänger“ und der „troubadours“ (trouvères) und damit die Geschichte der Religion und der Kultur jener Zeit, die der Kirche, des Rittertums und des bürgerlichen Lebens eingehend zu studieren. Aus seiner Biographie und seinen Werken ist bekannt, wie liebevoll er sich in diese Studien versenkt hat. Sie haben den meisten seiner Balladen und Romanzen das eigentümlich glanzvolle, zauberhaft schöne Gewand gegeben, das sie zu unübertroffenen Meisterwerken dieser Gattung stempelt.

Uhland hat sich nie zu den Verirrungen der „Romantiker“ hinreißen lassen; aber er besaß ein aufrichtig frommes Gemüt, und darum hat er oft genug „aus der Verderbnis dieser Zeit zu Gott sich hingesehnet“ und auf

seinen geliebten einsamen Spaziergängen sich bei dem geheimnisvollen Rauschen und Säuseln des Windes in den Kronen der hohen Waldbäume in die alte Zeit der ungetrübten Glaubensinnigkeit und Liebe der Christen des frühen Mittelalters versetzt und sein tiefstes Sehnen und Verlangen auf sie gerichtet. Da wird der hehre Anblick des Waldesdomes in ihm die Sehnsucht erweckt haben nach einem jener hohen heiligen Dome, die durch die aufrichtige Liebe und Frömmigkeit der alten Gläubigen errichtet wurden und die in Liebe zu Gott und Christo einige glaubensfreudige Gemeinde in ihren Hallen versammelten. Ein wirklicher Dom, ein Gotteshaus, muß ihm vorgeschwebt haben; denn er beschreibt uns die „verlorne Kirche" in ihrer vollen Pracht und sagt im Eingange des Gedichtes:

„Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden."

Demgemäß ist nach seinem Sinne die „verlorne Kirche" das geistige Urbild der alten durch Liebe und Glauben erbauten heiligen Dome und zugleich die Gemeinschaft derer, die in den ersten Zeiten der Christenheit in tiefer Liebe zu Gott und Christo und in ungetrübtem frommem Glauben, der selbst das Märtyrertum nicht scheute, in diesen heiligen Hallen ihr Glück und ihre innere Ruhe und Seligkeit fanden.

Er, der Dichter, wird in den Hallen der „verlornen Kirche", die sich bis zum sel'gen Himmel erhebt, so entzückt, daß er die herrlichen Klänge der Orgel und der Posaunen überhört, daß er „sel'gen Laut" zu hören glaubt; daß er sich in die seligen Gefilde des ewigen Raumes versetzt und dort das namenlose Glück des ewigen Lebens der Seligen empfindet. Mit Worten vermag er diese schwärmerische Entzückung nicht zu schildern; denn diese tiefen, frommen Erhebungen und Entzückungen sind so unbestimmbarer Art, daß sie das klare, ruhige Denken völlig ausschließen. Aber trotzdem bringen sie gläubigen Naturen hohe Seligkeit und danach einen wunderbaren Frieden; darum empfiehlt der fromme Dichter allen frommen, nach dieser Glaubensinnigkeit sich sehnenden Menschen, auf das Geläute der „verlornen Kirche" wohl zu achten, d. h. der Sehnsucht ihres frommen Gemütes nach der Liebe und dem Glauben der alten Zeit nachzugeben und gleich ihm nicht eher zu ruhen, als bis sie nach tiefer Einkehr in sich selbst die „verlorne Kirche" finden und dort die Sehnsucht ihres Herzens in andachtsvollem Gebete befriedigen können.

Ausführung.

L. Der Dichter berichtet uns eine alte Sage. Schildert sie mir!

K. Im fernen Walde hört man, so erzählt er, oft von obenher Glocken=

geläute erklingen. Es soll durch den Wind dieser Klang von einer verloren gegangenen Kirche herübergetragen werden.

L. Beschreibt mir, wie er zum Aufsuchen dieser „verlornen Kirche" geführt wird.

K. Er hatte sich in den einsamen Wald begeben, um fern von der Verderbnis der Zeit Gott in der Einsamkeit anzubeten. Da vernimmt er das Geläute von obenher und folgt dem Klange, bis er hoch hinauf in den Bergwald gelangt.

L. Dort findet er die „verlorne Kirche". Beschreibt sie mir, wie er sie gesehen hat.

K. Auf einer freien Stätte sah er den stolzen Bau eines herrlichen Münsters stehen. Er stand im vollen Lichte der Sonne unter dem tiefblauen Himmel und seine Turmspitze schien oben in die Wolken zu reichen.

L. An welchem Zeichen erkennt er, daß diese Kirche die „verlorne" sei?

K. Am Glockenklange. Die Glocke ertönt mit erschütterndem Klange vom Turme; dabei wird sie nicht von Menschenhand, sondern vom heiligen Sturm zum Tönen gebracht.

L. Schildert mir nach des Dichters Worten das Innere dieses heiligen Domes.

K. Die bunten Fenster zeigten die Bilder von Märtyrern und Heiligen.

L. Dieser Anblick versetzt den Dichter in jene Zeit, als die Liebe zu Gott und Christo die Menschen bewog, für die Religion selbst ihr Leben freudig hinzugeben. So erweitert sich das hier von ihm geschaute Bild zum Leben. Durch welche Worte drückt er dies Sinnen und Denken aus?

K. Er sah hinaus in eine Welt von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

L. Beschreibt mir die Decke des wunderbaren Domes. „Glorie" bedeutet strahlender Heiligenschein.

K. An der Decke war dieser strahlende Heiligenschein des Himmels gemalt.

L. Dieser Anblick setzt den Dichter in fromme Entzückung, so daß er glaubt nach Weise der alten Propheten ein „Gesicht" zu sehen. Beschreibt mir dies „Gesicht"!

K. Er glaubt, die Bogen der Kuppel seien verschwunden und er schaue unmittelbar in den Himmel und seine Herrlichkeit.

L. Diese innere Entzückung, diese fromme Erhebung findet bei tief frommen, gläubigen Menschen nicht selten statt, so daß wir dem Dichter glauben dürfen, er habe „mit still anbetendem Erstaunen" eine wunderbare Herrlichkeit geschaut. Ihr wißt, daß beim Gottesdienste in den hohen Domen Orgel- und Posaunenklänge ertönen. Die überirdischen Klänge, die der Dichter zu hören glaubt, haben ihn tiefer ergriffen, als diese irdischen. Durch welche Worte drückt er diese Wirkung aus?

K. Der sel'ge Laut, den er gehört, war köstlicher als Orgel- und Posaunenklang.

L. Diese Entzückungen einer gläubigen frommen Seele sind für andre Menschen unbegreiflich. Auch der Fromme selbst vermag diese Gefühle nicht mit Worten zu schildern. Aber er hat sie in That und Wahrheit gehabt, und sie bilden zu allen Zeiten sein Glück und seinen innern Frieden. Aus welcher Weisung geht hervor, daß der Dichter dies Glück allen Menschen bereiten möchte?

K. Er sagt, daß jeder, der danach sich treulich sehnt, auf das Geläute vom Turm der „verlornen Kirche" achten möge.

L. Daß er dieses verlorne Heiligtum in die Tiefe des Waldes stellt, hat seinen guten Grund. Nirgends mehr als dort, wo die gewaltigen Bäume jene köstlichen stillen Hallen bilden, aus deren dunkler Höhe das geheimnisvolle Rauschen und Säuseln des Windes tönt, kann man sich ungestört seinen Gedanken an Gott und göttliche Dinge hingeben und sich in fromme Andacht versenken. Darum knüpft das Volk auch an verschiedene kleine, dunkle, scheinbar unergründliche Seen, die in der Tiefe des Waldes liegen, übereinstimmend die Sage, da sei eine Kirche versunken und man höre zuweilen in der Tiefe noch die Glocken läuten. An diese Sagen und an diese Waldandacht hat sich der Dichter erinnert, als er am Schlusse seines herrlichen Gedichtes die Forderung aussprach, „auf das Geläute zu achten, das im Walde dumpf erdröhnet." Es soll uns zur Einkehr in unser eignes Herz mahnen, um dort die „verlorne Kirche" der alten gläubigen Vorzeit zu suchen und in dieser frommen Erhebung Trost, Glück und Seligkeit zu empfinden. Wiederholt diesen Vortrag!

(Es folgt nun der notwendige, zusammenfassende Mustervortrag des Lehrers. Da die Hauptteile desselben, namentlich die Erklärung der Allegorie, bereits in der „Vorbereitung" gegeben sind, so hat der Lehrer leichte Mühe, mit Benutzung des letzten soeben gegebenen Schlußvortrags das Ganze zusammenzustellen.)

---

8. Bertrand de Born.

(Von L. Uhland.)

Vorbereitung des Lehrers.

Diese Ballade entstand im Herbste 1829. Uhland wurde dazu angeregt durch ein Werk des verdienstvollen Sprachforschers Fr. Diez „Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntnis des Mittelalters." Bertrand de Born, einer der berühmtesten französischen Minnesänger (troubadours), dichtete und kämpfte in den Jahren zwischen 1180 und 1195. Ihm gehörte

das Schloß Autafort oder Hautefort; er war zugleich Vicegraf in Perigord. Mit seinen Liedern (sirventes) erregte er beständig die Großen des Reiches zu Aufruhr und Empörung. Zu Kriegen und Fehden aller Art fand sich damals vielfach Gelegenheit; denn die trotzigen Vasallen waren stets geneigt, sich gegen die Oberherrschaft ihrer Fürsten aufzulehnen, um ihre vermeintlichen oder wirklichen Rechte durch Waffengewalt zu ertrotzen. Es kam in jener wilden Zeit nicht selten vor, daß der Sohn seinem Vater trotzte, um seine eignen Ansprüche auf ein Erbland, oder die seiner Freunde durchzusetzen. Wenngleich solch ein Auflehnen gegen den eignen Vater auch damals nicht für gut gehalten wurde, so wurde solch ein ritterlicher Kampf doch nicht so schwer als unsittlich und unkindlich verurteilt, wie heutzutage. Wenn es zum Frieden und zum Vergleiche kam, so konnte sich zwischen Vater und Sohn trotz der vorangegangenen Fehde dennoch wieder ein gutes Verhältnis knüpfen lassen. Von diesen durch die Ideen und Sitten des damaligen Rittertums bedingten Umständen und Anschauungen müssen die Zöglinge zum bessern Verständnis dieser herrlichen, vollendet schönen Ballade unterrichtet werden.

Unter dem Königssohne, den Bertrand de Born durch seine „zornigen Schlachtgesänge" zum Kampfe gegen den eignen Vater verleitet hat, ist der junge Prinz Heinrich von England zu verstehen. Sein Vater Heinrich II. von England, hatte seinem Sohne Richard Aquitanien als Herzogtum abgetreten. In dem Kampfe, den die Großen des Landes, unter ihnen Bertrand de Born als Krieger und Sänger, gegen Richard führten, war Prinz Heinrich als Gegner seines Bruders beteiligt; denn die aufrührerischen Großen hatten ihm die Oberherrschaft angetragen. Später kam der Vater, König Heinrich II. von England, seinem Sohne Richard zu Hilfe; trotzdem hielt Prinz Heinrich an der Partei fest und wurde somit im Kampfe seines Vaters Gegner. Er wurde aber vom Fieber ergriffen und erkrankte so schwer, daß er seinen Tod herannahen fühlte. Da ließ er seinen Vater durch einen Eilboten um Verzeihung bitten, und dieser sandte ihm als Zeichen der Versöhnung und Vergebung seinen Ring. Diese Gewissensqual des Sterbenden ist der Erzählung nach seinem ritterlichen Freunde Bertrand de Born so zu Herzen gegangen, daß er nach seinen eignen Worten nach dem Tode des edeln Prinzen „Verstand und Bewußtsein" verloren habe.

König Heinrich II. von England, mit dem Beinamen **Plantagenet***), war durch seine Heirat mit der berühmten Eleonore von Aquitanien Herzog über die Länder an der Loire, über Anjou, Maine Touraine und Garonne geworden. Aus diesen Verhältnissen entspannen sich später die furchtbaren Kriege zwischen Frankreich und England.

---

*) Plantagenet = Ginsterstrauch. Er trug einen Zweig von Ginster an seinem Helm.

Der Dichter führt uns diesen König Heinrich II. und seinen gefangenen Feind vor. Bertrand de Born ist besiegt und in Ketten gelegt worden; auf der Höhe erblickt man die rauchenden Trümmer seines eroberten und zerstörten Schlosses Autafort. Der König wirft ihm vor, „mit Schwert und Liedern Aufruhr und Empörung gestiftet und die Kinder gegen den eignen Vater aufgewiegelt zu haben.“ Spottend erinnert er den Gefangenen an sein einst gesprochenes stolzes Wort, „daß ihm nie mehr als die Hälfte seines Geistes nötig sei,“ und fordert ihn auf, jetzt zu seiner Befreiung seinen ganzen Geist aufzubieten. Die aus der Erzählung bereits bekannte Antwort rührt den edeln Herrscher so tief, daß er dem Freunde seines toten Sohnes die Hand zur Verzeihung reicht und ihm die Freiheit wiedergiebt. So wird unser herzliches Interesse hier geteilt zwischen der Person des edeln Königs und seines edeln ritterlichen Gegners; aber dennoch tritt Bertrand de Borns Erscheinung in den Vordergrund, so daß der Lehrer auf die Darstellung seines Charakters das Hauptgewicht zu legen hat.

Ausführung.

L. Wie bei dem Anschauen eines großen historischen Gemäldes ist's bei der Betrachtung einer Ballade, eines schönen erzählenden Kunstwerkes, oft notwendig, uns die Geschichte der Personen vorzuführen, die dort handelnd auftreten. Der Maler wie der große Dichter sprechen zu fein gebildeten Leuten und dürfen daher bei ihren Hörern oder Beurteilern einen gewissen Grad historischer Bildung und geschichtlicher Kenntnisse voraussetzen. Der hier vorgeführte König ist Heinrich II. von England. (Es folgt nun der kurze Vortrag, wie wir ihn in der „Vorbereitung“ gegeben haben.)

L. (Nach der Wiederholung der Einleitung.) Der Dichter führt uns den gefangenen Bertrand de Born vor. Aus welchen Zeichen könnt ihr erkennen, daß diese Gefangennahme erst nach tapfrer Gegenwehr erfolgt ist?

K. Droben auf dem Felsen rauchen die Trümmer der eroberten Burg; er selbst ist gefesselt worden.

L. Durch welchen Vorwurf rechtfertigt der König diese Gewaltthat?

K. Er wirft Bertrand de Born vor, durch Schwert und Lieder seine Länder zur Empörung aufgereizt und seine Kinder verführt zu haben, sich gegen den eignen königlichen Vater aufzulehnen.

L. Durch welchen Spott verschärft er diesen Vorwurf?

K. Einst hat Bertrand de Born sich gerühmt, daß ihm nie mehr als die Hälfte seines Geistes nötig sei. Nun fordert der Sieger ihn spottend auf, den ganzen Geist aufzubieten, um sein Schloß neu aufzubauen und seine Ketten entzweizubrechen.

L. Der Sänger und Kriegsheld wird durch diesen Spott nur ernst und traurig gestimmt. Durch welche Worte beweist er dem Könige, daß sein Geist früher in der That von gewaltiger Kraft gewesen sei?

K. Er weist darauf hin, daß er mit einem einzigen Liede Perigord und Ventadorn zum Aufruhr entflammt, daß er die Kinder des Königs für sich in Liebe gewonnen habe; denn sie haben aus Liebe zu ihm selbst den Zorn des Vaters getragen.

L. Durch welche weitere Schilderung begründet er diese stolzen Worte?

K. Er erzählt, die Tochter habe selbst als Braut eines Herzogs beim Festmahle seiner in Liebe gedacht, als sein Bote ihr ein von ihm verfaßtes Lied vorgesungen. Als sie die Sehnsuchtslaute ihres geliebten Sängers und Dichters hörte, weinte sie, so daß „ihr leuchtend Brautgeschmeide ganz von Thränen war betaut."

L. Durch „zorn'ge Schlachtgesänge" hat er den Königssohn bewogen, gegen seinen königlichen Vater zu Felde zu ziehen. Wir kennen die Veranlassung. Weshalb ist die That des Prinzen Heinrich nicht als ganz unsittlich zu verurteilen?

K. Die aufrührerischen Großen in Aquitanien hatten ihm die Herrschaft über ihr Land angetragen.

L. Nach unsern heutigen Ansichten und Verhältnissen ist das kein Grund, sich gegen den Vater aufzulehnen; aber damals herrschten andere Sitten. Wenn es nach dem Kampfe zu Verträgen gekommen wäre, so würde der Vater dem tapfern Sohne leicht verziehen haben. Durch welches Unglück änderte sich dies Verhältnis?

K. Vor den Thoren von Montfort wurde Prinz Heinrich durch einen Pfeil tödlich verwundet.*)

L. Wie zeigte der Prinz auf dem Sterbebette, daß er sich trotz der damaligen Sitten dennoch sehr schuldig fühlte?

K. Der Gedanke, daß der Vater ihm fluchen könne, bereitete ihm unsägliche Qualen.

L. Wie wirken diese Qualen auf Bertrands Gemüt?

K. Sie brechen die Kraft seines Geistes.

L. Durch welche innern Vorwürfe wurde er so tief erschüttert?

K. Durch den innern Vorwurf, den edeln Prinzen durch seine „zorn'gen Schlachtgesänge" zur Empörung gegen den Vater aufgereizt und so in den Tod getrieben zu haben.

---

*) Uhland hat in diesem Punkte die Erzählung verändert. Das Schicksal, von einem Pfeile tödlich verwundet zu werden, ereilte Heinrichs Bruder Richard „Löwenherz" vor dem Schlosse Chaluz 1199.

L. Durch welche That bewies der sterbende Prinz, daß er dem Freunde gar keine Vorwürfe machte?

K. Als er dem Vater in der Ferne nicht die Hand zur Versöhnung reichen konnte, drückte er liebevoll die seines Freundes.

L. Feine edle Gemüter werden durch solche Liebe tiefer erschüttert, als durch arge, selbst gerechte Vorwürfe. Beweist mir aus Bertrands fernerm Verhalten, daß er zu diesen feinern, edeln Menschen gehörte.

K. Sein Gesang verstummte, daß er sich nur noch zu einem Trauerliede aufraffen konnte. Zugleich verließ ihn seine gewohnte ritterliche Thatkraft, so daß der König ihn leicht zu besiegen vermochte.

L. Welche Gefühle erregt diese Erzählung des Gefangenen in der Brust des edeln Königs?

K. Die Gefühle der Versöhnlichkeit und der edeln Milde und Güte.

L. Zu welcher That bewegen sie ihn?

K. Er giebt den Gefangenen frei und verzeiht ihm in Erinnerung an die treue Freundschaft, die er seinem Sohne bewiesen.

L. Die echte treue Freundschaft dauert über Grab und Tod hinaus. Aus welchen untrüglichen Zeichen konnte der König erkennen, daß Bertrand diese Freundesliebe in Wirklichkeit besaß?

K. Aus dem tiefen Kummer um den Verlust des geliebten Prinzen und aus der Wirkung, die dieser Kummer auf Bertrands Denken und Handeln ausgeübt hatte.

L. Was bedeutet demgemäß des Königs letztes Wort: „Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt"?

K. Es bedeutet, daß der König sich bewogen fühle, jetzt ebenso edel und schön zu handeln, wie Bertrand de Born als Freund seines Sohnes gehandelt habe.

Mustervortrag des Lehrers.

Der Dichter führt uns in die fern entlegene Zeit des frühen Mittelalters, in die Zeit, da in dem schönen Frankreich zwischen den trotzigen Vasallen, den stolzen Baronen, und ihren Fürsten beständige Fehden und kleine Kriege herrschten. König Heinrich II. von England, der Herrscher über die Länder südlich von der Loire, hatte das schöne Aquitanien seinem Sohne Richard verliehen. Die stolzen und trotzigen Großen aber wollten den milden Prinzen Heinrich zu ihrem Gebieter erwählen und widerstanden dem Könige mit Waffengewalt. Aufgereizt durch die „zornigen Schlachtgesänge" des ritterlichen Sängers, des berühmten troubadour Bertrand de Born, seines Freundes, hatte Prinz Heinrich sich entschlossen, gegen seinen Vater die Waffen zu ergreifen.

In diesem Kampfe ist er gefallen und in den Armen seines Freundes gestorben. Den Freund selbst hat jetzt das Schicksal ereilt. Sein Schloß Autafort liegt in Trümmern; er selbst steht gefesselt vor dem Sieger, dem Könige von England, dem Vater seines toten Freundes.

König Heinrich kann in dem stolzen Gefühl der Freude über den errungenen Sieg dem Gefangenen die beschämendsten Vorwürfe nicht ersparen. „Kamst du," ruft er ihm zürnend entgegen, „der mit Schwert und Liedern Aufruhr trug von Ort zu Ort; der die Kinder aufgewiegelt gegen ihres Vaters Wort?" Aus seinen Vorwürfen spricht der beleidigte Herrscher und der tief gekränkte Vater. Diese Erinnerungen reißen ihn hin, den jetzt ohnmächtigen Feind zu verhöhnen. „Du hast dich ja einst gerühmt," ruft er ihm spottend zu, „daß dir nie mehr als die Hälfte deines Geistes nötig sei! Wohlan!"

„Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei."

Bertrand de Born empfängt diese Spöttereien mit Ruhe und Würde. Seine Entgegnung zeugt von tiefem Ernst und einer tiefgehenden, fast verzehrenden Traurigkeit.

Anfangs giebt der Spott ihm sein Selbstgefühl wieder; ja, es steigert sich so weit, daß er dem Könige vorwirft, er sei in des Gebieters Augen stets ein Dorn gewesen.

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertrand de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn;
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn."

Bei der weitern Erzählung wird sein Ausdruck milder. Er erzählt, wie des Königs Tochter als Braut eines Herzogs an der Hochzeitstafel geweint habe, als Bertrands Sänger ihr des verehrten Dichters „Sehnsuchtslaut" vorgesungen.*) Allmählich sinkt sein Vortrag zu tiefer Trauer herab. Der edle Prinz Heinrich, durch seine „zornigen Schlachtgesänge" erregt, ist in den Kampf gegen seinen Vater gezogen und vor Montforts Thor von einem Pfeile tödlich getroffen worden. „Blutend lag er mir im Arme," so berichtet er, „und seine ganze Sehnsucht war darauf gerichtet, dir, o König, dem Vater, im Sterben

*) Die troubadours, ritterliche Herren, hielten, wenn sie selbst nicht singen konnten, einen Sänger. Der mußte ihre Lieder vortragen.

die Hand zur Versöhnung zu reichen und dich um Verzeihung zu bitten. Da er deine Hand nicht mehr fassen konnte, drückte er liebevoll zum ewigen Abschiede die meine."

„Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

Der ritterliche, tapfere Sänger hat bei seinen aufregenden Liedern (sirventes) an solch einen Ausgang nicht gedacht. Die Gewissensqual des edeln Prinzen hat ihn tief erschüttert; denn sein feinfühlendes edles Herz machte ihm den Vorwurf, an diesem Tode und an diesen Todesqualen schuld zu sein. Der letzte Händedruck des geliebten Prinzen beweist ihm zur Genüge, daß der Sterbende an solche Vorwürfe nicht gedacht habe, daß er nur in Liebe von ihm scheide. Aber um so schärfer regen sich in seinem Gemüte die unabweisbaren Vorwürfe. Sie brechen seine Kraft als Sänger und als Krieger. Seine Lieder verstummen; er rafft sich nur noch zu einem Trauerliede auf, und er selbst fällt mit seinem Schlosse leicht in die Gewalt der stürmenden Feinde.

Aber diese treue aufrichtige Schilderung, in der sich des Gefangenen edle Gesinnung und seine Freundestreue und Liebe klar enthüllen, gereicht ihm nicht zum Verderben; sie wird seine Rettung. Der edle König wird tief gerührt und reicht dem Freunde seines toten Sohnes die Hand zur Verzeihung. Seine Hochherzigkeit ist durch Bertrands Handlungsweise erregt und fordert ihn zu edelm Thun, zu Vergebung und Milde auf.

„Weg die Fesseln," ruft er,
„Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

---

9. Der schwarze Ritter.

(Von Ludwig Uhland.)

Vorbereitung des Lehrers.

Diese Allegorie wurde 1806 gedichtet. Der schwarze Ritter ist der Tod. Da die Erzählung im Mittelalter spielt, so dürfte man nicht fehlgreifen, hier an den in jener Zeit auftretenden furchtbaren Würgengel, den „schwarzen Tod", zu denken, der ganz Europa in der Mitte des 14. Jahrhunderts verheerte und weder den Bettler noch den König verschonte.

Das Gedicht erregt als Totalwirkung ein tragisches Grausen, ein unheimliches Bangen vor einem gewaltigen finstern Schrecknis, dem die Menschheit unterworfen ist, das mitten in der Blüte des Lebens über jeden Menschen hereinbrechen kann. Es ist ganz irrig anzunehmen, daß hier der alte König bestraft werde, weil er zu Pfingsten, dem Feste der Freude, ein Turnier ausgeschrieben habe, um sich mit der Stärke seines ritterlichen Sohnes zu brüsten. Ein Turnier galt damals, wahrlich! nicht für eine frevelhafte Veranstaltung, sondern für ein hohes Freudenfest, das den fürstlichen Einlader hoch ehrte und ihm allgemeines Lob, ja weithin ungeteilten Ruhm verschaffte. Man kämpfte dabei ja nicht immer auf Tod und Leben, sondern suchte mit stumpfer Lanze nur den Gegner aus dem Sattel zu heben und in den Sand zu strecken. Solch ein freudenreiches Turnier hat auch hier stattgefunden; denn der siegreiche vom schwarzen Allbesieger in den Sand gestreckte Königssohn kann ungefährdet an den Freuden des Ballfestes und der Tafelrunde teilnehmen. Uhland spricht hier nur von „Lanzenspielen", und darf mit Recht die Pracht und Herrlichkeit, die sich dabei in den Hallen der alten Hofburg zeigt, mit einem „reichen Frühling" vergleichen. Er giebt uns diese Schilderung des freudenvollen Festes, um den darauf folgenden Verfall des ganzen königlichen Geschlechtes um so eindringlicher wirken zu lassen. Der greise König erlebt zuerst die Freude, seinen herrlichen starken Sohn bei allen Kampfspielen als Sieger hervorgehen zu sehen. Darnach erfolgt der jähe Umschwung zum Verderben. Der fremde schwarze Ritter raubt dem Sohne zunächst den Ruhm, alleiniger Sieger zu sein, zerstört des greisen Vaters gerechten Stolz und beraubt ihn, den Unglücklichen, darnach aller seiner blühenden Kinder. Mitten in seine schönsten, beglückendsten Hoffnungen bricht das Verhängnis jäh herein, und wie höhnend ruft der grause Verderber, auf des Königs freudevolle Absicht beim Veranstalten des Turniers hindeutend, mit hohler, dumpfer Stimme: „Greis, du hast in die Hallen deiner alten Hofburg einen reichen Frühling hinzaubern wollen. Wohlan! Im Frühling breche ich Rosen!"

Nach dieser Vorbereitung kann die Ausführung der Besprechung dem Lehrer keine besondern Schwierigkeiten bereiten.

Ausführung.

L. Der Dichter führt uns in die Zeit des Mittelalters, als bei Rittern und Fürsten die **Turnierspiele***) sehr beliebt waren. Ihr habt die Ein-

*) Der Lehrer hat hier die Aufgabe, die Einrichtung solcher Turniere zu schildern und durch gute Abbildungen anschaulich zu machen. Es gehört dazu die Belehrung über die Rüstung und Kampfesweise der Ritter in jener Zeit. Eingehende Schilderungen

richtung solcher Waffenspiele bereits kennen gelernt und wißt, daß sie von Rittern und Herren sehr gern besucht wurden. Man feierte sie gern im Maimonate. Der alte König, von dem hier die Rede ist, will durch solch ein „Lanzenspiel", wie **Uhland** es nennt, das Pfingstfest verherrlichen. Durch welche Worte zeigt er seine Absicht an, dies Fest zu einem glanzvollen, prächtigen zu gestalten?

K. Er sagt: „Aus den Hallen der alten Hofburg soll ein reicher Frühling brechen."

L. Inwiefern konnten die einkehrenden Gäste, die Ritter, die edlen Herren und Damen mit dem „reichen Frühlinge" verglichen werden?

K. Sie erschienen alle in köstlichen Prunkgewändern und zeichneten sich durch große Pracht aus.

L. Die Schranken zum Turnier, zum „Lanzenspiel" sind aufgeschlagen. Auf erhöhtem Ehrenplatze sitzt der greise König und sieht zu, wie die gepanzerten Ritter von beiden Seiten gegeneinander reiten, um sich mit stumpfen Lanzen aus dem Sattel zu heben und in den Sand zu werfen. Durch welche Beobachtung wird sein Vaterherz hoch erfreut?

K. Alle Ritter werden durch seinen starken Sohn besiegt.

L. Warum durfte er sich dieser Siege ohne jede Einschränkung von Bedauern erfreuen?

K. Den besiegten Rittern, die nur aus dem Sattel gehoben wurden, geschah kein Leid.

L. Da wird ein fremder, ein schwarzer Ritter gemeldet. Dem ritterlichen Brauche nach soll er seinen Namen und seine Herkunft melden. Er verweigert die Auskunft. Aus welchen Worten wird uns klar, daß wir's hier nicht mit einem gewöhnlichen Ritter zu thun haben?

K. Er sagt, er sei ein Fürst von großen Reichen; aber seinen Namen muß er verschweigen, denn sonst würden alle zittern und zagen.

L. Hier wird uns Lesern oder Hörern zuerst klar, daß wir's mit einer ungewöhnlichen Erzählung zu thun haben. Durch welche Thatsache wird unser Interesse von nun an auf den schwarzen Ritter gelenkt?

K. Er besiegt den bisher unbesiegbaren Königssohn.

L. Er scheint aber ein echter Ritter, ein Mensch von Fleisch und Blut zu sein. Aus welcher seiner spätern Handlungen glauben wir diesen Umstand schließen zu dürfen?

---

findet er in guten Kulturgeschichten. Eine schöne dichterische Schilderung eines Turniers mit **scharfen** Waffen giebt **Walter Scott** in seinem Roman „**Ivanhoe**" (aus dem 12. Jahrhundert); eine gleichfalls schöne eines spätern Turniers mit **stumpfen** Waffen **Gustav Freytag** in seinem Roman: „**Die Brüder des deutschen Hauses.**" (Die „**Ahnen.**")

K. Er bittet beim Feste im Saale nach der Sitte der Zeit die Tochter des Königs um den ersten Tanz und führt ihn auch aus.

L. Durch welche Worte macht der Dichter aber uns klar, daß es trotzdem mit ihm eine besondere Bewandtnis habe?

K. Während die Fackeln durch die Säle glänzen, wankt darin ein großer Schatten umher. Der Fremde tanzt in seiner Ritterrüstung und auf ganz schauerliche Weise, so daß der Königstochter aus dem Haar und von der Brust die Blumen welk zur Erde fallen.

L. Trotzdem glauben wir noch nicht recht an des Ritters übernatürliches Wesen. Aus welchem Grunde?

K. Er setzt sich mit den Gästen zur Tafel und trinkt mit ihnen.

L. Da bei diesem Zutrinken enthüllt sich das Schrecknis. Die Kinder trinken den vom finstern Gaste gereichten Becher und sinken sterbend dem greisen Vater in die Arme. Aus welchen Worten des alten Königs geht hervor, daß er in dem finstern Gaste den Verderber, den Tod, erkennt?

K. Er ruft ihm zu: „Weh! die holden Kinder beide nahmst du hin in Jugendfreude: Nimm auch mich, den Freudelosen!"

L. Der unglückliche Fürst hat ein herrliches Frühlingsfest feiern wollen. Inwiefern spielt der grausige Verderber bei seinem letzten Worte höhnisch auf dieses Fest an?

K. Er sagt, darauf hinweisend: „Im Frühling, den du haben wolltest, breche ich Rosen."

L. Der grausige schwarze Ritter ist der Tod. Aus welchen Gründen erschüttert uns sein Auftreten hier mehr als bei gewöhnlichen Todesfällen?

K. Er raubt dem greisen Könige sein ganzes Glück und seine Hoffnung für die Zukunft: den Erben und die blühende Tochter.

L. Inwiefern trägt das Turnier dazu bei, dieses Grausen und unser herzliches Mitleid zu erhöhen?

K. Der Tod rafft die Kinder bei einem Freudenfeste hinweg, das dem greisen Könige hohes Glück bereitet hatte.

L. Da diese Erzählung im Mittelalter spielt, so dürfen wir annehmen, daß Uhland dabei an den grausigen „schwarzen Tod", an die furchtbare Pest, gedacht hat, die in der Mitte des 14. Jahrhunderts ganz Europa verheerte und in Hütten wie in Palästen die Menschen zu Hunderten und Tausenden jäh hinraffte. Wiederholt mir nun den Inhalt des Gedichtes und verarbeitet dabei die erhaltenen Belehrungen.

Mustervortrag des Lehrers.

Pfingsten, das liebliche Fest, war erschienen. Da gedachte der greise König in der sonst so stillen alten Hofburg ein fröhliches Fest zu feiern. Ein

glänzendes Turnier ließ er ausschreiben. Wenn die Ritter und Edeln in ihren herrlichen Rüstungen, und die edeln Frauen in ihren bunten, kostbaren Prachtgewändern hier einkehren, war sein froher Gedanke, so wird aus allen Hallen der alten Hofburg ein reicher Frühling brechen.

Seine Absicht wird aufs beste erreicht. Von seinem Königssitze sieht er die edelsten und tapfersten Ritter des Landes sich in die Turnierschranken drängen, um sich dort an den Kampfspielen zu beteiligen. Auf den Ehrensitzen erblickt man die buntfarbigen Prachtgewänder der Edelfrauen und der jugendlichen Schönen.

Des alten Königs Herz wird hoch beglückt, denn seinem Erben, dem starken Königssohne, gelingt es, alle Ritter zu besiegen, sie mit festem Lanzenstoße aus dem Sattel zu heben und in den Sand zu werfen.

Aber seine Freude wird plötzlich getrübt. Ein schwarzer Ritter erscheint vor den Schranken und bittet um Zutritt. Nach der Sitte der Zeit wird er aufgefordert, seinen Namen und sein Zeichen zu nennen. Er verweigert die Auskunft. „Es genüge euch zu wissen," sagt er, „daß ich ein Herr von großen Reichen bin. Meinen Namen muß ich verschweigen; denn sonst würdet ihr zittern und zagen."

Diese eigentümliche Auskunft reizt den König; er giebt den Befehl, den schwarzen Ritter in die Schranken zu führen. Der starke junge Königssohn hofft, ihn zu bestehen wie die andern; aber er sieht sich getäuscht. Der Fremde hebt ihn aus dem Sattel und schleudert ihn so hart in den Sand, daß er kaum sich wieder zu heben vermag.

Darauf beginnt das mit jedem Turnier verbundene Freudenfest. Fröhliche Musik ruft zu fröhlichem Tanze. Der schwarze, unheimliche Ritter zeigt feine Rittersitten. Er bittet mit feinem Anstande die Königstochter um einen Tanz. Aber die Ausführung dieses sonst so beglückenden Vergnügens bringt der Jungfrau nur Grausen und Entsetzen. Der Gast tanzt so schauerliche Weisen, daß dem Mädchen von Brust und Haaren die Blümlein welk zur Erde fallen.

Darauf geht's zur Tafel. Die beiden Königskinder sitzen zur Rechten und zur Linken ihres königlichen Vaters; ihnen gegenüber sitzt der schwarze, unheimliche Gast. Er bietet ihnen aus dem Goldbecher goldnen Wein zur Genesung. Sie trinken; aber der kühle Trunk giebt ihnen den Tod. Sterbend sinken sie dem unglücklichen greisen Vater in die Arme. Da erkennt der Greis seinen Verderber. Es ist der Allbesieger, der erbarmungslose, unerbittliche Würgeengel, der Tod. Wie er in seinem tiefen hoffnungslosen Kummer ihn auffordert, nun auch ihn von hinnen zu nehmen, weist das Schreckgespenst auf das zerstörte Frühlingsfest hin und ruft mit grausigem Spotte ihm zu: „Greis,

im Frühling brech' ich Rosen!" Der Schluß bestätigt den Eindruck, den wir beim ersten Auftreten des schwarzen Ritters als einen unheimlichen empfunden haben; er erfüllt uns mit ernstem Mitleid und mit tragischem Grausen.

---

10. Klein Roland.

(Von L. Uhland.)

Vorbereitung des Lehrers.

Uhland verfaßte dies schöne Gedicht 1808; den Stoff entnahm er seiner eignen Angabe gemäß aus einer Sammlung spanischer Sagen. Er hat die dort gegebene Erzählung wesentlich verändert und zu einem feinen Kunstwerke gestaltet. Unser Interesse knüpft er bis zum letzten Augenblicke vorherrschend an die Gestalt des heldenhaften Knaben aus edelm Stamm, an „Klein Roland."

Der Erzählung nach ist Bertha, König Karls Schwester, mit Milon von Anglante nach Italien entflohen. Dort hat ihr Gemahl in den Fluten seinen Tod gefunden und sie hat in einer Felsenschlucht ihr Kind, den kleinen Roland (italienisch Orlando), geboren. Der Knabe ernährt sie durch Almosen, die er in der nahen Stadt Siena erbettelt. Als der König Karl der Große auf seiner Rückreise von Rom nach Siena kam, hielt er dort kurze Zeit sein Hoflager. Bei dieser Gelegenheit hat sich die Handlung abgespielt, von der unser Gedicht berichtet. Der Lehrer hat demgemäß Hauptgewicht darauf zu legen, den Zöglingen die Eigenschaften des Knaben klar zu machen, die in ihm bereits den Sprößling aus edelm Stamme und den zukünftigen Helden erraten lassen, so daß wir in die schöne Prophezeiung, die die Mutter am Schlusse des Gedichtes ausspricht, mit vollem Herzen einstimmen können.

Ausführung.

L. Wie ich euch erzählt habe, spielt die Handlung dieses Gedichtes in der Nähe der Stadt Siena in Italien und in dem Schlosse, das König Karl der Große bei seiner Rückreise aus Rom sich für einige Tage zum Ruheplatze auserkoren hatte. Frau Bertha schildert uns ihr trauriges Geschick. Schildert es mir nach ihren eignen Worten.

K. Sie hat aus Liebe zu ihrem Gemahl Milon ihren Bruder König Karl den Großen verlassen und durch ihre heimliche Flucht seinen Zorn erregt. Milon ist von den Fluten verschlungen worden und hat sie mit ihrem kleinen Sohne hilflos zurückgelassen, so daß sie jetzt sich in einer Felsenschlucht auf-

halten und von Almosen leben muß. Ihr kleiner Roland hat das Amt übernommen, für sie die Gaben zu erbitten.

L. Die eigentliche Handlung beginnt im goldnen Rittersaal des Königs Karl. Die mächtige Halle, in der die Tafel gedeckt war, wurde an der vordern, nach dem Hofraume hin offnen Seite nur durch Säulen gestützt. Steinerne Stufen führten aus diesem Hofraume zu dem Saale empor. Schildert mir das Leben bei diesem Feste.

K. Die Gäste saßen an der langen Tafel, die Diener trugen in Schüsseln die Speisen auf und füllten die Pokale mit Wein. Dabei tönten Flöten, Saitenspiel und Gesang von dem Balkon, der oben am Saale angebracht war.*)

L. Schildert mir das Leben draußen im Hofe.

K. Dort saßen Bettler und Arme, die um fromme Gaben baten. Sie wurden aus der Küche des Königs gespeist.

L. Aus der Mitte dieser Bettler drängt sich ein feiner Knabe hervor und tritt unerschrocken in den Saal. Beschreibt mir sein Äußeres.

K. Er hat ein Kleid aus vier Farben zusammengesetzt.

L. Damals waren in Bezug auf die Kleidung besondere Sitten zu finden. Die feinen jungen Leute trugen z. B. auf der einen Seite ihres Körpers einen roten, auf der andern einen gelben oder grünen Stoff. Darum fiel dem Könige das Kleid des Knaben nicht auf. Aber an welcher Handlungsweise nimmt er Anstoß?

K. Der Knabe hebt von der Mitte des königlichen Tisches eine Schüssel und trägt sie hinaus, als ob sie ihm gehöre.

L. Diese That wirkte auf König Karl so überraschend, daß er kein Wort dazu sagt und sie ruhig geschehen läßt. Gewöhnliche Knaben würden solch eine That nicht gewagt haben. Durch welchen Gedanken wurde König Karl also bewogen, dazu stillzuschweigen?

K. Er erkannte, daß dieser Knabe einen ganz besonderen Geist besitzen müsse, daß er kein Bettlerkind sein könne.

L. Durch welche Thatsache wird seine Annahme gar bald bestätigt?

K. Klein Roland kehrt bald in den Saal zurück und faßt dreist nach des Königs Goldpokal.

L. Der König will ihn hindern, ihm den Goldbecher wegzunehmen. Aus welchem Thun des Knaben erkennt er dabei, daß seine erste Annahme die richtige gewesen sei?

K. Der Knabe hält unerschrocken den Becher fest und will ihn trotz des Königs Verbot mitnehmen.

---

*) Die Kinder kennen diesen Balkon schon aus dem Gedicht von Schiller: „Der Graf von Habsburg.“

L. Der König wirft ihm vor, sich zu frei benommen zu haben. Inwiefern könnt ihr aber aus seinen Worten erkennen, daß sein Vorwurf nicht böse gemeint ist?

K. Er sagt zum Knaben, er trete in die goldne Halle wie in den grünen Wald und nehme dort, ohne zu fragen, was ihm gefalle.

L. Durch welche stolzen Worte rechtfertigt sich der Junge?

K. Er sagt, das Wasser aus dem Brunnen und die Früchte im Garten ziemen einer Bäuerin; für seine edle Mutter gehöre Wildpret und Fisch und edler Wein, wie er auf des Königs Tafel stehe.

L. Welches Gefühl zeigt der Knabe dabei in Bezug auf seine Mutter?

K. Kindliche Liebe.

L. Welches Bewußtsein in Bezug auf seine Geburt, seinen Stand?

K. Das Bewußtsein, das Kind einer Edelfrau zu sein, die an den Hof des Königs gehört, obwohl sie jetzt wie eine Bettlerin leben muß.

L. Aus welchem Benehmen des Königs geht hervor, daß er des Knaben Aussprüche für übertriebene Keckheit hält?

K. Er fängt an, ihn zu verspotten.

L. Es folgt nun Schlag um Schlag auf des Königs Frage die rasche, kluge Antwort des Knaben. Inwiefern muß König Karl sich besiegt fühlen?

K. Die Antworten machen den Hörern den Knaben lieb und wert.*)

L. Wie der König sieht, daß der kluge Knabe auf diese Weise nicht zu besiegen ist, verspottet er sein buntscheckiges Gewand. Inwiefern fällt auch hierbei die Antwort zu des Verspotteten Gunsten aus?

K. Sie enthüllt seinen Mut und seine Kraft; denn er hat acht Knaben im Kampfe bezwungen und sie zu seinen Dienern gemacht.

L. Diese letzte Niederlage scheint König Karl zu verdrießen. Er nennt des Knaben Mutter eine „Bettlerkönigin" und schickt, um seine Verspottung vollständig zu machen, drei Damen und drei Herren seines Hofes hinaus, sie in die goldne Halle zu führen. Inwiefern bewährt sich da bald das alte Sprichwort, daß das Unrecht seinen eignen Herrn schlage?

K. Der König erkennt seine Schwester Bertha und sieht ein, daß er im offnen Saal sein eignes Geschlecht verspottet habe.

L. Die Schwester ist gegen seinen Willen mit Milon von Anglante von ihm geflohen. Inwiefern bewirkt der Knabe „Klein Roland" hier die Versöhnung?

---

*) Es könnte hier noch Folgendes eingeschoben werden:

L. Jeder Spötter will die lachenden Zuhörer für sich gewinnen. Inwiefern greift König Karl hier fehl?

K. Die Zuhörer freuen sich über die Antworten des Knaben und erklären den König für besiegt.

K. Er begrüßt König Karl laut und freudig als seinen lieben Oheim.

L. Inwiefern mußte das vorhergegangene Auftreten des Knaben den König für ihn gewinnen?

K. Er hatte darin seine Unerschrockenheit, seine kindliche Liebe zur Mutter und seine Klugheit gezeigt.

L. Aus welchen Worten des Königs geht hervor, daß er diese Eigenschaften wohl erkannt hat?

K. Er sagt zur Schwester: „Um diesen, deinen lieben Sohn soll dir verziehen sein."

L. Diese Vergebung beglückt die unglückliche Frau so sehr, daß sie begeistert das künftige Schicksal ihres heldenhaften Kindes prophezeit. Sagt mir diese Prophezeiung mit den schönen Worten des Dichters.

K. „Soll werden seinem König gleich
Ein hohes Heldenbild" . . . . . bis
„Sein seufzend Mutterland."

L. Die Geschichte und die Sage hat uns aufgezeichnet, durch welche Thaten der spätere Held Roland diese Worte gerechtfertigt hat. Er fiel im tapfern Kampfe für seinen Glauben und für seinen Oheim König Karl in den Pyrenäen im Kampfe gegen die Sarazenen, im Thal von Ronceval.

Mustervortrag des Lehrers.

Bertha, die schöne Schwester des Königs Karl des Großen, hat sich gegen ihres Bruders Willen mit Milon von Anglante vermählt und ist mit ihm nach Italien geflohen. Dort hat Milon in den Fluten seinen Tod gefunden und die arme Frau hilflos zurückgelassen. Jetzt lebt sie in einer Felsenkluft bei der Stadt Siena und nährt sich kümmerlich von den Gaben, die ihr Söhnchen Roland in der Stadt für sie erbittet. Da kommt ihr königlicher Bruder bei seiner Rückreise von Rom nach Siena und hält im Palaste kurze Zeit sein Hoflager. Der Dichter führt uns in seinen Prunksaal, in dem er mit den Großen seines Reiches offne Tafel hält. Vorn ist die reichgeschmückte Halle offen, ist nur durch Säulen gestützt, so daß die Gäste den weiten Hofraum überblicken können. Im Hintergrunde dieses Raumes labt sich die Schar der Bettler und Armen, die bei solchen Festgelagen aus der Küche gespeist wurden, an den ihnen überreichten Gaben.

König Karl sitzt in der goldnen Halle inmitten der Großen seines Reiches und der Hofdamen und überblickt im Hofraume das Gedränge der fröhlich schmausenden Armen. Da drängt sich durch ihre Menge ein feiner Knabe. Sein Kleid ist in auffallender Weise aus vierfarbigem Zeuge zusammengestickt. Noch auffallender ist sein Auftreten und sein Thun. Mit dem stolzen Selbst-

bewußtsein eines frei gebornen Edelknaben tritt er in den Königssaal, hebt eine mit leckerer Speise gefüllte Schüssel vom Tische und „trägt sie stumm hinaus.“

König Karl wird durch diese That so überrascht, daß er sie ruhig geschehen läßt. Sein königliches Gemüt fühlt heraus, daß dieser so frei und sicher auftretende Knabe kein gewöhnliches Kind sein könne. Diese Ansicht wird nach kurzer Zeit ihm zur Gewißheit. Der Junge kehrt in die goldne Halle zurück und ergreift des Königs Goldpokal. Diese kecke Handlungsweise erscheint dem Herrscher doch mehr als zudringlich. „Heida, halt an, du kecker Wicht,“ ruft er dem Knaben zu und hält seinen Pokal fest. Klein Roland aber blickt dem Gewaltigen unerschrocken ins Gesicht und läßt seinerseits den erfaßten Becher nicht los. Diese Kühnheit besänftigt des Königs schon erregten Zorn, so daß er lachend den kleinen kecken Wicht zu verspotten sucht. Aber bei dem nun folgenden Wortgefecht hat der kluge Knabe durch seine treffenden feinen Antworten gar bald das Herz aller Hörer gewonnen und damit die Lacher auf seine Seite gezogen. Dem ersten Vorwurfe des Königs begegnet er mit dem Hinweis, daß seiner Mutter die Speisen ziemen, die auf des Königs Tafel stehen, daß sie keine Bäuerin, sondern eine Edelfrau sei und ihr der Wein aus des Königs Goldpokal gebühre. Die Feinheit und Schlagfertigkeit seiner darauf folgenden Antworten kann man behufs rechter Wirkung nur mit den Worten des Dichters wiedergeben.

„Sag' an, wer ist denn ihr Truchseß?
Sag' an, wer ist ihr Schenk?“
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke ist ihr Schenk.“
„Sag' an, wer sind die Wächter treu?“
„Meine Augen blau all' Stund.“
„Sag' an, wer ist ihr Sänger frei?“
„Der ist mein roter Mund.“

Schlag um Schlag wird König Karl besiegt. Da wird er durch den natürlichen Ärger über diese Niederlage bewogen, des Knaben vierfarbiges Gewand zu verspotten. Aber durch diesen Spott wird seine Niederlage nur vervollständigt; denn der kluge, feine, liebevolle Knabe enthüllt sich zugleich als ein kleiner unerschrockener Kämpfer voll Gewandtheit und Kraft. Er hat acht Knaben von jedem Viertel der Stadt Siena im Kampfe überwunden und wie ein kleiner König sie zu seinen zinspflichtigen Vasallen gemacht. Diese letzte Erfahrung bewegt den König, dem Spiel ein Ende zu machen und des Knaben Mutter herbeiholen zu lassen. Sein Ärger verleitet ihn zu dem Befehle, die „Bettlerkönigin“ durch drei Damen und drei Herren seines Hofes herbeiholen zu lassen, um die begonnene Verspottung zuletzt zu seinen Gunsten zur al-

gemeinen Ergötzung seiner Höflinge zu beendigen. Die abgesandten Damen und Herren führen ihm die eigne ins Elend verstoßene Schwester Bertha zu. Zu spät erkennt er mit Entsetzen, im offnen Saal „sein eignes Geschlecht verspottet zu haben."

Aber die Versöhnung ist bereits angebahnt; der Vermittler, der liebevolle, edle, heldenhafte, unerschrockene Knabe steht neben der um Verzeihung flehenden Mutter und begrüßt den König mit freudigen kindlichen Worten ohne Arg als seinen lieben Oheim. Solchen Worten, solchem Flehen vermag das edle Gemüt des großen Königs sich nicht zu verschließen. Der Junge „hat's ihm bereits angethan;" er hat erkannt, da ist „Blut von seinem Blut, Geist von seinem Geist;" da ist ein Knabe, der sich einst zum herrlichen Manne und Helden entwickeln wird. Liebevoll hebt er die Schwester auf. „Um diesen, deinen lieben Sohn," ruft er ihr zu, „soll dir verziehen sein." Diese Güte des königlichen Bruders, dies Glück nach langem Leid erregt die Seele der edeln Frau zu hoher Begeisterung. Ihrem selig schauenden Blicke enthüllt sich die ferne Zukunft. „Lieb' Bruder mein, wohlan!" ruft sie dem Könige zu,

„Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan.
Soll werden seinem König gleich
Ein hohes Heldenbild,
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.
Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

---

11. Die alte Waschfrau.

(Von Adalbert von Chamisso.)

Vorbereitung des Lehrers.

Chamisso schrieb dies schöne Gedicht 1833, in seinem 52. Lebensjahre. Er adelt dies einfache Mütterchen, eine alte Waschfrau, eine einfache schlichte Frau von 75 Jahren dadurch, daß er sie als Ideal einer echt sittlichen und tief frommen Natur hinstellt. Er macht sie damit zum Muster für alle Frauen, ja für alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, die danach ringen, ihr Leben allseitig treuer Pflichterfüllung zu widmen und in ernster Arbeit und einem reinen frommen Lebenswandel ihre Lebensaufgabe zu suchen; zu

einem Muster für alle, die bei ihrem Scheiden von der Welt mit Seelenruhe sprechen wollen: „Ich habe meine Pflicht gethan und einen guten Kampf gekämpfet.“ Der Lehrer hat darum bei der Besprechung des Gedichtes Hauptgewicht darauf zu legen, diese Eigenschaften der alten Waschfrau, die scheinbar so unbedeutend und in Wahrheit doch so hochwichtig, für alle Menschen wahrhaft nachahmenswert sind, in das rechte Licht zu stellen. Alten würdigen Frauen, die der „alten Waschfrau“ gleichen, kann man in den Kreisen der einfachen Handwerker, der kleinern Beamten und Arbeiter nicht selten begegnen.

Ausführung.

L. Der Dichter führt uns eine einfache, arme Frau, eine Waschfrau vor. Schildert mir ihre Thätigkeit!

K. Sie ist damit beschäftigt, Leinenzeug zu waschen.

L. Sie steht vor einem großen Zuber (Wanne) und zeigt sich in ihrem 76. Jahre noch rüstiger als die andern Wäscherinnen. Durch welche Worte zeigt uns der Dichter an, daß die alte Frau in dieser Weise ihr Leben lang thätig gewesen ist?

K. Er sagt: „so hat sie stets mit saurem Fleiß ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen, und ausgefüllt mit treuem Fleiß den Kreis, den Gott ihr zugemessen.“

L. Jeder Mensch erhält eine Lebensaufgabe je nach seinen von Gott ihm verliehenen Gaben und Kräften. Welchen Kreis, welche Lebensaufgabe hatte der Herrgott diesem armen Weibe zugemessen?

K. Die Lebensaufgabe einer Arbeiterfrau, einer Wäscherin.

L. Gewöhnlich beurteilen wir unsre Mitmenschen nach ihren Geistesgaben, nach Stand und Reichtum. Welche Beachtung ist dieser armen, einfachen, ungebildeten und ungelehrten Frau ihr Leben lang durch die Mitmenschen zu teil geworden?

K. Man hat sie gar nicht beachtet.

L. Aber der Dichter kennt ihr Leben genau und weiß, daß sie höher zu achten ist als manche vornehme und hochgestellte Dame, manche kluge und gelehrte Frau, die bei aller Welt in großem Ansehen steht. Schildert mir das einfache Lebensschicksal dieser Frau nach der nächsten Strophe.

K. Sie hat geheiratet, hat viele Sorgen kennen gelernt, hat den kranken Mann gepflegt und ihre drei Kinder erzogen. Dann ist der Mann gestorben und hat sie in Not und Sorge zurückgelassen.

L. Durch welche innere Erhebung hat sie in dieser traurigen Lage ihren Mut und ihre Seelenstärke bewiesen?

K. Sie hat Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

L. Welcher fromme Glaube hat sie in diesem Leid und in dieser Not aufrecht erhalten?

K. Der Glaube an Gottes Vatergüte und die Hoffnung, er wird sie nicht verlassen.

L. Schildert mir nach der nächsten Strophe, daß sie selbst durch eignes Thun sich Gottes Liebe und Hilfe würdig zeigte.

K. Sie hat trotz ihrer Not die Kinder ernährt und zu Fleiß, Ordnungsliebe und zu ehrenwerter Gesinnung erzogen.

L. Durch welches Schicksal wurde ihr nach dieser treuen Erziehung das größte Herzeleid bereitet?

K. Sie mußte die erwachsenen Kinder segnend entlassen; denn sie sollten sich jetzt selbständig ihr tägliches Brot verdienen. Danach stand sie in ihrem Alter ganz allein in der Welt.

L. Durch welche Seelenstimmung bewies sie selbst in dieser traurigen Lage ihre innere Kraft?

K. Ihr war dabei der heitre Lebensmut geblieben.

L. Durch welche Handlung bewies sie, daß dieser wunderbare Lebensmut auf ihrem frommen Glauben beruhte?

K. Sie spann sich den Flachs zu ihrem Sterbehemde, verarbeitete die daraus gewobene Leinwand zu diesem Gewande und betrachtete dies Sterbehemde wie ihr Kleinod, wie ihren ersparten Schatz.

L. Weshalb legte sie dies Hemde jeden Sonntag beim Gange nach der Kirche an?

K. Sie wollte darin Gottes Wort hören, um in Seelenruhe sterben zu können.

L. Wir Menschen können nicht alle in unserm Leben die gleichen Thaten vollbringen; aber in zwei Richtungen können wir alle, ob wir reich oder arm, vornehm oder gering, geistig hoch begabt oder arm an Geist sind, in jeder Weise gleich vollkommen uns ausbilden: wir können alle sittlich gut und wahrhaft fromm denken und handeln. Da Gott in uns alle die Kraft gelegt hat, sittlich und fromm handeln zu können, so sollten wir auch alle diesem seinem Gebote nach sittlich und fromm leben. Darum hat der Dichter vollkommen recht, diese alte einfache Waschfrau allen Menschen ohne Unterschied zum Muster für die rechte Lebensführung hinzustellen. Schildert mir, wie Adalbert von Chamisso darauf hinweist, mit seinen eignen schönen Worten.

K. „Und ich, an meinem Abend, wollte,"
. . . bis
„An meinem Sterbehemde haben."

L. Möget ihr Kinder nie die ernste Lehre vergessen, daß die größte Lebenskunst für jeden Menschen darin besteht, stets auch unter den schwierigsten Verhältnissen seine Pflicht zu thun und sich die Kraft zu bewahren, selbst aus dem „Kelche des Lebens", d. h. aus schweren Schicksalsschlägen noch fromme Erhebung, Labung für das gequälte Gemüt zu gewinnen. Wer also denkt, handelt und lebt, der wird mit Seelenruhe dem Tode ins Auge schauen und wie diese alte, einfache Frau „Freude an seinem Sterbehemde haben." (Wiederholung.)

(Da der Mustervortrag hier zum großen Teile bereits gegeben ist, so ist eine neue Zusammenstellung des Erörterten nicht mehr nötig.)

---

12. Salas y Gomez.

(Von A. v. Chamisso.)

Vorbereitung des Lehrers.

Der Dichter machte auf dem Schiffe „Rurik", von dem im Eingange des Gedichtes die Rede ist, mit Otto von Kotzebue, dem Sohne des von Sand ermordeten Lustspieldichters, in den Jahren von 1815 bis 1818 eine Reise um die Welt. Studien in Naturwissenschaft gaben dazu die Veranlassung.

Bei der Schilderung des traurigen Schicksals, das den Schiffbrüchigen betroffen, fällt den Zöglingen leicht auf, daß die Erzählung von wirklichen Thatsachen nicht berichten könne. Kein Mensch kann ohne Wasser nur von rohen Eiern mehr als 50 Jahre leben. Außerdem brüten die Vögel nicht ununterbrochen das ganze Jahr hindurch, sondern nur zur Zeit der Paarung einmal, höchstens zweimal im Jahre während des Frühlings und im Beginne des Sommers. Der Lehrer hat darum die Aufgabe, sogleich darauf hinzuweisen, daß es sich hier um eine sagenhafte Erzählung handelt; daß der Dichter Hauptgewicht auf die Schilderung des Seelenzustandes dieses unglücklichen, von Gott und aller Welt verlassenen Mannes gelegt hat. Wenn man die wunderbare Ernährung des Mannes die langen Jahre hindurch ohne zu kritisieren als richtig annimmt, so gelingt es uns, die verschiedenen Seelenregungen und Qualen dieses Unglücklichen zu begreifen und unser Gemüt mit hohem tragischem Mitleid und demgemäß mit tragischer Furcht zu erfüllen. Auf diese Hauptwirkung hat der Lehrer bei seiner Besprechung des schönen Gedichtes wohl zu achten. (Es erschien 1829.)

Ausführung.

L. Der Dichter befindet sich bei seiner Forscherreise im Stillen Ocean. Da wird auf seinem Schiffe „Rurik“ vom Mastkorbe „Land im Westen!“ gerufen. Schildert mir das dort entdeckte Eiland Salas y Gomez.

K. Es ist eine wüste Felseninsel unter dem Äquator, ohne Quellwasser, ohne Gras und Moos; nur Seevögel brüten dort am Strande.

L. Man hofft dort frische Nahrung zu finden. So werden zwei Boote ausgesetzt und der Dichter rudert mit den Schiffsleuten nach den Klippen. Durch welche Beobachtung wird sein Fuß aufgehalten?

K. Die Hand eines Menschen hat in den Schieferstein das „Siegel seines Geistes“, Schriftzeichen, Buchstaben eingeritzt; dazu fünfmal zehn Kreuze in gleichen Reihen. Auch kann der Dichter noch die Spur der Tritte eines Menschen erkennen. Ein Fußpfad wird sichtbar; auch sieht er die Plätze, wo der Unglückliche sich von den Eiern genährt und die Schalen zurückgelassen hat.

L. Er findet den Unglücklichen. Beschreibt mir die nähern Umstände!

K. Ein Greis, mehr als hundert Jahre alt, lag mit dem Gesichte gegen Morgen lang ausgestreckt, scheinbar tot, auf dem Felsen. Von Bart und Haupthaar war der Körper wie mit Silberglanz umwallt; über der Brust hatte er die Arme über Kreuz gelegt.

L. Der Dichter ruft seine Gefährten herbei. Aus welchen Zeichen erkennt er, daß er den Greis vor ihm noch lebend gefunden habe?

K. Er schlägt die Augen auf und hebt das Haupt empor; dann sinkt er zurück und stirbt.

L. Sein Tod wird durch den Arzt bestätigt. Die nächste Regung war, den Toten mitzunehmen, um ihn auf dem Schiffe nach dem dort bestehenden frommen Brauche zu bestatten. Durch welchen Umstand werden die Schiffsleute genötigt, ihn dort auf der Klippe liegen zu lassen?

K. Drei rasch aufeinander folgende Kanonenschüsse rufen sie schleunigst zum Schiffe zurück.

L. Auf welche Weise erhielt der Dichter vom Schicksale des Unglücklichen nähere Kenntnis?

K. Neben ihm lagen drei Schiefertafeln mit eingeritzter Schrift. Diese wurden dem Dichter übergeben. Sie enthielten die von dem Greise in spanischer Sprache eingeritzte Kunde von seinem traurigen Schicksale.

L. Wiederholt mir die hier gegebene Einleitung.

Mustervortrag des Lehrers.

Der Dichter befindet sich im Stillen Ozeane auf dem Deck des Schiffes „Rurik“. Da kündigt der Ruf der Wache vom Mastkorbe aus „Land im

Westen“ an. Vor den Reisenden erhebt sich die kleine Felseninsel Salas y Gomez. Da man dort frische Nahrung zu finden hofft, so läßt der Kapitän drei Boote aussetzen, um das Felseneiland zu durchforschen. Der Dichter schließt sich den Leuten an. Er findet ein „Steingestell ohn' alles Gras und Moos, das sich das Volk der Vögel auserkor zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.“ Weder Baum, noch Strauch, noch Quelle zeigte sich in den Spalten und Schluchten dieser starren Felsen. Wie der Dichter eine dieser Klippen hinansteigt, erblickt er überrascht in den Schieferfelsen eingegraben Schriftzeichen, Buchstaben, und fünfmal zehn Kreuze in gleichen Reihen. Hier hat ein Mensch gelebt und das „Siegel seines Geistes“ in den Stein gedrückt. Deutlich erkennt er im Gestein einen ausgetretenen Fußpfad. Wie er dieser Spur folgend nach der gegen Osten gelegenen Seite des Felsens kommt, erblickt er vor sich auf dem Boden ausgestreckt die Gestalt eines Menschen. Ein Greis, dem Anscheine nach mehr als 100 Jahre alt, liegt lang ausgestreckt auf dem harten Bette. Von Bart und Haupthaar ist die Gestalt bis abwärts zu den Lenden wie mit Silberglanz umwallt. Im starren Antlitz ist Ruhe; über der Brust sind die hagern Arme zum Kreuz gefaltet. Wie auf des Dichters Ruf die Gefährten lärmend herbeieilen und den Daliegenden betrachten, schlägt der wundersame Greis noch einmal die Augen auf, schaut die Anwesenden stumm wie zweifelnd an und hebt noch das Haupt, als ob er sprechen wolle. Umsonst! Seine Stunde ist gekommen. Das Haupt sinkt kraftlos zurück; er hat gelebt. Der Arzt erklärt, daß man einen Toten vor sich habe. Von tiefem Mitleid bewegt, wollen die Umstehenden ihn zum Schiffe mitnehmen, um ihm dort nach Schiffersitte eine ehrliche christliche Begräbnisfeier zu bereiten. Aber drei schnell aufeinander folgende Kanonenschüsse rufen die Boote schleunigst an Bord, und man muß den wundersamen Greis dort auf seinem Felsenbette liegen lassen. Der Dichter hat neben ihm drei Schiefertafeln gefunden, mit spanischer Schrift bedeckt. Es ist das Vermächtnis des Toten; er hat darauf seine Schicksale verzeichnet. Diese Schiefertafeln werden dem Dichter zugesprochen. Was der Unglückliche gelitten, wird sein Lied uns verkünden.

L. Wir erhalten durch die erste Schiefertafel die Kunde von der Jugendzeit des Unglücklichen und von dem Schiffbruche, der ihn auf diese wüste Felseninsel gebracht hat. Schildert mir seinen Seelenzustand, wie er sich auf die Fahrt begeben.

K. Er war glücklich und hatte für die Zukunft keinen Wunsch mehr.

L. Durch welche Verhältnisse war er so glücklich geworden?

K. Er hatte sich mit einem lieben Weibe vermählt und der Vater hatte dazu seinen Segen gesprochen. Dazu war er reich, und glücklich in seiner Häuslichkeit.

L. Durch welchen entsetzlichen Unfall verliert er all sein Glück?

K. Das Schiff rennt in der Nacht auf eine Klippe, berstet auseinander, und die Mannschaft ertrinkt. Er allein wird von den Wellen auf die Klippen der Felseninsel geworfen und bleibt am Leben.

L. In der Ferne sieht er das für ihn unerreichbare Wrack des Schiffes auf den Felsen, wo es gestrandet. Auf welche Weise wird er erhalten?

K. Er nährt sich von den Eiern der Vögel, die am Strande brüten.

L. Wir wissen, daß diese Art von Ernährung auf einem Felsen, in dem keine Quelle sprudelt, unmöglich ist. Darum müssen wir die Erhaltung des Schiffbrüchigen die lange Zeit hindurch als eine Sage auffassen und uns daran nicht stoßen. Wir wollen uns nur die Art seines langen Lebens auf der Klippe und seine innern seelischen Leiden klar machen. Dazu giebt uns die nötige Belehrung die

zweite Schiefertafel.

Wiederholt mir zuvor den Inhalt der ersten. (Man verlange nur einen kurzen Bericht.)

L. Der Unglückliche berichtet uns, er habe vor Sonnenaufgang auf dem östlichen Strande der Felseninsel gesessen. „Das Sternenkreuz," sagt er, „verkündigte den Tag, sich neigend zu des Horizontes Rande." Dies Sternenkreuz ist eine Zusammenstellung von glänzenden Sternen in Kreuzform. Es ist nur in den südlichen Breiten, also unter dem Äquator zu sehen und leuchtet wunderbar hell in der dunkeln Nacht der Tropen. Es geht am Himmel auf und unter wie die andern Gestirne, wie unser Mond. Diese Erscheinung beruht auf der scheinbaren Bewegung der Erde um die Sonne und auf ihrer Drehung um die eigne Achse in Zeit von 24 Stunden. Wiederholt diesen kleinen Vortrag.

L. In Andacht begrüßt der Gestrandete den Morgen und die Sonne, wie sie mit ihrer glänzenden Scheibe gegen Osten aus den Fluten taucht. Durch welchen Anblick wird sein Herz zu noch höherer Andacht erregt?

K. Er sieht in der Ferne ein Schiff erscheinen.

L. Schildert mir die Gefühle, die das Herz des Unglücklichen bei diesem Anblicke bewegen.

K. Er fühlt sich in Dankbarkeit erhoben zu dem Gott der Liebe, der voller Erbarmen ihm dies Felsengrab öffnet und ihn wieder zu Menschen führen will.

L. Seine Hoffnung wird vernichtet; das Schiff segelt an der Felseninsel vorüber, ohne seiner zu achten; denn leider hat er weder „Rauch, noch Flaggentuch," um sich bemerklich zu machen. Solch ein Verzweifelnder klammert sich an die kleinste Hoffnung an, die ihm, wenngleich nur scheinbar, geboten wird. Beweist mir diese Erfahrung durch das Thun und Reden des Unglücklichen.

K. Er hört des Meisters Pfeife herübertönen und wähnt, sie rufe die Mannschaft zusammen, um Boote auszusetzen. Als die Segel nach Süden gestellt werden, meint er, man wolle das Riff umfahren, um sich von der Brandung fern zu halten.

L. Alle seine Hoffnungen werden getäuscht. Man hat ihn nicht erblickt, und das Fahrzeug lenkt von der Insel ab. Schildert mir die Wirkung dieser Enttäuschung auf sein Gemüt.

K. Er schlägt wütend wie sinnverwirret und verrucht seine Stirn gegen den Felsen und flucht auf seinen Gott und auf das ihm auferlegte Geschick.

L. Drei Tage dauerte dieser traurige Zustand einer fast wahnsinnigen Aufregung. Auf welche Weise wird er endlich zur Ruhe gebracht?

K. Der Hunger stellt sich ein, nachdem es ihm gelungen ist, in Thränen auszubrechen und sein Los zu beweinen.

L. Versucht nun, diese seine Hoffnungen, seine Enttäuschung und seine Verzweiflung im Zusammenhange vorzuführen.

Mustervortrag des Lehrers.

Der Unglückliche sitzt am Strande und schaut von der Höhe seiner Klippe gegen Osten, wo die Trostbringerin für alle Menschen, die Sonne, aufgehen soll. Der Glanz des Sternenkreuzes neigt sich dem Horizonte zu; ein Zeichen, daß das helle Tageslicht bald erscheinen wird. Ringsum auf der Klippe regen sich die erwachenden Vögel und erheben, noch halb träumend, leise ihre Stimmen. Da sondert sich — in jenen Breiten eine alltägliche Erscheinung — die Luft schnell vom Wasser; die Sterne verschwinden im tiefen Blau des Himmels und in Glanz und Pracht erhebt sich die Sonne, um ihre glänzende Bahn am Himmelsgewölbe zu beginnen. In Andacht versunken kniet der Verlassene auf dem Felsen; da wird sein Gemüt von unsagbarer Freude erregt. Am Horizonte erscheint ein Schiff; es nähert sich mit vollen Segeln. Kein Zweifel, es wird die Klippe beobachten, den Schiffbrüchigen sehen, ihn retten und wieder unter seinesgleichen, unter Menschen bringen. In tiefer Dankbarkeit gegen seinen liebenden himmlischen Vater kniet er nieder, und jedes Wort, das sich seinem Herzen entringt, ist ein freudiges Dankgebet gegen Gott, den Lenker unsrer Schicksale, gegen den Erbarmer, der unsrer Sünden und Missethaten nicht gedenkt und sich auch des Sünders in Gnaden erbarmet.

Da folgt auf diese freudige Erhebung jäher Schreck. Er sieht, daß das Schiff ihn nicht zu bemerken scheint und seinen Kurs ändert. Und der Unglückliche kann kein Feuer anzünden, keine Flaggenstange aufrichten; hat „weder Rauch noch Flaggentuch," um sich bemerkbar zu machen!

Noch zweimal klammert das angstvolle Gemüt sich an eine schwache Hoff-

nung. Er hört deutlich des Schiffsmeisters Pfeife ertönen, die gar oft die Matrosen zusammenruft, um Boote auszusetzen. Er glaubt, man setze die Segel nach Süden, um das Riff zu umfahren, die Brandung zu vermeiden. Umsonst! Verzweifelnd sinkt der Unglückliche nieder in dem Bewußtsein, daß auch seine letzte Hoffnung ihn betrogen hat. Da erfaßt ihn der Wahnsinn. Er verflucht seinen Gott, sein Geschick, schlägt „wie sinnverwirret und verrucht" mit der Stirn gegen die Felsen und liegt drei Tage und drei Nächte in dumpfer Verzweiflung auf dem harten Boden. Endlich findet er Thränen; und als diese mildere Stimmung den Wahnsinn verscheucht, wird er vom Hunger bewogen, seinem Leibe Nahrung zu verschaffen und sich in sein Schicksal zu ergeben.

Die dritte Schiefertafel.

L. Der Unglückliche lebt einsam und verlassen weiter. Tag um Tag vergeht; das Jahr vollendet seinen Lauf; die Jahre folgen aufeinander. Für jedes gräbt er ein Kreuz in den Stein und hört erst auf, nachdem 50 Kreuze dastanden. Sein einziges Gebet in dieser schrecklich langen Zeit der Einsamkeit besteht in der flehentlichen Bitte um Geduld. In welcher Zeit hat er Geduld am meisten nötig?

K. In der Zeit der schlaflosen Nächte.

L. Schildert mir nach seinen eignen Worten, welche Qualen er in diesen Nächten ausgestanden hat.

K. Er dachte dabei an seine glückliche Kindheit und an seine Jünglingszeit, wie er nach dem Guten, Wahren und Schönen gestrebt hat, und wie sein Herz von Lieb' und Haß und Thatendurst erglühte.

L. Welches Wort zeigt uns dabei an, wie schrecklich diese Erinnerung auf ihn wirkte?

K. Er sagt: „Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren."

L. Darauf führt ihm die grausige Nacht das Bild seines geliebten Weibes vor. Sie ist längst tot, ist dahin, und ihr schönes Haupt modert als morscher Schädel in der Erde. Wiederum spricht er ein Wort aus, das uns die ganze Verzweiflung, die dumpfe Trostlosigkeit seines Innern malt. Nennt es mir!

K. „Versunken ist die Welt, der ich vertraut."

L. So sind die beiden Haupttrostspenderinnen aller Unglücklichen, die Hoffnung und das Vertrauen, von ihm gewichen. Er ist wie ein geistig Toter noch lebend auf dem starren Felsen geblieben. Nun faßt er inmitten dieser unsäglichen Qualen einen wahrhaft heldenmütigen Entschluß. Nennt ihn mir mit seinen eignen Worten.

K. „Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt, und hier, wo ich gelitten und gerungen, hier hab' ich auszuatmen auch gelobt."

L. Er hätte mit Leichtigkeit diesen Qualen ein Ende machen, durch Selbstmord sich von diesen Leiden befreien können. Er verachtet diese Schwäche; er lebt und stirbt wie ein echter Christ, wie ein frommer, gottergebener Held. Weshalb muß er zuletzt in seinem hohen Alter den Gedanken, noch unter Menschen zu kommen, als ganz trostlos von sich weisen?

K. Er würde wie „eine Leiche unter Leichen wandeln;" denn alle seine Lieben sind tot, und niemand erinnert sich seiner.

L. Zu welcher letzten Bitte zu Gott bewegen ihn diese Gedanken?

K. Er bittet, Gott möge vor seinem Tode kein Schiff nach diesen Felsen führen, damit vor seinem letzten Klagelaute kein Mensch ihn erblicken könne. Er will klanglos und friedsam auf dieser Klippe sterben.

L. Durch welches Wort kündigt sich diese Bitte als die eines wahrhaft frommen, mit Gott versöhnten Menschen an?

K. Er sagt, durch Gottes Beistand habe er selber sich bezwungen, hier so geduldig sein Leiden zu tragen.

L. Von dieser Versöhnung zeugen auch seine letzten Worte. Gebt sie mir, wie der Dichter sie uns darstellt.

K. „Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen."

L. Wiederholt mir den Inhalt der letzten Schiefertafel im Zusammenhange.

Mustervortrag des Lehrers.

Der Unglückliche lebt auf den starren Felsen tagaus, tagein in grauenvoller Einsamkeit. Die Sonne geht im Osten auf; sie sinkt im Westen in die Fluten: ein Tag hat seinen Lauf vollendet. Die Tage werden zu Monaten, zu Jahren. Ein Jahr nach dem andern sinkt in die Ewigkeit. Für jedes gräbt seine Hand ein Kreuz in das Felsgestein; er schließt dies Verzeichnis ab, nachdem 50 Jahre entflohen sind. „O Gott! Geduld! Geduld! Hilf, gnädiger Herr im Himmel, mir mein unsagbares Leiden tragen und gieb mir Geduld, Geduld!" Diese traurigen Worte bilden den täglichen Aufschrei seiner gequälten Seele, wenn er stumm und starr am Meeresstrand in die öde blaue Ferne blickt und dem Wellenschlag am Felsenrande lauscht; wenn Sonnenglut und Regenschauer abwechseln und den Fortschritt der Zeit, den Jahreswechsel ankündigen.

Am Tage regt sich im hellen Lichte der noch ungebeugte Lebensmut, aber

die Nächte, diese langen, furchtbaren Nächte mit ihren grausigen, trostlosen Phantasien! Da kommen die Träume, die in schlaflos banger Nacht sich aus dem Hirn hinauswagen und „Worte reden, welche Wahnsinn locken.“

Da führt die immer rege Phantasie ihm das Bild und das Glück der Kindheit, der frohen Jugendzeit vor das innere Auge. Da sieht er sich als wilden, raschen Knaben, als frohgemuten Jüngling, die Brust beseelt vom Streben nach allem Großen, Guten und Schönen, geschwellt von hohem Thatendurst. Auf den Aufschwung folgt der jähe Rückschlag, das Bewußtsein der grausigen, trostlosen Gegenwart. „Sieh her!“ ruft er sich selber verzweifelnd zu, „ich bin, was deine Träume waren!“

Von neuem regt sich die Phantasie. Die Vergangenheit war zu schön! Da steht vor seiner Seele das geliebte Weib, den „süßen Blick liebevoll auf ihn gerichtet“, und erinnert ihn an die selige Zeit seines glücklichen ehelichen Lebens. Mit Gewalt muß er diesen holden Traum verscheuchen. „Dein liebes Haupt modert schon längst im Grabe und kann mir nicht mehr liebende Blicke zusenden! Für mich giebt es keinen solchen Himmel mehr voll Seligkeit. Glaube, Hoffnung, Vertrauen sind für mich dahin!“

„Versunken ist die Welt, der ich vertraut.“ Aber selbst diese gräßlichen, qualvollen Nächte können den frommen Mut des edeln Unglücklichen nicht beugen. Sobald der Tag anbricht, weiß er die Nachtgespenster zu verscheuchen und sich zu neuen Leiden zu kräftigen. Er könnte sie leicht durch Selbstmord beendigen; aber diese Frevelthat widerstrebt seiner gläubigen Seele. Gottes heiliger Wille hat dies Schicksal über ihn verfügt, und darum will er es heldenhaft bis an sein Lebensende tragen. Als endlich „der Sturm in seinem Herzen ausgetobt,“ bittet er Gott um die Gnade, auf diesem Felsen, von allen Menschen verlassen, einsam sterben zu dürfen. Kein Schiff möge hier vor seinem Tode landen, kein Mensch den Felsen ersteigen, bevor nicht sein Auge im Tode gebrochen sei. „Ich kann nicht mehr zu den Menschen zurückkehren,“ ist sein Gedanke, „was frommte mir annoch, zu später Stunde zu wandeln eine Leiche unter Leichen?“ Meine Lieben alle sind tot, „mich kennt die Welt nicht mehr.“ Seine Seele hofft mit Zuversicht auf die Erhörung seiner letzten Bitte. „Herr,“ ruft er zu Gott empor, „durch dich selbst, durch den frommen Glauben an deine Allweisheit habe ich mich bezwungen, hier in Geduld mein trauriges Los zu tragen.“

„So laß denn weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.“

L. Wir haben noch zum Schlusse die Aufgabe, das schöne Gedicht als Ganzes zurückblickend uns vorzuführen. Wie ich schon betonte, dürfen wir an der Erhaltung des Unglücklichen unter so unglaublichen Umständen nicht zweifeln, sondern müssen sie ohne Grübelei als wahr annehmen. Welche Schilderung ergreift uns dann am tiefsten?

K. Die Schilderung der Leiden und Qualen dieses Unglücklichen.

L. Durch welche innere Erhebung wird er uns so ehrwürdig?

K. Durch den Entschluß, seine Leiden nicht durch Selbstmord zu beendigen, sondern sie standhaft und heldenmütig wie ein Christ im Vertrauen auf Gottes Gnade und Allweisheit zu ertragen.

L. Durch diesen meisterhaften Zug hat der Dichter diesen Unglücklichen zu einem der edelsten Menschen geadelt und uns durch die ganze Darstellung seiner Leiden und Kämpfe mit hohem Interesse und mit echt tragischem Mitleid und tragischer Furcht erfüllt. Die Schilderungen, die er uns in der Einleitung und in der Geschichte der beiden ersten Schiefertafeln giebt, sind an und für sich meisterhaft und erregen hohes Interesse. Aber ohne die erhebende Darstellung des heldenmütigen Ringens dieses armen schuldlos Verbannten würde das Gedicht nur eine der gewöhnlichen Erzählungen enthalten, wie sie uns so oft von verlassenen Schiffbrüchigen mitgeteilt werden. Solche Erzählungen pflegen unser gewöhnliches, unser pathologisches Mitleid zu erwecken, das wir mit allen Unglücklichen empfinden. Selbst die Schilderung, wie solch ein Mensch elend verschmachten muß, vermag keine tiefer gehenden Gefühle in uns zu erregen. Ein Dichter des vorigen Jahrhunderts, **Gerstenberg**, schildert uns, wie ein edler Graf samt seinen drei Knaben von seinem tückischen Feinde in den Hungerturm geworfen wird und hier elend verschmachten muß. Die Todesqualen der Unglücklichen sind samt den Phantasien, die solch einen Tod begleiten, sehr genau gemalt; aber sie erfüllen uns nicht mit wahrem Mitleid, sondern nur mit Entsetzen und Widerwillen. Zum **tragischen** Mitleid kann uns nur die Darstellung von heldenhaften Handlungen bewegen, von einem Ringen, bei dessen Mitteilung wir unwillkürlich an das Wort denken müssen:

„Daß wir **Menschen** nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir;
Doch **daß** Menschen wir sind, richte dich freudig empor."

Solch ein Ringen und Kämpfen, verbunden mit heldenhafter sittlicher und frommer Erhebung, ist uns hier in der dritten Schiefertafel vorgeführt. Es erfüllt unsre Seele mit innerer Erhebung bei dem Gedanken, zu welch hohem Aufschwung von edelster Selbstbeherrschung ein Mensch fähig ist, und erwärmt unser Gemüt zu höherm Glauben an Gott und zu den besten Vorsätzen für unser eignes Leben und Streben. Unwillkürlich erkennen wir hier **Lessings** wahre Darlegung, daß das echte tragische Mitleid die echte tragische Furcht in

sich schließt,*) denn wir ahnen dabei, daß ein ähnliches trauriges Schicksal, und damit eine ähnliche schwere Lebensaufgabe auch uns auferlegt werden können. Und wer nicht auf einsame Felsen verbannt wird, dem kann das Schicksal alle seine Lieben rauben, so daß er wie ein Ausgestoßener, Verlassener einsam in der lieblosen Welt fremder Menschen leben und sein Dasein vertrauern muß. Da tritt auch an ihn die schwere Aufgabe, stark zu sein, auf Gottes Gnade und seine Allweisheit zu bauen und ruhig den Tod zu erwarten, obschon er in beständiger Trauer Tage, Monate und Jahre zählen und wie „eine Leiche unter Leichen wandeln muß."

Durch diese feine Darstellung hat Adalbert von Chamisso dies Gedicht in die Reihe der Kunstwerke großen Stils erhoben und es den größten Meisterwerken eines Schiller, Goethe, Uhland würdig zur Seite gestellt. Obgleich als Franzose geboren, ist Chamisso ein echter Deutscher geworden und wird seinen Ehrenplatz unter den größten deutschen Dichtern für alle Zeit behaupten.

(Sorgsame Wiederholung des Vortrags.)

---

*) S. Lessings „Hamburger Dramaturgie", 2. Teil, Stück 75.

III. Probelektionen

nebst Vorstudien und Mustervorträgen über Dramen von

Friedrich Schiller.

Einleitung.

Schiller ist der größte dramatische Dichter, den das deutsche Volk bisher aufzuweisen hat. Sein Feld ist die große Tragödie. Diese Kunstgattung hat er zu einer solchen Würde erhoben, daß alle tragische Dramen, die nach seinem Tode erschienen sind, an die Höhe seiner vollendetsten Schöpfungen auch nicht annähernd heranreichen. Selbst Heinrich v. Kleists „Prinz von Homburg", die beste Schöpfung der spätern Zeit, muß diesem Urteilsspruch unterworfen werden.

Es ist ganz unnütz, unsern großen deutschen Dichter mit dem Engländer Shakespeare oder den Griechen Sophokles und Äschylos in Bezug auf künstlerische Größe zu vergleichen. Alle diese erhabenen Dichter sind große Söhne ihres Volkes und ihrer Zeit und nur mit Hilfe eingehender Kulturstudien recht zu würdigen. Wir als Deutsche wollen uns des Großen und Herrlichen erfreuen, das wir von unserm Liebling, dem edeln Schiller, erhalten haben, wollen seine kostbaren Geschenke sorgfältig studieren und durch so verfeinerten Genuß unsre Gesinnung zu veredeln suchen. Wir Lehrer vor allem wollen durch solche Studien unsre Herzen mit dem Hochgefühl freudiger Begeisterung erfüllen und dies köstliche Gefühl, die Quelle alles Guten und Schönen auf Erden, durch rechte Belehrung über diese erhabenen Kunstwerke auf die gesamte deutsche Jugend übertragen.

Diese Aufgabe ist wahrlich! „des Schweißes der Edeln wert."

Es ist eine interessante, für jeden Studierenden hochwichtige Frage:

„Worin besteht das Wesen und die Größe von Schillers dramatischem Talent?"

Die Beantwortung dieser Frage führt uns in das Wesen der echten dramatischen Kunst ein und zugleich in das der Tragödie, namentlich der historischen Tragödie; sie giebt Aufklärungen, die für jeden, der über diese Kunst, sowie über seinen großen Liebling zur gesicherten Klarheit kommen will, ganz unentbehrlich sind. Darum ist's bei dieser Arbeit unsre Pflicht, obige Frage eingehend zu erörtern.

Das Wesen der dramatischen Kunst gipfelt in folgenden Sätzen:*)

Drama heißt Handlung, oder Darstellung einer Handlung.

Das Gebiet des Dramas ist der menschliche Wille, d. h. die Art seiner Entschlossenheit, die ihn bei seinem Thun und Lassen leitet, nach Wilh. Wundt „die zur realen Macht verkörperte Abstraktion unsres Thuns, unser Ich, unsre Persönlichkeit.“ Wille ist gleichbedeuterd mit Charakter, d. h. mit der „durch unsre mit Hilfe der Erziehung, der angebornen Eigenschaften und der Lebensschicksale ausgeprägte und gefestigte Persönlichkeit.“ Er ist eng verbunden mit des Menschen Gemüt, d. h. mit der Summe der verschiedenartigen Gefühle mit ihren Messungen, ihren Strebungen, Affekten, Leidenschaften und mit den aus unserm Hauptstreben erzeugten, zum Handeln treibenden Ideen, den großen treibenden Mächten des Lebens. Sie sind tiefgehende, die Menschheit beherrschende Meinungen über Gebote der frommen, sittlichen und ästhetischen Pflicht und werden vom Menschengeschlechte in gemeinsamer geistiger Thätigkeit erzeugt.**) Sie stammen als höhere Ideen aus dem uns allen eingebornen „kategorischen Imperativ“ der idealen Liebe zur höhern Pflicht; oder als praktische, teilweise als gefährliche, böse, ruchlose Ideen aus den pragmatischen Imperativen der natürlichen Selbstliebe oder aus deren Entartung, der Selbstsucht.

Die aus allen diesen Richtungen und Strebungen resultierende Entschlossenheit, die unser Thun und Lassen in Bezug auf Religion, Sittlichkeit und Schönheit beherrscht, oder vorwiegend zu Handlungen der Selbstsucht treibt, bildet den Kern des Charakters, der Persönlichkeit.

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.“

Durch fest und sicher ausgeprägte Charaktere, durch edle, hochherzige, großartige, sowie durch selbstsüchtige, gemeine, ja verbrecherische Menschen wird

---

*) Die ausführliche Erörterung dieser Sätze findet der Lehrer in meinem Werke: „A. Goerth: Einführung in das Studium der Dichtkunst. Bd. II: Die dramatische Kunst.“ Man studiere auch das verdienstvolle Werk v. Georg Günther: „Grundzüge der tragischen Kunst.“ Berlin 1885.

**) S. A. Goerth: „Die Lehrkunst“ (Leipzig bei Julius Klinkhardt, 2. Aufl. 1891). „Über Ideen“ S. 177.

die Welt bezwungen und geleitet. Es kommt dabei in jeder der beiden Richtungen auf Festigkeit und Größe an. Durch solche Charaktere vollziehen sich die Thaten, welche die **Geschichte** in ihren Büchern verzeichnet.

Jedes echte Drama giebt ein Bild menschlicher Lebenskämpfe.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Thaten und Ereignissen. Die erstern entspringen aus dem Charakter der handelnden Menschen, die letztern hängen vom Zufall ab. In frommem Sinne wird er als „göttliche Vorsehung", als „Schicksal" bezeichnet.

Der in einem Drama vorgeführte Lebenskampf hängt mithin entweder von den Charakteren der Hauptkämpfer, oder vom Zufall ab; zeigt entweder Thaten oder Ereignisse. Demgemäß ist die Handlung des Dramas entweder eine von Ereignissen abhängende Fabel, oder ein von Menschen durchgeführter Lebenskampf.

Die Aufgabe eines kunstgerechten Dramas besteht darin, uns solch einen Lebenskampf in seinen Hauptzügen vorzuführen und dabei den Zufall soviel wie möglich ausschließen.

Jedes kunstgerechte Drama erfordert bei der Menge von Scenen, die für sich Einzelhandlungen bilden, Einheit der Haupthandlung, d. h. des eben genannten Lebenskampfes. Dazu reicht eine Zusammenfügung von Ereignissen, mag sie noch so spannend sein, nicht aus. Sie ist, nach Lessings Wort, „ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder." Der große Dichter und Kritiker fährt fort: „Die Einheit der Haupthandlung besteht darin, daß die Thaten der Menschen, die der Dichter uns vorführt, ineinander gegründet sind, wie eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die überall das Ungefähr ausschließen, so daß alles, was geschieht, nicht anders hat geschehen können." („Hamburger Dramaturgie.")

Bei solch einer Einheit der Handlung, d. h. bei einem einheitlich durchgeführten Kampfe zwischen Spielern und Gegenspielern, pflegt der Dichter unsre Hauptteilnahme, unser das Gemüt tief erregendes Interesse, an die Thaten eines Haupthelden zu knüpfen, und Anhänger oder Freunde um ihn zu scharen. In den größten Tragödien wird dies Interesse oft zwischen zwei Haupthelden, dem Hauptspieler und dem Hauptgegner, geteilt. Wir wagen dann nicht, einem derselben in diesem ernsten Lebenskampfe vollständig recht zu geben. Solche Kunstwerke gehören zu den allergrößten; ihre Wirkung ist stets eine erschütternde Tragik. Zu ihnen gehören die „Antigone" von Sophokles und „Maria Stuart" von Friedr. Schiller.

Alle größern Dramen werden in fünf Akte oder Hauptstücke geteilt.*)

---

*) S. das vortreffliche, lehrreiche Buch von Gustav Freytag: „Die Technik des Dramas."

Diese Einteilung ist notwendig, um durch die Pausen den Schauspielern Zeit zur Erholung, und den Zuschauern Muße zu geben, die erhaltenen Eindrücke sinnend zu verarbeiten. Der erste Akt enthält die Exposition. Wir werden mit dem Hauptinhalt des Lebenskampfes, sowie mit Ort und Zeit der Handlung bekannt gemacht. Oft erhalten wir auch dabei ein leicht skizziertes Bild der Spieler und Gegenspieler. Der zweite Akt enthält die Steigerung unsres Interesse, d. h. unsrer herzlichen Teilnahme an dem Kampfe und den Schicksalen der Kämpfer. Im dritten Akt wird dies Interesse auf den Höhepunkt geführt, so daß wir den Ausgang des Kampfes schon überblicken können. Da dieser Ausgang schon klar vorliegt, so scheint nur noch ein einziger Akt nötig zu sein. Um das Mißvergnügen, das durch solch ein Vorhersehen des Ausgangs entstehen könnte, fein zu beseitigen, erfindet der Künstler den vierten Akt. In ihm giebt er unserm Interesse, ohne uns von der Hauptsache abzulenken, plötzlich eine neue Wendung, so daß wir von den Gedanken an die Schlußhandlung abgelenkt werden. (Dieser vierte Akt enthält die „Peripetie" d. h. den Umschwung unsres Interesse, die plötzliche Richtung auf neu Dargebotenes.) Durch diesen Kunstgriff — für den Dichter die schwerste Aufgabe — werden wir mit erneutem Interesse auf die Schlußhandlung, die „Katastrophe", hingelenkt.*)

In jedem Akte bildet am Schlusse eine Handlung, die als hervorragend kräftige Ursache auf eine spätere unausbleibliche Wirkung hinweist, die leitende Verbindung mit dem folgenden. Diese Handlungen heißen „erregende Momente". Am Ende des dritten Aktes, der den Höhepunkt unsres Interesse enthält, führt diese Handlung bei Tragödien den Namen „tragisches Moment" und im vierten „Moment der letzten Spannung." In Schillers Dramen treten diese erregenden Momente so klar und scharf hervor, daß jeder aufmerksame Leser oder Hörer sie mit Leichtigkeit erkennen kann. Mit unnachahmlicher Kunst hat der große Dichter auch in allen die schwierigsten Akte, den ersten mit der Exposition und den vierten mit der Peripetie, ausgearbeitet.

In jedem kunstgerechten Drama muß der Stoff idealisiert, d. h. mit Ideen durchwoben und verarbeitet sein. (S. mein Buch: „Das Studium der dramatischen Kunst.")

Die wichtigste Frage für die größte Art von Dramen, für die Tragödie, lautet:

---

*) Katastrophe heißt einheitlich Nachgesang, nicht Schlußhandlung. Der Ausdruck ist aus den alten griechischen Dramen und Aufführungen übernommen. Damals trat nach Beendigung des Dramas der Chor auf die Bühne und sang ein auf den Inhalt des Stückes bezügliches Lied. Dieser „Nachgesang" (Katastrophe) beendete das Ganze.

Wodurch vermag der Dichter unser Interesse so stark zu erregen, daß wir erschüttert und erhoben werden?

Gewöhnliche Menschen (Charaktere) haben nur kleine, unbedeutende alltägliche Lebenskämpfe aufzuweisen. Sie sind für die Tragödie als Hauptspieler (Helden) nicht zu verwenden. Von Stücken, in denen man dieses kleinliche Alltagsleben schildert — gewöhnlich nennt man sie „Schauspiele" —, sagt Schiller in seiner Satire „Shakespeares Schatten":

„Unsern Jammer und Not suchen und finden wir hier."

„Die Menschen darin," fährt er fort:

„machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
. . . . . Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors."

Wir erhalten durch die Schicksale und Kämpfe dieser Menschen keine Ahnung „von dem großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

Die Helden der großen Tragödie können nur große, mindestens bedeutende, hervorragende Menschen sein.

Bedeutende Menschen besitzen einen bedeutenden Geist. Durch ihr außergewöhnliches Streben verwickeln sie sich stets in schwere Kämpfe, bei denen es sich entscheiden muß, ob sie willens sind, dem kategorischen Imperativ der religiösen und sittlichen Pflicht zu folgen und nach höhern Ideen zu handeln, oder ob die leidenschaftliche Begierde, das verzehrende Verlangen nach Befriedigung ihrer Selbstsucht, zu mächtig ist und sie zu unedeln oder zu ruchlosen Thaten treibt, ihren Willen nach dieser Richtung lenkt.

Solche Kämpfe können sich nicht im Familienleben, in engen Verhältnissen vollziehen, sondern nur im öffentlichen sozialen und politischen Leben, auf der Weltbühne, wo „um der Menschheit höchste Güter, um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen"; wo wir „den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn." Solche Ziele können nur große Gegenstände sein, die es vermögen, „den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen." Diese großen Ziele werden stets durch große Ideen gesteckt, wie die Idee der „Menschenrechte", die Idee der „Glaubens- und Gewissensfreiheit", der „Toleranz."*) Deshalb dreht sich der in der Tragödie dar-

*) Wer in allen diesen Fragen zur Klarheit kommen, wer rechten Gewinn vom Studium der Dichtkunst und der Geschichte haben will, muß das Wesen der Ideen, dieser großen treibenden Mächte des Lebens, sorgsam studieren. Ich weiß, durch welche Schwierigkeiten ich zur rechten Erkenntnis dieses Begriffs mich durchgerungen habe. Ich lege nicht umsonst in allen meinen Werken darauf so großes Gewicht.

gestellte Lebenskampf stets um große Ideen, mögen sie aus idealer Liebe oder, wie in Shakespeares „Richard III.", aus der bis zum Höhepunkte aufgetriebenen Selbstsucht stammen.

Aus dem Kampfe um diese Ideen, diese treibenden Lebensmächte, ergiebt sich der in jedem Drama nötige Konflikt, der Zusammenstoß der Hauptkämpfer. Aus diesem Konflikte, der zur Entscheidung drängt, ob man so oder so handeln wolle, entsteht die tragische Verschuldung. „Es ist die Ehre großer Geister, daß sie schuldig werden." (Hegel.) „Der Handelnde," sagt Goethe, „ist stets gewissenlos; Gewissen (d. h. das Wissen um dies Thun) hat nur der Betrachtende."

Die Lösung dieses Konflikts, dieses Kampfes um die höchsten Güter des Lebens, um die höchsten Ziele des Menschen, muß die Zuschauer oder Hörer erschüttern und zugleich erheben. Diese Wirkung ist das „tragische Mitleid" mit dem Helden; nach Lessing („Hamburger Dramaturgie") „die auf uns bezogene tragische Furcht."*) Beide Gefühle sind religiöser Art, führen zur Religion. Sie versetzen uns in ein feines Sinnen und Denken und haben demgemäß mit bloßen Nervenreizungen nichts zu schaffen. Sie beschäftigen unser edleres Selbst, erregen in uns Ehrfurcht „vor dem großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," sie erfüllen uns mit einer frommen Traurigkeit, dem Gefühl unsrer Abhängigkeit von einer höhern Macht, oder mit tragischem Grausen vor der Größe menschlichen Frevelsinns.

Bei allen diesen Gefühlen empfinden wir während des Anschauens der durch die große Tragödie vorgeführten Thaten eine innere Erhebung.

> „Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir;
> Doch, daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor!"

Wir fühlen uns, wie „Faust", „so klein und doch so groß!" Auf diesem Gefühl beruht die „Kátharsis", von der Aristoteles als Wirkung der echten Tragödie spricht.**)

Es ist klar, daß diese Wirkung nur gebildete und feinsinnige Menschen

---

*) Diese tragische Furcht ist nicht zu verwechseln mit der pathologischen Angst, die wir beim Anblick eines Menschen empfinden, der in Todesgefahr schwebt. Das tragische Mitleid ist wohl zu unterscheiden von dem auf Nervenreizen beruhenden, das durch den Anblick von Kranken, Verwundeten, Leidenden erregt wird. (S. Lessings „Hamburger Dramaturgie".)

**) Die Philologen haben sich über diesen Begriff schier „den Pelz zerrissen." Am meisten bewundert man die Erklärung von Bernays: „Die Tragödie wirkt durch Erregung von Mitleid und Furcht die erleichternde Entladung solcher Gemütsaffektionen." Gustav Rümelin spricht von der „Entlastung des Gemütes von dem Drucke dieser Stimmungen." Überall ein Haken!

empfinden können. Nur an solche Hörer hat Schiller gedacht, nur für sie seine großen Kunstwerke geschrieben. Wer sie nicht sorgsam studieren will; wer die Mühe scheut, durch solch ein Studium sein Denken und Sinnen zu verfeinern, wird den Zugang zu dem innern Heiligtum dieser erhabenen Kunst niemals finden.

Aus dem Vorangeschickten wird klar geworden sein, daß der große Tragödiendichter fast ausschließlich auf das Gebiet der Geschichte angewiesen ist. Dort sind die Thaten aller hervorragenden Menschen durch tiefgehende Forschungen klargestellt. Die größten Geschichtsforscher pflegen bei Beschreibung großer Kämpfe auch stets die Ideen zu schildern, nach denen die Helden gehandelt haben, und deren Verschuldung oder Anspruch auf Ruhm darnach sorgsam abzumessen. Wollte der Dichter zu seinem Helden einen Menschen aus dem Leben seiner Zeit wählen, so müßte er ihm notwendigerweise Eigenschaften verleihen, die ihn in die Reihe historischer Charaktere erheben. Zur großen Tragödie gehört notwendig eine große tragische Verschuldung. Solch eine Verschuldung ist aber nur bei hervorragenden Geistern und in einer sehr einflußreichen Stellung überhaupt möglich. Die Verschuldung kleiner Geister gehört vor das Tribunal oder, falls sie recht kleinlich ist und uns Hörern den Seelenfrieden nicht stören kann, in das Lustspiel.

Es ist klar, daß der Dichter bei der Darstellung eines Lebenskampfes zwischen großen historischen Persönlichkeiten genötigt sein wird, Nebenpersonen frei zu erfinden. Darin zeigt Schiller eine große Kunst. Bewundernswert ist z. B. in „Maria Stuart" die Person des jugendlichen sinnlichen Schwärmers Mortimer.

Da die Haupthandlung, der einheitlich durchgeführte Lebenskampf zwischen dem Helden und seinen Gegnern, lediglich aus den Charakteren der Spieler und Gegenspieler entspringen muß, so kann der Dichter seine große Aufgabe nur lösen, wenn er die Kraft besitzt, Menschen verschiedenster Art in ihren Eigenschaften, ihren Eigentümlichkeiten, ihren Ideen und Willensrichtungen in seiner Phantasie klar und scharf, durchaus naturwahr vor sich zu sehn. Da er große Menschen, Helden, Staatslenker, Volksführer, uns denkend, sprechend und handelnd vorführen soll, so muß er die gewaltige Geisteskraft besitzen, in der Tragödie diese Großen und Gewaltigen der Erde auch so reden und handeln zu lassen, daß wir sie aus ihren Worten und Thaten sofort als die Großen und Gewaltigen erkennen. Schiller ist darin bewundernswürdig. In der berühmten Scene im 1. Akt von „Maria Stuart", die uns die politische hochwichtige Unterredung zwischen der Heldin und dem Staatsmann Lord Burleigh bringt, rufen wir unwillkürlich: „Welch erhabene königliche Frau! Jeder Zoll eine Königin!" In der be-

rühmten Verteidigung Wallensteins gegen die Anklagen des Staatsministers Questenberg in der 7. Scene des 2. Akts der „Piccolomini" erfaßt uns Bewunderung und Ehrfurcht vor diesem fürstlichen Feldherrn, vor dem gewaltigen Geiste dieses Lenkers der Geschicke seines Landes, so daß fortan unser herzliches Interesse bis zum letzten Augenblicke vorzugsweise ihm zugewendet bleibt.*)

Nachdem wir so die Hauptforderungen klar gemacht haben, welche von der Kunst an die große Tragödie gestellt werden müssen, bietet die Beantwortung der im Eingange gestellten Hauptfrage, „worin das Wesen und die Größe von Schillers dramatischem Talent bestehe" keine besondern Schwierigkeiten. Wir haben sie bei den einzelnen Erörterungen zum Teil schon gelöst. Es ist leicht nachzuweisen, daß er alle diese Forderungen in einer Vollendung erfüllt hat, wie vor oder nach ihm kein andrer Dichter. Die von ihm vorgeführten Charaktere sind alle lebensvoll, sind „Menschen von Fleisch und Blut." Sie sind in ihrer Eigenart überall so scharf ausgeprägt, daß man sie in allen Scenen, in denen sie handelnd auftreten, allein aus ihren Worten und ihren Handlungen erkennen**) kann. Selbst unbedeutende Nebenpersonen, wie Diener, Helfershelfer, die Mörder des Wallenstein, sind sorgfältig ausgearbeitet. Alle diese Gestalten sind nach Goethes Wort „ewig; denn sie sind!" Mit Recht sagt Gutzkow in seiner Vorrede zu dem Drama „Wullenweber": „Seit Schiller hat das historische Drama in Deutschland nur taube Blüten getrieben; es ist in der Größe und Hoheit, wie Schiller es erfaßte, nicht wieder gepflegt worden. Er verstand es, für seine Stoffe uns eine Empfänglichkeit abzugewinnen, die uns in die Geschichte wie in einen Familienkreis versetzt. Jede Person weiß sich nicht nur in ihrer geschichtlichen Bedeutung, sondern zugleich im allgemein menschlichen Interesse bei ihm geltend zu machen." Wir fügen hinzu: Bei dieser wunderbaren dichterischen Kraft, die großen historischen Kämpfe und Thaten lediglich aus den Charakteren der Hauptspieler und Gegenspieler hervorgehen zu lassen, giebt er uns zugleich in unübertroffen geistvoller Weise durch die Darstellung eine Ahnung von dem

---

*) Man beachte sehr diesen Punkt. Alle Nachfolger Schillers sind bei dem Versuche, große historische Tragödien zu schreiben, kläglich gescheitert. Ihre Helden sprechen samt und sonders wie gewöhnliche Menschen. Der unbedeutende Dichtergeist konnte sie nicht anders darstellen.

**) Man beachte diesen Punkt! In den gewöhnlichen rhetorischen Künsteleien, die Tragödien genannt werden, muß man stets nach der Überschrift sehen, um zu wissen, wer spricht und wer handelt. Dieser Mangel ist leicht erklärlich; denn alles, was da gesagt wird, spricht allein der Dichterling. Er verteilt seine Worte unter verschiedene Masken A, B, C, D u. s. f. Beim Zuschauen erkennt man sie an ihren Kostümen; beim Lesen des Stückes sind sie voneinander nicht zu unterscheiden.

„großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt;“ enthüllt uns bei dieser klaren und scharfen Schilderung der Welthändel die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung. „Unter den historischen Dramen, die nach ihm jährlich in Deutschland geliefert worden sind,“ sagt Gustav Freytag, „enthält die größere Hälfte wenig mehr als dialogisierte und verstümmelte Geschichte; etwa epischen Stoff in scenischer Form.“ Aus Schillers Tragödien sind alle vorhin genannten Gesetze und Kunstregeln abzuleiten. Dabei sind die Hauptteile, die Exposition, die erregenden Momente, der Höhepunkt des Interesse, die Peripetie, der Schluß, die Verwicklung der Helden in tragische Schuld, mit solcher Vollendung und Feinheit ausgearbeitet, daß der rechte Kenner und Freund des Schönen sich beim Studium dieser Kunstschönheiten wie in einem Zauberbann befindet. Sie sind in solcher Feinheit und Vollendung bei keinem Dichter der Welt zu finden. Und dazu diese herrliche deutsche Sprache, diese im reinsten Wohllaut hinfließenden Verse, diese prachtvollen Antithesen, diese tiefsinnigen Gedanken!

Bei keinem Dichter der Welt ist die für das Kunstwerk so notwendige Einheit der Haupthandlung so fein und geistvoll durchgeführt. Alle die einzelnen Scenen der verschiedenen Akte führen uns stets mit unwiderstehlicher Kunst auf dies Hauptinteresse zurück. Schiller schweift nie von seinem Thema ab!

Zu seinen großen historischen Tragödien hat Schiller so tiefe geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien gemacht, daß er uns mit Leichtigkeit in die Zeit der Handlung des Stückes zu versetzen vermag. Im „Wallenstein“, namentlich im „Lager“, giebt er uns ein Stück aus der Zeit des 30jährigen Krieges, wie es packender, wahrer und interessanter nicht gedacht werden kann. Alle diese Menschen stehen mit plastischer Vollendung vor uns und enthüllen uns in ihren Reden und Handlungen die Sitten, Gebräuche und Ideen jener furchtbaren Zeit, und zugleich den Zauber, welchen der Geist des gewaltigeu Kriegsfürsten über sie ausübt. Darum erfaßt uns bei allen seinen historischen Tragödien so mächtig das „Wehen des Geistes der Weltgeschichte,“ die nach Schillers eignem Worte zugleich das Weltgericht ist. Wir werden gepackt durch den eigentümlichen Zauber, den große mit den Geschicken der Völker verflochtene Charaktere durch ihre Handlungen auf uns ausüben; durch die hohen politischen Lebenskämpfe. Darum durfte Goethe über die Trilogie „Wallenstein“ mit Fug und Recht sagen: „Das Stück ist so bedeutend, so groß, daß in seiner Art zum zweitenmal etwas Ähnliches nicht zu finden ist.“

„Schiller,“ sagt der Ästhetiker Josef Bayer, „verhielt sich dem historischen Stoff gegenüber immer als Künstler, ihn umstellend, plastisch knetend, dramatisch organisierend, bis er seinen idealen Absichten sich so fügte, als ob

er von vornherein sein frei erfundenes Eigentum gewesen wäre. Gegen die Methode seines Schaffens dürfte sich kaum etwas Gegründetes einwenden lassen."

Nach diesen Erörterungen entsteht für den Lehrer die wichtige Frage, wie er in der Schule diese Dramen zu behandeln habe, um der heranwachsenden Jugend alle diese Vorzüge klar zu machen, sie in das innere Heiligtum dieser erhabenen Kunst einzuführen, und diesen Unterricht für Geist und Gemüt fruchtbringend zu gestalten. Es ist leicht, dazu den nötigen Plan zu entwerfen. Nach kurzer Belehrung über die „Technik des Dramas" beginne man damit, Scene für Scene des Stückes vorzulesen*), und veranlasse darnach die Zöglinge, die empfangenen Eindrücke zu durchdenken, die Einzelheiten sinnend zu durchforschen. Dabei wird der Lehrer sich genötigt sehen, zur Erklärung kurze historische und kulturhistorische Vorträge zu halten. Nach diesen notwendigen Vorbereitungen gilt es, wie bei allen Gedichten, die Zöglinge in die Werkstätte des Dichters einzuführen, ihnen die Geheimnisse der Komposition, die Beziehungen zwischen der Form und dem tiefsten Gemütsleben der Menschen klar zu machen und sie so anzuleiten, das Drama in ihrem Geiste nachzuschaffen und verständnisinnig zu genießen. (S. A. Goerth: „Einführung in das Studium der Dichtkunst.") Der Lehrer wird dabei leicht erkennen, daß die Kunst, klare und fein berechnende Fragen zu stellen, ihm unentbehrlich ist. Wenn es ihm gelungen ist, die Zöglinge mit Hilfe solcher Fragen über die Eigenschaften der verschiedenen Charaktere im Drama, über die Idealisierung des Stoffes, über den Konflikt, über die tragische Verschuldung der Hauptbelden aufzuklären, wird es ihm sicherlich gelingen, selbst jüngere Zöglinge mit dem veredelnden tragischen Mitleid zu erfüllen, das zur wahren Religion führt. Das Verständnis der andern Feinheiten und Schönheiten erfolgt dann von selbst und damit zugleich die Ehrfurcht vor dem Dichter, der uns so Edles und Schönes, so Großes und Herrliches gegeben hat. Bei solcher Erkenntnis wird der Geist zugleich gefeit gegen alles Gewöhnliche, Kleinliche, Alltägliche und Gemeine. Wer unsres Schiller herrliche Kunstwerke wahrhaft versteht und verständnisinnig zu genießen vermag, der ist „geweiht für alle Zeit", der wird später sich fern davon halten, in modisches Geschrei einzustimmen und die Götzen des Tages anzubeten. Auf diese Veredlung des Geschmackes hat der Lehrer der heranwachsenden Jugend sorgsam hinzuarbeiten. Er soll und muß bei diesem Unterricht im Sinne und Geiste seines erhabenen Lehrers, des großen Schiller wirken. Mehr als bei dem Unterrichte über die lyrischen Gedichte sind hier Ausarbeitungen der Zöglinge und Präparationen zum freien Vortrage am Platze. Die nun folgenden Musterlektionen werden dazu die nötige Anleitung geben.

*) Dabei darf kein Zögling im eignen Buche nachlesen. Später soll er die Scenen zu Hause lesen und sich präparieren, den Inhalt vorzutragen.

1. Wallenstein.

Erster Teil: Wallensteins Lager.
Die Piccolomini.
Zweiter Teil: Wallensteins Tod.

Wallensteins Lager.

Vorbereitung des Lehrers.

Schiller hatte nach Vollendung des „Don Carlos“ (1787) das Dichten, wie wir wissen, auf Jahre ganz eingestellt, um sich philosophischen, historischen und Kunststudien hinzugeben. Erst 1795 trat er wieder als schöpferischer Künstler hervor. Schon 1790 bei Ausarbeitung seiner „Geschichte des 30jährigen Krieges“ war in ihm der Plan aufgetaucht, den großen Kriegshelden Wallenstein auf die Bühne zu bringen. Im Jahre 1796 hatte er sich nach kurzem Schwanken, ob er diesen Stoff, oder „die Malthesere“ wählen solle, für das schwierigere, Großes verheißende Werk entschieden; 1799 wurde es vollendet.

Der Dichter erkannte mit dem großen durch tiefe historische Studien geschärften Blick, daß es sich hier darum handle, ein treues Bild der eigentümlichen kulturhistorischen Verhältnisse jener furchtbaren Zeit zu geben; denn nur mit Hilfe solcher Zeitbilder sei es möglich, Wallenstein in seinem großartigen Wirken als Heerführer und zugleich in seinen gewaltigen Plänen als Kriegsfürst und politischer Gegner des Kaisers vorzuführen. Darum gab er im ersten Teile der „Trilogie“ das Bild des Wallensteinschen Heeres und dessen Leben im Lager; im zweiten das der Feldherren, der Generale und Obersten, die jene wilden Scharen unter seiner mächtigen Leitung führten, und brachte dann im dritten Teile den Feldherrn selbst in seinem letzten Ringen und seinem Untergange.

„In den kühnen Scharen,“ sagt er im Prolog,

„Die sein Befehl gewaltig lenkt, sein Geist
Beseelt, wird euch sein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die scheue Muse selbst vor euch
Zu stellen wagt in lebender Gestalt.
Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.“

Aus diesen Worten ergiebt sich's klar, daß Schiller seinen Helden als schuldvoll behandeln wird, obwohl er von ihm sagt, daß „sein Charakterbild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte noch schwanke“.

Diese Erwägungen legen dem Lehrer die Pflicht auf, sich durch sorgfältige historische und kulturhistorische Studien mit jener furchtbaren Zeit und mit den Personen der Hauptspieler, mit Wallenstein und dem Kaiser nebst seinem Hofe in Wien, näher bekannt zu machen. Er wähle dazu Schillers „Geschichte des 30jährigen Krieges“, namentlich des berühmten Leopold v. Ranke „Wallenstein“, ferner Gustav Freytags „Bilder deutscher Vergangenheit“ und daneben auch die fein und künstlerisch dargestellten kulturhistorischen Bilder, die der Dichter Wilhelm Jensen unter dem Titel „Aus schwerer Vergangenheit“ veröffentlicht hat. Nur bei solchen Vorstudien ist's möglich, daß die Gestalten in dem berühmten Drama, diese Kinder einer wilden, unheilvollen und zugleich großartigen Zeit, „lebendig uns im Herzen auferstehen“; nur so vorbereitet wird es dem Lehrer gelingen, seine Zöglinge in das rechte Verständnis dieses größten aller dramatischen Kunstwerke würdig einzuführen.

Soviel zur notwendigsten Orientierung für den Lehrer. Die nötigen Mustervorträge werden an den geeigneten Stellen gegeben werden.

Wir nehmen an, der Lehrer habe die Geschichte des 30jährigen Krieges mit seinen Zöglingen sorgfältig wiederholt, so daß sie genau mit dem Orte und der Zeit der Handlung vertraut sind. Sie wissen, welche Schlachten und Verhandlungen auf der Weltbühne dem Jahre 1634 vorangegangen sind und Wallenstein veranlaßt haben, in Böhmen in Pilsen sein Lager aufzuschlagen und scheinbar unthätig die Züge der Gegner, der Schweden, abzuwarten.

Wallensteins Lager.

Der Lehrer zeichnet oder beschreibt die einzelnen Teile des bewegten Bildes, das die Bühne darbietet, und belehrt, daß alle nun folgenden Gespräche auf dem Vordergrunde, unmittelbar vor den Zuschauern, stattfinden.

L. (Nachdem er die 1. Scene und den Anfang der zweiten bis zum Auftreten des Wachtmeisters vorgelesen hat.) Die Scene, die Sie*) gehört haben, enthüllt uns ein trauriges Bild von den Zuständen während des entsetzlichen Krieges. Wir sind vor Pilsen in Böhmen. Ringsum müssen die Bauern das gewaltige Heer ernähren. Schildern Sie mir nach des Bauern Worten das daraus entstandene Elend.

K. Schon acht Monate hausen die Soldaten im Lande. Keine Feder, keine Klaue ist mehr zu finden; alles Vieh, das den Besitzstand des Land-

*) Der Unterricht über die Tragödien eignet sich nur für herangereifte Zöglinge in Oberklassen und in Seminarien.

mannes bildet, Federvieh und Zugtiere, Kühe und Schweine sind ihm geraubt, so daß die Leute vor Elend schier die eignen Knochen nagen müssen.

L. In welcher Absicht kommt dieser unglückliche, beraubte Bauer mit seinem jungen Sohne ins Lager?

K. Er will von der Beute gewinnen, die durch neue Truppen von der Saale und dem Main hereingebracht worden.

L. Sogenannte „glückliche Würfel" waren in betrügerischer Absicht mit Quecksilber gefüllt, so daß man mit ihnen nach Belieben den besten Wurf, d. h. die höchste Zahl von Augen, erzielen konnte. Auf welche Weise will er also jene Beute den Soldaten abgewinnen?

K. Durch Betrug beim Spiel.

L. Zu welchem unsittlichen Handeln leitet er dabei den eignen Sohn an?

K. Er soll sich recht erbärmlich stellen, gegen die Soldaten schön thun und sie loben.

L. Welche Entschuldigung führt er dafür an?

K. „Nehmen sie uns das Unsre in Scheffeln,
Müssen wir's wieder bekommen in Löffeln;
Schlagen sie grob mit dem Schwerte drein,
So sind wir pfiffig und treiben's fein." *)

L. Gewöhnlich gelten die Bauern, die Landbewohner, als die ehrlichsten Menschen. Die Begriffe der „ehrliche Bauer", der „redliche Landmann" sind uns allen geläufig. Sie bilden den Nährstand; auf ihrer Tüchtigkeit im Verein mit dem Fleiße des rüstig schaffenden Bürgers beruht die Wohlfahrt aller Staaten. Aus dem redlichen Landmann hat die Not des Krieges hier einen abgefeimten Betrüger gemacht. Wie muß es um den Staat stehen, in dem solche Zustände herrschen?

K. Er muß dem Untergange nahe sein.

L. Beweisen Sie mir aus der Behandlung des Bauern durch die Soldaten, daß in diesem Lande nur die Gewalt herrscht.

K. Der Trompeter fährt ihn an, nennt ihn Hallunk! Der Ulan hat noch Mitleid mit dem Hungrigen und Durstigen; er reicht ihm die Flasche, aber mit den Worten: „Da trink, du Hund!"

---

*) Da es sich bei diesem Unterrichte wesentlich darum handelt, die Zöglinge anzuleiten, solche dramatische Kunstwerke später selber zu studieren, so halte man darauf, daß zu den betreffenden Unterrichtsstunden jeder ein Exemplar des Dramas vor sich habe. Beim Vorlesen der Scenen durch den Lehrer sollen alle Zöglinge zuhören und nicht lesen. Bei der Besprechung sollen sie das Vorgelesene durchdenken und darum die einzelnen Stellen nachlesen. Wenn nicht ein zusammenhängender Vortrag verlangt wird, mögen sie wie hier die Verse citieren.

L. Diese erste Scene ist mit allen den Folgerungen, die sich für uns daraus ergeben, so wichtig, daß wir sie im Zusammenhange wiederholen müssen.

Mustervortrag des Lehrers.

Wir befinden uns im Kriegslager des Wallensteinschen Heeres vor Pilsen in Böhmen. Vor uns entrollt sich ein getreues Bild des Lagerlebens im Heere des gewaltigen Helden dieses entsetzlichen 30jährigen Krieges. Da steht ein Marketenderzelt, dort eine Kram- und Trödelbude, in der durch gewinnsüchtige Schlauheit herumziehender Kaufleute den Soldaten die Beute abgehandelt und dafür das stets willkommene bare Geld geboten wird. Auf Kochherden bereiten die Marketenderinnen und Garköche die Mahlzeit. Soldaten aller Farben und Feldzeichen drängen sich durcheinander. Einige würfeln auf einer Trommel, andre singen und jubilieren, oder drängen sich an die Marketenderzelte, um ein Gläschen zu genießen. Da tritt in den Lagerkreis ein Bauer und führt an der Hand seinen jungen, zaghaften Sohn. Die Absicht, welche er offen enthüllt, den neu von der Saal' und vom Main hereingekommenen Soldaten mit Hilfe falscher Würfel die Beute abzugaunern; die Lehren, welche er dem Knaben giebt, die Soldaten durch heuchlerische Demut und Lobhudelei zu gewinnen, enthüllen uns besser als eingehende lange Schilderungen das ganze Elend, das die 16 unseligen Kriegsjahre über Deutschland gebracht haben. Der Nährstand, der redliche Bauer, der fleißige Bürger, auf deren Arbeiten und sittlicher Tüchtigkeit die Wohlfahrt des Staates beruht, sie sind von der Übermacht der rohen und gewaltthätigen Soldaten zur Verzweiflung gebracht und in gewinnsüchtige Betrüger verwandelt worden. Was der Soldat ihnen „mit Scheffeln“ geraubt, wollen sie mit Hilfe listiger Betrügerei „in Löffeln“ von den Übermütigen zurückgewinnen. Sie sind dazu gezwungen; denn ihr Wohlstand ist vernichtet; sie besitzen zu Hause keine „Feder mehr, keine Klaue“, und der Hunger treibt sie zum äußersten. Zur Erhaltung des eignen Lebens greifen sie zu List und Betrug. Die rohe Behandlung der übermütigen Soldaten, von denen selbst die besseren den Bauer nur mit dem verächtlichen Ausdrucke „du Hund“ anreden, bestärkt sie in ihrem unsittlichen, durch die schwerste Not gebotenen Handeln.

L. (Nachdem er den 2. Auftritt vorgelesen.) Diese Scene bringt uns ein bedeutsames Gespräch zwischen dem Wachtmeister und dem Trompeter. Die Soldaten haben an diesem Tage doppelte Löhnung erhalten. Welchen Grund führt dafür der Trompeter an?

K. Die Herzogin Wallenstein wird mit ihrer Tochter erwartet; da soll Freude im Lager herrschen.

L. Auf welche verborgenen Gründe weist der Wachtmeister hin?

K. Die Soldaten sollen mit gutem Schluck und guten Brocken die Truppen zu gewinnen suchen, die von ferne herbeigekommen sind.

L. In welcher Bemerkung vereinigen sich die beiden Sprecher?

K. Es sei wieder etwas im Werke; es sei „gar nicht geheuer".

L. Und die Begründung ihrer Vermutungen?

K. Es seien Generäle und Kommandanten von andern Ländern herbeigeeilt; es sei ein „Gemunkel und ein Geschicke" zu merken; von Wien sei ein hochgestellter Rat mit einer guldenen Gnadenkette angekommen. Der Trompeter bezeichnet ihn als Spürhund, der Jagd auf den Herzog mache.

L. Welchen Hauptgrund führt der Wachtmeister an?

K. Sie trauen Wallenstein nicht, fürchten, er habe gefährliche Heimlichkeiten vor, er sei ihnen zu hoch gestiegen.

L. Es ist leicht zu erraten, daß diese Gegner des großen Kriegsfürsten in Wien sitzen. An ihrer Spitze steht der Kaiser. Auf welchen Kampf weisen diese Meinungen hin?

K. Auf einen Kampf zwischen Wallenstein und dem Kaiser.

L. Sie wissen, daß der Kaiser in seiner Not Wallenstein unbedingte Vollmacht gegeben hatte, in Kriegsangelegenheiten ganz selbständig zu handeln. Auf welche Macht scheint der Feldherr sich in diesem Kampfe stützen zu dürfen?

K. Auf die Anhänglichkeit seiner Soldaten.

L. Begründen Sie diesen Ausspruch durch die Worte des Wachtmeisters!

K. Sein Regiment, sagt er, und die vier, welche des Herzogs Schwager, Graf Terzky führt, sind ihm mit Leib und Seele ergeben. Er hat sie zu sich herangezogen, hat alle Hauptleute dieser Truppen selbst eingesetzt.

L. Diese Mitteilungen geben uns bereits eine Ahnung von den beiden Hauptgegnern, zwischen denen sich der Schicksalskampf in der Tragödie abspielen soll. Sie sind, wie Sie leicht einsehen werden, der allmächtige, auf sein gewaltiges Heer pochende W a l l e n s t e i n und der von ihm und zugleich von den Schweden und den deutschen Protestanten bedrohte K a i s e r. An jenen schließen sich seine Generäle und Soldaten an, an diesen die Minister, die Räte, die Beamten und die mächtige Partei der Jesuiten, die den furchtbaren Krieg heraufbeschworen haben, die gänzliche Vernichtung der Protestanten, der Ketzer, planen und sie durch List und Gewalt herbeiführen wollen. (Wiederholung.)

L. Die 3. Scene giebt uns ein Bild aus dem soldatischen Leben. Der Scharfschütz prellt den dummen Kroaten, handelt ihm unter Beihilfe des Trompeters für Kleinigkeiten einen kostbaren Halsschmuck ab. Wichtigeres für die Handlung bringt uns die nächste Scene. Inwiefern?

K. Der Konstabler meldet, ein Eilbote habe die Nachricht gebracht, daß Regensburg, die Hauptstadt des Bayerlandes, von den Schweden eingenommen sei.

L. Welche Thatsache veranlaßt den Wachtmeister, diesen Verlust als geringfügig zu betrachten?

K. Auf Veranlassung des Bayernherzogs ist Wallenstein auf dem Reichstage zu Regensburg 1630 abgesetzt worden.

L. (Nachdem er die 5. Scene vorgelesen.) Wir sehen zwei Jäger aus den neu angekommenen Truppenteilen auftreten. Die silbernen Tressen an ihren Röcken sind Beweise der Auszeichnung, die ihnen durch den Feldherrn zu teil geworden. Was bedeutet demgemäß das Wort des Wachtmeisters?

K. Die Holkischen Jäger sind tapfere Kriegsleute.

L. Es erfolgt die Erkennungsscene zwischen dem ersten Jäger und der Marketenderin, der „Gustel aus Blasewitz".*) Inwiefern giebt sie uns ein Bild des Lebens und Treibens jener Zeit?

K. Der Jäger hat seines Vaters Goldstücke in einer lustigen Nacht verspielt und ist unter die Soldaten gegangen. Die Marketenderin berichtet, wie sie mit den verschiedenen Heeren die Staaten der kriegführenden Mächte von Norden nach Süden, von Osten nach Westen durchzogen habe. Ihr Mann, ein Schottländer, habe sie treulos verlassen; nun ziehe sie mit ihrem Knaben umher. Ihre Nichte, eine Aufwärterin, wird von allen Soldaten gern gesehen. (Diese Antworten sind auf mehrere Zöglinge zu verteilen, dann im Zusammenhange zu wiederholen.)

L. (Nachdem er die lange 6. Scene vorgelesen.) Zu Anfang der Unterhaltung entspinnt sich ein kleiner Streit. Da wir viel daraus lernen können, ist er wohl zu beachten. Welche Behauptung stellt in Bezug auf seine Würde der Wachtmeister auf?

K. Er sei aus des Friedländers Regiment, sei etwas Besonderes; die andern seien beschränkt, gehören so zur ganzen Masse; er allein besitze den feinen Griff und den rechten Ton, der sich nur vom Feldherrn selbst ablernen lasse.

L. Wie fertigt ihn der erste Jäger ab?

K. „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt," sagt er, „aber sein Genie, seinen großen Geist könnt Ihr nicht fassen."

L. Der zweite Jäger giebt als Antwort eine Schilderung der wilden Tapferkeit, mit der die Holkischen Jäger in Bayreuth, im Vogtlande, in West-

---

*) Als Schiller bei Rat Körner in Dresden lebte, besuchte er oft den nahe gelegenen Ort Blasewitz. Die Tochter des Wirtes, ein munteres, anmutiges Mädchen, kredenzte ihm bei diesen Besuchen das Bier oder den Wein, den er bestellte. Infolge des Wohlgefallens, das sie bei ihm erregte, hat der Dichter sie hier verewigt.

falen für Wallenstein's Sache gekämpft haben. Welches ist dieser „langen Rede kurzer Sinn?“

K. Er behauptet dem Wachtmeister gegenüber, daß sein Regiment infolge dieser wilden Tapferkeit den Vorzug habe.

L. Der Wachtmeister behauptet dagegen, der Begriff, der feine Blick, der äußere Anstand mache den Soldaten aus. Welchen Hauptpunkt betont als Entgegnung der erste Jäger?

K. Die Freiheit macht den Soldaten. Er hat die engen Wände der Schreibstube und die Arbeitsqual aufgegeben, um als Soldat ein freies Leben führen zu können. Er habe seine Haut, sein Leben, dem Kaiser verhandelt, um von allen Nahrungssorgen befreit zu sein. Dies Leben wolle er gern opfern, frisch ins Feuer der Schlacht gehen, sich stets tapfer zeigen; aber die Freiheit, zu leben, wie es ihm gefalle, soll ihm gewahrt bleiben.*)

L. Er führt nun weiter aus, wie er diese Freiheit bei dem Könige Gustav Adolf, bei den Schweden, bei den Liguisten, bei den Sachsen gesucht, aber nirgends recht gefunden habe. Endlich habe ihn sein guter Stern zu Wallenstein geführt. Beschreiben Sie mir, weshalb er bei ihm für immer zu bleiben gedenkt.

K. „Da hat alles 'nen großen Schnitt
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig wie Windesweben
Auch den untersten Reiter mit.“

In Wallensteins Heer darf der Soldat kühn über den Bürger wegschreiten, wie der Feldherr über die Fürsten. Da giebt's ein einziges Vergehen: „Dem Befehl widersprechen,“ sonst ist alles erlaubt. Auf seinen Glauben kommt's nicht an, noch weniger auf sein sittliches Leben. Er ist nur der Fahne verpflichtet.

L. Diese Schilderung ist sehr wichtig; denn sie giebt uns ein treffendes, scharf gezeichnetes Bild des Geistes, der Wallensteins Heer beseelt. Vollenden Sie dies Bild mit den Worten des klugen ersten Jägers, zugleich mit Benutzung der Aussprüche seines Kameraden.

K. Er sagt, Wallenstein handelt ganz selbständig, fragt nichts nach dem Kaiser, hat nichts für des Reiches Schutz gethan, will ein Reich von Soldaten gründen, will alles unternehmen, was ihm gefällt. Ihm steht, sagt der zweite Jäger, stets das Kriegsglück zur Seite, so daß jeder tapfere Soldat sicher ist,

---

*) Diese Berichterstattungen über den Inhalt solcher längern Reden sind äußerst bildend. Man halte sorgfältig darauf, daß sie gewandt und sicher von den Zöglingen gegeben werden. Da sie hier in Form von Antworten bereits sorgsam ausgeführt gegeben sind, so wird ein Mustervortrag darüber dem Lehrer keine Schwierigkeiten machen.

unter seiner Führung zu siegen. Als besondere Empfehlung fügt dieser Jäger noch hinzu, daß der Feldherr, um solche Erfolge zu erringen, einen Teufel aus der Hölle im Solde halte.

L. Durch welche Mitteilungen bestätigt der Wachtmeister diesen Aberglauben?

K. In der blutigen Schlacht bei Lützen wurde sein Hut von Kugeln durchlöchert, Kugeln fuhren durch Stiefel und Koller; aber keine konnte ihm schaden, weil die höllische Salbe ihn beschützte.

L. Diese Ansichten waren damals unter allen Soldaten verbreitet und fanden überall Glauben. Nur der kluge erste Jäger glaubt nicht an übernatürlichen Schutz. Durch die Worte des Wachtmeisters erhalten wir daneben noch Aufschluß über eine wichtige Liebhaberei des Feldherrn. Schildern Sie mir diese Schwäche!

K. Er glaubt die zukünftigen Dinge aus den Sternen lesen zu können. Ein graues Männlein unterstütze ihn dabei.

L. Die Sterndeuterei, Astrologie, war damals weit verbreitet. Vermöge dieser Scheinwissenschaft glaubte man das zukünftige Schicksal eines Menschen voraussagen zu können. Dazu war nötig, ihm „das Horoskop zu stellen", d. h. genau den Stand der Gestirne beim Augenblicke seiner Geburt zu berechnen. Der Stern, welcher dann dem Haus des Lebens am nächsten stand, entschied für ihn. War es Jupiter, der „helle Gott", so war er zu Großem auserkoren; stand die Venus ihm nahe, so hatte er Glück in der Liebe zu erwarten. (Sorgfältige Wiederholung.)

L. (Nachdem er die 7. Scene vorgelesen.) Diese Scene giebt uns ein neues Bild aus dem Leben und Treiben jener Zeit. Ein Rekrut, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers, hat sich anwerben lassen. Sein Verwandter will ihn zurückhalten. Er repräsentiert die Ansichten des friedlichen Bürgers; die Soldaten, die den reichen Rekruten mit Freuden begrüßen, vertreten die Ansichten des Heeres. Schildern Sie mir diese Gründe und Gegengründe!

K. Der Bürger weist darauf hin, daß er bei dem friedlichen Leben zu Hause ein wohlhabender geachteter Mann werden könne, daß er von seinen Eltern, seiner Braut scheide, um einem wilden Treiben sich zu ergeben. Die Soldaten vertritt in ihren Ansichten der alte Wachtmeister. Er weist darauf hin, daß der Rekrut einen neuen Menschen angezogen habe, daß ein neuer vornehmer Geist ihn von jetzt ab beseelen solle. Aus dem Soldaten könne alles werden. Wenn er's erst bis zum Korporal gebracht, so stehe ihm die Bahn zum General offen. Als Beweis dafür führt er den Generalmajor Buttler an; der sei vor 30 Jahren noch einfacher Reitersknecht gewesen. Auch Wallenstein habe klein begonnen.

L. Wir haben aus der vorigen Scene das Verhältnis zwischen den Soldaten und dem Bürger erkannt, haben gesehen, welcher Übermut im ganzen Heere herrscht. Da giebt uns der Dichter ein neues ganz eigenartig erregendes Schauspiel. (Liest die 8. Scene vor.)

Sie haben die merkwürdige Rede des Kapuziners, des Predigermönchs, angehört. Gegen welche Macht scheint sein strafendes Wort sich zuerst zu richten?

K. Gegen das Heer und die Sünden der Soldaten.

L. Woraus können Sie aber schon dabei erkennen, daß er auf politische Verhältnisse anspielt?

K. Er spricht von dem Elend im ganzen Reiche, sagt, das Bollwerk im Bayerlande, Regensburg, sei in die Gewalt der Feinde geraten, während die Armee sich's in Böhmen wohl sein läßt.

L. Durch welche Wendung zeigt er, daß seine Predigt im Grunde gegen Wallenstein gerichtet ist?

K. Er sagt, das Ärgernis komme von oben, vom Haupte. Wallenstein glaube nicht an Gott und die Lehren der Kirche.

L. Durch welche Beschimpfungen sucht er ihn bei den Soldaten herabzusetzen?

K. Er wolle die Völker zu falschen Götzen bekehren, habe in Frevelsinn die Stadt Stralsund einnehmen wollen, und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen; er verleugne Christum, seinen Herrn, er sei ein Ketzer, und der Kaiser erlange für seine Lande keinen Frieden, solange er diesen Friedland walten lasse.

L. Wir haben schon oben erkannt, daß Wallenstein im Kampfe steht gegen den Kaiser, seine Räte und die Jesuiten. Inwiefern giebt uns diese Scene von diesem Kampfe eine Vorahnung?

K. Wir sehen, daß die Jesuiten diesen Kapuziner abgesandt haben, um die Truppen von Wallenstein abwendig zu machen.

L. Die folgenden zwei Scenen schließen sich an die erste an. Der betrügerische Bauer ist ertappt worden, er soll vom Profoß hingerichtet, gehenkt werden. Alle Soldaten mit Ausnahme der Deutschen des Generals Tiefenbach, sind seine Gegner. Da bringt das Auftreten der Kürassiere dem Ganzen eine neue Wendung. In welchem Tone führt sich allen gegenüber der erste Kürassier ein?

K. Mit dem Tone eines Befehlshabers.

L. Er ist nur einer unter den gleichen Brüdern; aber er handelt wie ein Gebieter, und alle lassen sein Wort gelten. Der Bauer wird freigelassen, der Scharfschütz, den er betrogen, zieht sich beschämt zurück. Welche Eigenschaften ermöglichen solch ein herrisches Auftreten?

K. Überlegenheit des Geistes und großes Ansehen im Heere.

L. Außerdem gehört dazu eine Gesinnung, die den Mann über die große Menge erhebt, ein edles, für das Hohe und Rechte begeistertes Gemüt. Durch welches Wort zeigt der erste Kürassier den edeln Stolz, der ihn beseelt?

K. Er tadelt den Scharfschützen, daß er sich so hat wegwerfen können, mit einem Bauer zu würfeln.

L. Worauf gründet sich das Ansehen, das seine Truppe genießt?

K. Er ist von des Pappenheims Kürassieren. Diese Truppe führt der junge Piccolomini. Sie haben ihn in der Schlacht bei Lützen, nachdem Pappenheim gefallen war, aus eigner Machtvollkommenheit zum Führer gemacht. Wallenstein habe dies Regiment besonders lieb, so daß es seine eigne Justiz ausüben dürfe.

L. (Nachdem er die lange 11. Scene bis zu dem Zank über des Feldherrn Stellung zum Kaiser vorgelesen.) Dieser Kürassier bespricht sich erst leise mit seinem Kameraden und antwortet dann auf das Befragen der neugierig gewordenen Jäger, daß ein Teil des Heeres in die Niederlande verliehen werden soll, um „den aus Mailand, den Infanten, den Pfaffen," hinzugeleiten. Zur Erklärung Folgendes: Die niederländischen Stände hatten durch besondere Gesandtschaft den König Philipp IV. von Spanien aufgefordert, einen seiner Brüder mit der Verwaltung der Niederlande zu betrauen. Dieser wählte dazu den jüngern Bruder Don Fernando. Er war zwar in den geistlichen Stand getreten — daher bezeichnen ihn die Soldaten als Pfaffen — war auch bereits Kardinal geworden; hatte aber seine Neigung zu weltlicher Herrschaft darum nicht aufgegeben. Da die Schweden sich mit Frankreich, vielmehr mit dem allmächtigen Kardinal von Richelieu verbunden hatten, mußte der Kardinal-Infant, wie er nun genannt wurde, sich den Weg nach den Niederlanden von Italien aus durch Deutschland mit Heeresmacht erzwingen. Dazu sollte Wallenstein einen Teil seines Heeres entsenden. (Sorgsame Wiederholung und zusammenhängender Vortrag der Zöglinge.)

L. Schildern Sie mir diese Forderung des Kaisers nach Entsendung der Hilfstruppe eingehender.

K. „Kürassiere, Jäger, reitende Schützen
Sollen 8000 Mann aufsitzen."

Die Dragoner des Generals Buttler, die Wallonen, die Jäger, die besten Truppen, sollen von Wallensteins Heer abkommandiert werden.

L. Durch welche Worte geben die Leute ihre Anhänglichkeit an den Feldherrn kund?

K. Sie sagen, aus Lieb' zum Wallenstein hätten sie Reitersdienst genommen; für den Kaiser Ferdinand hätten sie sich nicht gerührt.

L. Der Wachtmeister beweist in einer langen umständlichen Rede, daß dies kaiserliche Verlangen für den Feldherrn eine böse Falle sei. Was ist dieser langen Rede kurzer Sinn?

K. Er sagt, die Armee sei nur mächtig durch ihre Stärke; wenn man ihr 8000 Mann der besten Truppen entziehe, so gehe das Ansehen und damit die Macht verloren. Nur Wallensteins Geist habe die verschiedenartigsten Elemente, die Soldaten aus aller Herren Länder durch seinen großen Geist zu einer einheitlichen Heeresmasse zusammengeschmiedet. Das Heer sehe aus „wie aus einem Span"; darum sind die in Wien dem Feldherrn nicht gewogen und suchen ihm das Kommando zu entreißen.

L. Inwiefern hat er damit nach aller Meinung das Rechte getroffen?

K. Der erste Kürassier sagt, es zeige sich in der Maßregel von Wien aus eine Verschwörung, ein Komplott; man wolle dem Kriegsstande ans Leben.

L. Welche Maßregeln müsse man, sagt er, treffen, um dem Unheil zu steuern?

K. Er meint, man soll sich fest in Böhmen pflanzen und nicht dem Spanier zu Hilfe marschieren, mögen sie Befehle senden, soviel sie wollen.

L. Die vorsichtigen Arkebusiere, die treuen Deutschen unter Führung des Generals Tiefenbach warnen, weil sie einsehen, solch ein Widerstand sei Ungehorsam gegen ihren Herrn, den Kaiser. Durch welchen Hinweis wollen die Jäger, der Trompeter, der Wachtmeister sich rechtfertigen?

K. Sie weisen darauf hin, daß Wallenstein infolge seines mit dem Kaiser geschlossenen Vertrages (Paktes) absolute Gewalt habe, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Er sei ein Reichsfürst wie der Bayernherzog, könne Münzen prägen lassen und ganz selbständig handeln.

L. Um welchen Punkt dreht sich zuletzt der Streit?

K. Die Arkebusiere, die Deutschen, meinen, trotzdem stehe der Feldherr in des Kaisers Pflicht.

„Der Herzog ist gewaltig und hochverständig,
Aber er bleibt doch, schlecht und recht,
Wie wir alle, des Kaisers Knecht."

L. Wir wollen dies Wort uns sorgsam merken; denn es enthält eine hoch sittliche Idee, die zuletzt dem Kampfe zu Wallensteins Verderben den Ausschlag giebt. Der Streit wird beendet durch die schönen geistvollen Worte des ersten Kürassiers. Versuchen Sie, den Inhalt seiner Rede wiederzugeben.

Mustervortrag des Lehrers.

Wir wollen in Ehren, sagt er, des Kaisers tüchtige Reiter sein; darum dürfen wir uns nicht wie eine Herde behandeln, uns nicht von Pfaffen und

Hofschranzen, die vom Kriege nichts verstehen, nach ihrem Gefallen hudeln und herumschicken lassen. Wenn wir auf unsre Ehre halten, machen wir den Kaiser groß und mächtig, verleihen ihm „das große Wort in der Christenheit." Mögen die Günstlinge und Hofschranzen sich unter das goldne Joch bücken; wir verlangen kein Wohlleben, keine Gunst, nur die wahre Soldatenehre, nur die Freiheit, das zu sein, „wofür wir uns halten in unserm Herzen." Der Soldat darf sich nicht wie der Kroat als Schlachtvieh behandeln, sich nicht willenlos in den Tod treiben lassen; er muß ein edles Gefühl in sich tragen; die Ehre muß ihm höher gelten als das Leben, sonst möge er vom Handwerk fern bleiben. Er hat ein schweres Los; denn alles Schöne, alles, was dem Menschen das Dasein lieb und begehrenswert macht, muß er entbehren.

„Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Herd nicht wärmen.
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen;
Die Traubenlese, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen." *)

„Etwas muß jeder Mensch sein eigen nennen." Da ihm diese Freuden und lieblichen Schönheiten des Lebens versagt sind; da er besitzlos und freudlos umherwandern muß: so hat er statt jedes irdischen Besitzes, statt Gut und Wert nur seine Soldatenehre. Diese Ehre hält der erste Kürassier, der Sprecher, so hoch, daß ihm „sein eisernes Wams" besser gefällt als die Staatskleider der reichen Ritter und Kaufleute und die Prunkgewänder der Geistlichen. Mögen andre nach Ehren und Würden jagen, andre ihr Glück in einem friedlichen Stillleben finden, oder in einem ehrlichen und fleißigen Gewerbe: sein Glück ruht in dem stolzen Bewußtsein seiner Freiheit und seiner Reiterehre.

„Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Tier."

Er wird im Kriege stets menschlich handeln, aber nicht auf sich trommeln, sich nicht treten lassen. Freilich giebt der Krieg Not und Plag'; die armen Bürger und Bauern erregen sein Herz zu Mitleid; aber solchen Gedanken darf der Soldat nicht nachhängen. Beim Kampfe mit dem Schicksal fordert das Leben, just wie beim Einhauen während der Schlacht Rücksichtslosigkeit.

---

*) Solche herrliche Verse von vollendeter Schönheit darf man nur citieren. Darauf sollen die Zöglinge bei der Angabe des Inhalts von Gedichten achten lernen. Diese Verse lasse man auswendig lernen.

„Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton:
Über seinen Leib weg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte beiseite tragen."

Darum, so schließt der Sprecher seinen Vortrag, laßt uns das Glück, sowie es sich darbietet, mit beiden Händen fassen. Gar bald kommt der Friede und treibt uns auseinander. Noch sind wir beisammen; noch haben wir das Heft in der Hand; darum dürfen wir nicht dulden, getrennt, auseinandergesprengt zu werden.

L. Inwiefern scheint's, als ob man nun ein Komplott bilden wolle.

K. Die Jäger stimmen dem Kürassier bei und verlangen Vorschläge, wie man den Anschlag aus Wien stören könne.

L. Zu welchem Entschlusse vereinigt man sich?

K. Jedes Regiment soll eine kurze Denkschrift, ein „Pro Memoria" aufsetzen, des Inhalts, daß alle zusammenbleiben und vom Feldherrn, ihrem Soldatenvater, sich nicht trennen lassen wollen. Diesen Entschluß soll man dem jungen Oberst Max Piccolomini übergeben, der beim Feldherrn, sowie in Wien hoch angesehen ist. Er soll aller Fürsprecher sein.

L. Welche Truppe sagt sich allein von diesem Bunde los?

K. Die Arkebusiere des deutschen Generals Tiefenbach.

L. Wir müssen ihre Gesinnung ehren, wenngleich der erste Jäger von ihnen spöttisch sagt, „sie denken wie Seifensieder." Der erste Kürassier erkennt richtiger den wahren Wert ihrer unwandelbaren Treue und nennt sie „wackre Brüder". Wir wollen, wie bereits hervorgehoben ist, ihre Gesinnung sorgsam beachten.

Das herrliche, unübertroffen schöne Reiterlied: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd! aufs Pferd! Ins Feld, in die Freiheit gezogen!"*) bildet den Schluß dieses ersten Teils der Trilogie.

Überblicken wir das Ganze!

Es bildet den ersten Teil der „Trilogie" „Wallenstein". Der Dichter hat den gewaltigen Stoff durch drei für sich gesonderte und doch innerlich organisch verbundene Stücke dargestellt. Dabei war ihm als eine Hauptaufgabe geboten, in allen drei Teilen unser Hauptinteresse einheitlich an Wallenstein zu knüpfen. Bei dem ersten Stücke, dem „Lager", ist's ihm,

---

*) Es bedarf wohl keiner besondern Erinnerung, daß dies Lied von allen Knaben und Jünglingen sorgsam soll auswendig gelernt werden.

wie Sie jetzt erkannt haben, vortrefflich gelungen. Dem Prolog gemäß wollte er darin „des Feldherrn Schattenbild zeichnen“. In der That wird unser Sinnen und Denken von den vorgeführten Scenen beständig auf ihn gelenkt so daß wir oft meinen, er könne jeden Augenblick unter den hier sprechenden und handelnden Soldaten in Person erscheinen. Die Gespräche geben uns treue Kunde von seinem gewaltigen Geiste, von der Herrschermacht, diese bunt zusammengewürfelten Scharen zusammenzuhalten, dem Heere Einigkeit und jenen „großen Schnitt“ zu geben, der den Einzelnen mit vollem Vertrauen auf sein Glück erfüllt und den Sieg an seine Fahne bannt. Zugleich erhalten wir durch das Auftreten des Kapuziners und durch die Vorbereitungen zu der Ergebenheitsadresse einen schon ziemlich klaren Einblick in sein Verhältnis zum Kaiser, zu der Partei der Höflinge, der ihm feindselig gesinnten Reichsfürsten und der Jesuiten. Wir ahnen, daß der Kampf zwischen dem allmächtigen Feldherrn und seinem Herrn und Gebieter, dem Kaiser, sich zu einem furchtbaren Lebenskampfe entwickeln werde. (Sorgsame Wiederholung.)*)

L. Die bloße Schilderung einzelner Lagerscenen, wie das Auftreten des Bauern, der Tauschhandel zwischen dem Kroaten und dem Scharfschützen, die Anwerbung der Rekruten, gäbe eine hübsche Reihe von Bildern, aber man würde bei allen diesen Scenen das rechte dramatische Leben vermissen. Dies Leben giebt uns Schiller durch eine unübertroffen scharfe und charakteristische Darstellung der einzelnen Soldaten, welche die hauptsächlichsten Truppenteile repräsentieren. Aus ihren Ansichten und Mitteilungen geht klar hervor, welchen gewaltigen Geist der Schlachtenfürst besitzt, wie sein scharfer und genialer Blick jeden an seiner Stelle zu verwenden weiß, um seine großartigen Erfolge zu erringen. Alle diese Hauptrepräsentanten der einzelnen Truppenteile sind plastisch gezeichnete Gestalten, die sich unsrer Phantasie leicht und anmutig einprägen und lebensvoll vor uns stehen. In dieser Darstellung feiert die dramatische Kunst ihre größten Triumphe: darum haben wir die Pflicht, diese Gestalten eingehend zu studieren. (Sorgsame Wiederholung.)

L. Den ersten Kürassier haben wir bereits näher kennen gelernt. Er repräsentiert den edelsten Kern in des Feldherrn Heer, die tapfern, freien und dabei edel gesinnten Soldaten. Wir haben erkannt, daß er sich durch Überlegenheit des Geistes, edeln Stolz, Freiheitsgefühl und hochherzige Gesinnung vor den Kameraden auszeichnet. Er kämpft für die Freiheit und die Ehre, nicht um schnöden Soldes willen. In der begeisterten schönen Rede, die Sie niedergeschrieben und dem Inhalte nach vorgetragen haben, enthüllt er uns

---

*) Der Lehrer wird gut thun, diese kleinen zusammenhängenden Vorträge erst niederschreiben zu lassen und danach die freien mündlichen Vorträge zu fordern.

den Kern seines Gemütes. (Gesamtwiederholung der Charakteristik des ersten Kürassiers.)

L. Blicken Sie nun zurück auf alle Äußerungen des alten Wachtmeisters aus dem Karabinier-Regiment des Grafen Terzky. Er hält viel lange Reden. Ich habe Sie wiederholt aufgefordert, mir dieser langer Reden kurzen Sinn anzugeben. Welche Eigenschaft hat der Wachtmeister uns dabei enthüllt?

K. Er macht in seinen Reden viel unnütze Worte, ist langweilig, ist pedantisch.

L. Kluge Menschen wissen in allen Dingen stets das Richtige, Wertvolle herauszufinden und das Nebensächliche zu übergehen. Inwiefern zeigt der alte Wachtmeister sich als beschränkten Kopf?

K. Er legt zu viel Gewicht auf Äußerliches, Nebensächliches.

L. Ein kluger Mensch ist der erste Jäger. Denken Sie an die Scene, in der der Wachtmeister von sich lobt, er habe in des Feldherrn Nähe den feinen Griff und den rechten Ton gelernt. Durch welche Worte zeigt der erste Jäger sich in der Entgegnung als kluger Kopf?

K. Durch die Worte: „Ja, wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt; aber seinen Geist habt Ihr nicht begriffen."

L. Durch solche und ähnliche treffende Antworten zeigt der erste Jäger, daß er stets „den Nagel auf den Kopf trifft". Der alte Wachtmeister klebt an Äußerlichkeiten, hat sich genau des Feldherrn Worte gemerkt; der kluge erste Jäger nur deren Sinn und Geist. Durch welche seiner Antworten wird dieser Umstand uns klar?

K. Er sagt: „Ob's just des Feldherrn Worte sind, weiß ich nicht; aber die Sach' ist so, wie er spricht."

L. Der Wachtmeister verdient durch diese Umständlichkeit, durch dieses Festhalten an Äußerlichkeiten in der That den Namen „Befehlsbuch", den ihm spottend der erste Jäger giebt. Seine geistige Beschränktheit zeigt er auch bei dem Vergleiche, den er zwischen sich und dem Generalmajor Buttler anstellt. Inwiefern?

K. Er meint, er sei so hoch nicht gestiegen, weil seine Verdienste im stillen geblieben seien.

L. Diese Beschränktheit zeigt sich auch beim Gespräch über die abergläubischen Ansichten der Soldaten. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er beweist den Glauben an Wallensteins übernatürliche Kraft durch die Schilderung des Vorganges in der Schlacht bei Lützen; sagt, er sei durch eine höllische Salbe gegen jede Verwundung gesichert; auch verstehe er die Schicksale der Menschen in den Sternen zu lesen.

L. Sie wissen bereits, daß diese Beschäftigung mit Sterndeuterei, mit Astrologie damals die feinsten und klügsten Geister beschäftigte. Für den Geist des alten Wachtmeisters ist dies Studium unfaßbar; er sieht darin nur Verkehr mit höllischen Geistern. Aber trotz dieser Beschränktheit spielt er eine sehr wichtige Rolle. Welche Eigenschaft bewegt ihn, alles, was sich auf den Feldherrn bezieht, sorgsam zu erwägen?

K. Seine Treue, seine Anhänglichkeit an Wallenstein.

L. Inwiefern ist seine Bedeutung als treu ergebener Anhänger des Feldherrn so sehr wichtig?

K. Er spricht für sein Regiment und zugleich für die vier andern, die von Graf Terzky, Wallensteins Schwager, geführt werden.

L. Er hat mehr als dreißig Jahre gedient, gehört zu den wetterharten erprobten Soldaten, mit denen der große Feldherr bisher seine Erfolge errungen hat. Wir müssen ihn daher an Bedeutung neben den ersten Kürassier stellen, obschon dieser kluge und tapfere Soldat ihn in Geist und Bildung weit übertrifft.

Außer diesen beiden Männern haben wir noch die beiden Jäger näher zu betrachten; denn der Dichter hat sie sowie die genannten beiden Krieger mit besonderer Sorgfalt gezeichnet. Die Beweise für die Klugheit, den scharfen Verstand des ersten Jägers haben wir bereits beigebracht. Welche Eigenschaft enthüllt uns sein Gespräch mit der Marketenderin?

K. Er ist ein leichtsinniger Mensch.

L. Leichtsinn entspringt aus übermäßigem Jagen nach Lust, nach Vergnügen aller Art. Dabei entsteht von selbst eine Unlust und ein Widerstreben gegen ernste Pflichten. Inwiefern beweist der erste Jäger diese Eigenschaft durch die Erzählung von seinem bisherigen Leben?

K. Bei dem Könige Gustav Adolf, bei den Liguisten, bei den Sachsen hat er nicht genug lustiges Leben gefunden; darum ist er davongelaufen und hat sich von Wallenstein anwerben lassen.

L. Durch welche Eigenschaft hat er aber bewiesen, daß trotz dieses Leichtsinns ein guter Kern in ihm steckt?

K. Durch seine Tapferkeit.

L. Nennen Sie mir die Worte, durch die er seine Gesinnung klar darlegt!

K. (Lesen vor:)

„Flott will ich leben und müßig gehn"
. . . . bis
„Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter inkommodieren."

L. Mit diesen tapfern und lebenslustigen Soldaten konnte Wallenstein große Erfolge erzielen: darum ließ er ihnen volle Freiheit, zu thun, was er nicht verboten hatte. Er forderte nur blinden Gehorsam und verurteilte jeden Widerspruch gegen irgend einen seiner Befehle.

Der zweite Jäger ist nicht so klug wie sein Kamerad. Tapfer ist er auch gewesen; dafür sprechen die silbernen Tressen an seiner Uniform; aber er zeigt nur die rohe Tapferkeit, von der Schiller sagt, sie sei der Mut, den auch der rohe, wilde Mameluck besitzt. Sie ist eher Rauflust als Tapferkeit zu nennen. Lesen Sie die Scene, in der er seine Kriegsthaten schildert.

K. „Wir heißen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande ꝛc."

L. Seine Rauflust zeigt sich auch später, als der Bauer im Zelte um Hilfe schreit. Beweisen Sie's!

K. Der erste Jäger sagt: Da setzt's Hiebe! Darauf ruft der zweite Jäger: „Da muß ich dabei sein," und läuft in das Zelt zu den Streitenden.

L. Die verschiedene Lebensansicht der beiden Jäger zeigt sich sehr schön und klar in der Scene, in der der Rekrut eingeführt wird. Der erste Jäger spricht seine Entrüstung gegen engherzige Krämergesinnung aus, sowie seine Zustimmung zu tapferer Rücksichtslosigkeit. Welche Gesinnung zeigt sich in den Bemerkungen der zweiten Jägers?

K. Eigennutz in dem Worte: „Hör' du, wir müssen Zeltbrüder sein;" und Roheit in der Bemerkung, die Großmutter möge immerhin vor Kummer sterben; denn das gäbe eine gute Erbschaft.

L. Dem ersten Jäger geht über alles die Freiheit; dem zweiten Jäger der eigne Nutzen. Wie zeigt sich diese Verschiedenartigkeit noch bei der Besprechung über die Ergebenheitsadresse?

K. Der erste Jäger sagt: „Freiheit ist Jägers Element!" Der zweite sagt: „Freiheit ist bei der Macht allein; darum will ich bei Wallenstein leben und sterben."

L. Der Trompeter aus Terzkys Regiment, der Dragoner, die Tiefenbacher, sie alle sind trotz ihrer untergeordneten Rollen klar als Repräsentanten der Gesinnung ihrer Truppenteile gezeichnet. Darauf sind Sie schon wiederholt hingewiesen worden. Geben Sie nun eine zusammenhängende Charakteristik des alten Wachtmeisters und des ersten und zweiten Jägers.

Mustervortrag des Lehrers.

Der alte Wachtmeister ist eine meisterhaft gezeichnete komische Figur, ein echtes Kind des Lager- und Kriegslebens jener furchtbaren Zeit. Schon vor dreißig Jahren ist er ins Heer getreten, hat zu Köln am Rheine mit

Buttler, dem Chef des Dragonerregiments, als Gemeiner gedient. Buttler „thät sich baß herfür, thät die Welt mit seinem Kriegsruhm füllen," und ist bis zum Generalmajor aufgestiegen. Er hat es nur bis zum Wachtmeister gebracht, denn seine Verdienste sind, wie er meint, im stillen geblieben. Aber immerhin hat er eine Stellung errungen, die ihn, seiner Überzeugung nach, hoch über den gemeinen Soldaten erhebt. „Er steht auf der Staffel zur höchsten Macht," glaubt in alle politischen Verhältnisse, in die Welthändel, in die Pläne des Feldherrn, ja des Wiener Hofes eingeweiht zu sein, und lächelt daher überlegen, wenn die andern Soldaten eine Meinung äußern. Diese Selbstgefälligkeit in Verbindung mit einem sehr beschränkten Verstande spricht sich überall aus und bringt in Gemeinschaft mit der pedantischen Umständlichkeit, die mit vielen Worten und Umschweifen so herzlich wenig sagt, eine ungemein komische und erheiternde Wirkung hervor. Der kluge erste Jäger nennt den Alten sehr bezeichnend „das Befehlsbuch". Wenn er sich zu einer seiner umständlichen, wie er meint, sehr gewichtigen und tiefsinnigen Reden anschickt, so glaubt man ihn leibhaftig vor Augen zu haben, wie er langsam, bedächtig, mit überlegnem Lächeln den Kopf hebt, sich in Positur setzt, den pedantisch demonstrierenden Zeigefinger arbeiten läßt, und mit den kleinen Augen pfiffig blinzelt, wenn er eine den Feldherrn oder die Politik betreffende Mitteilung macht, die seiner Meinung nach nur ihm allein verständlich sein kann. Durch diese Eigenschaften, die sich mit Ruhe und Harmlosigkeit verbinden, wird er zum Mittelpunkt des ganzes Stückes, wird zu einer Persönlichkeit, um die sich die andern Soldaten in ihren so verschiedenen Charakteren und Meinungen leicht gruppieren. Er spricht überall mit, leitet alle Gespräche, giebt überall Erklärungen, ist bei jeder Scene thätig und fühlt sich dabei in seiner eingebildeten Bedeutung und Würde so recht behaglich und zufrieden. Dabei erhebt ihn besonders das Bewußtsein, zum Terzkyschen Corps zu gehören, zu dem „resolutesten" im Lager, das dem Feldherrn besonders ergeben ist und nach dem Ausspruch des Trompeters ihn in allen Gefahren aufrecht zu halten gedenkt.

Wie alle beschränkten Geister ist der Wachtmeister abergläubisch. Daß Wallenstein „fest", „gefeit" sei, meint er, ist kein Zweifel.

„Denn in der blut'gen Affaire bei Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut,
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salb' thät schützen."

Er berichtet ferner, daß der Feldherr in den Sternen die künftigen Dinge lesen könne, daß ein graues Männlein zu nächtlicher Frist durch verschlossne Thüren zu ihm eingehe, und daß sein Erscheinen stets große Ereignisse angekündigt habe. Mit allen diesen Eigenschaften ist der alte Kriegsmann, ganz abgesehen von seiner für die Wirkung des Stückes berechneten komischen Erscheinung, der Typus der echten Wallensteiner, jener wetterharten, tapfern Scharen, auf die der große Kriegsheld sich in jeder Not und Gefahr fest verlassen konnte. Er gehört zu denen, die mit Leib und Seele sein waren, ohne Klügeln sich bereit zeigten, mit ihm gegen die Hölle zu marschieren und auf sein Geheiß sogar nicht zögerten, gegen Kaiser und Reich zu Felde zu ziehen.

Der erste Jäger ist der Typus*) des echten leichtlebigen Soldaten der Fortuna, der Glücksgöttin. Schiller hat ihn als Gegensatz zum alten Wachtmeister gezeichnet. Diese Verschiedenheit tritt vom ersten Auftreten an zu des Alten Nachteil in gar ergötzlicher Weise hervor. Wie der Wachtmeister beschränkt, pedantisch, umständlich, langweilig, ist er klug, schlagfertig, witzig, trifft mit seinen Bemerkungen stets ohne viel Umschweife „den Nagel auf den Kopf". Als der Wachtmeister ihn bedauert, daß er unter Bauern gelebt, daß er nicht in des Feldherrn Nähe geweilt habe, um von ihm, so wie er, „den feinen Griff und den rechten Ton" zu erlernen, giebt er dem selbstgefälligen Tadler spottend zur Antwort:

„Sie bekam Euch übel, die Lektion.
Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist,
Sich nicht auf der Wachtparade weist."

Während der Alte in der Weise beschränkter Köpfe sich an Worte klammert, faßt er stets scharf deren Sinn und Geist auf. Als jener erklärt, vom Feldherrn den Ausspruch „Das Wort ist frei; die That ist stumm; der Gehorsam blind" urkundlich genau gehört zu haben, erwidert dieser: „Ob's just seine Worte sind, weiß ich nicht; aber die Sach' ist so, wie er spricht." Aberglauben verlacht er. Als die Rede auf Wallensteins Bündnis mit dem Teufel kommt, und der Wachtmeister diesen Glauben durch den Hinweis auf die wunderbare Errettung aus der Schlacht bei Lützen beweisen will, ruft der erste Jäger lachend aus:

„Was wollt Ihr da für Wunder bringen?
Er trägt ein Koller von Elenshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen."

---

*) Typus = Urbild.

Als echter Soldat der Fortuna setzt er seine Ehre, von der er selbst sagt, sie gehe übers Leben, in rücksichtslose, verwegne Tapferkeit.

„Führt mich ins Feuer frisch hinein,
Über den tiefen, reißenden Rhein,
Der dritte Mann soll verloren sein:
Werde mich nicht lang' sperren und zieren."

Aber er hat keinen Begriff von der höhern Kriegerehre des ersten Kürassiers. Als der rechte Typus eines leichtlebigen und leichtsinnigen Menschen meint er: „Ei, wer wird nach andern fragen!" Der Leichtsinnige ist stets selbstsüchtig. Dieser spricht seines Herzens Neigung in den Worten aus:

„Flott will ich leben und müßig gehen,
Alle Tage was Neues sehen,
Mich dem Augenblicke frisch vertrauen,
Nicht zurück und nicht vorwärts schauen.
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt."

Von diesen Grundsätzen beseelt, hat er die Fahne so oft gewechselt, bis er endlich die rechte Soldatenfreiheit im Heere des Wallensteiners gefunden. Hier denkt er an kein Entlaufen; denn hier kann er frei leben, wie es ihm behagt, braucht nur unbedingt zu gehorchen und sich in jeder Beziehung tapfer und der Fahne treu zu erweisen. Lustig leben, Beute machen, die errungenen Besitztümer schnell verjubeln, ist für ihn das rechte Leben.

Sein Kumpan, der zweite Jäger, ist vom Dichter beschränkter und roher dargestellt. Er teilt den allgemeinen Glauben an Zauberei und weilt mit Vorliebe auf den Schilderungen von Scenen wilder Rauflust, rücksichtsloser Plünderung und wilder Verwüstung. Als der Wachtmeister mit leisem Vorwurf darauf hinweist, daß man im Saalkreise und in Meißen von den Holkischen Jägern böse Dinge berichtet, antwortet er:

„Seid mir doch still! Was will das heißen?
Der Kroat es ganz anders trieb,
Uns nur die Nachles' übrigblieb."

Er entschuldigt seine Raubsucht und Roheit mit der noch höhern Bestialität der Kroaten; das ist kein feiner Ruhm. Mit solchen Soldaten, so fühlen wir heraus, kann Wallenstein viel ausrichten, solange das Glück ihm treu bleibt; aber sie werden ihn sicherlich treulos verlassen, sobald es zu wanken beginnt. Auf Leichtsinn und Roheit der Gesinnung darf man nie bauen. Sobald man solcher Menschen Eigennutz nicht mehr befriedigen kann, wird man in ihnen stets ebensoviel Verräter finden.

L. Wir haben erkannt, daß Wallenstein mit Soldaten von der Gesinnung des ersten Kürassiers Großes leisten kann, sobald er sie auf dem Wege des Rechts und der Ehre führt. Sie lassen sich nicht schlachten, wie der Kroat; sie folgen ihm selbst im Unglück; sie werden ihm treu bleiben, selbst wenn das Kriegsglück sich von ihm wendet und die leichtsinnigen und charakterlosen Soldaten der Fortuna, wie die Jäger, ihn verlassen. Aber sie werden ihm nicht blindlings folgen, wie die Truppen des Grafen Terzky. Sie fühlen sich in ihrer Würde und lassen sich von niemand, selbst nicht von dem verehrten Feldherrn, wie eine Herde behandeln. Dies stolze und feine Selbstbewußtsein, dies edle Rechtsgefühl, diese echte Soldatenehre sind des großen Feldherrn mächtiger Schutz selbst im Kampfe gegen seinen Kaiser. Möge für ihn, so wünschen wir von Herzen, nie der Tag erscheinen, an dem er infolge eigner Verschuldung dieser treuen Stütze verlustig geht! Noch scheinen seine Sterne hell zu strahlen; denn alle Soldaten vereinigen sich in dem „Pro Memoria“, durch das sie ihre Ergebenheit und ihren Entschluß, nimmer von ihm abzulassen, offen kundthun. Aber wir können uns nicht verhehlen, daß in dieser That eine gewisse selbstherrliche Auflehnung gegen die Befehle des Kaisers liegt, und daß die Tiefenbacher recht gethan haben, sich dem Vorhaben nicht anzuschließen. Diese Bedenken erregen unser Gemüt derartig, daß wir mit herzlichem Interesse, mit edler Besorgnis der weitern Entwicklung dieses schweren Kampfes zwischen Wallenstein und seinem Kaiser entgegensehen.*) (Sorgfältige Wiederholung.)

„Wallensteins Lager“ ist in jeder Hinsicht eine vollendete Kunstschöpfung. Die altdeutschen Reime sind von der glücklichsten Wirkung. Sie geben allen Gesprächen das echt volkstümliche Gepräge, sind den einfachen Soldaten, die hier sprechend vorgeführt werden, ganz angemessen und bringen in ihren naiven Wendungen die Denk- und Sprechweise dieser Kinder des 17. Jahrhunderts und des 30jährigen Krieges trefflich zum Ausdruck. Zugleich erhebt der Reim das Ganze in ein ideales Gebiet. Man kann sich zur Darstellung des „Lagers“ eine passendere Form gar nicht denken. Zugleich handhabt Schiller diese Reime mit ganz außerordentlicher Virtuosität. Er paßt sie jedem der dargestellten Charaktere an. Bald klingen sie derb, bald komisch, bald pedantisch, ja unklar wie die Gedanken des Sprechers, bald klagend, bald scharf und geistvoll, bald einfältig, bald erhaben. In den Worten des ersten Kürassiers erhebt sich an mehreren Stellen die Sprache zu der hohen Schönheit edelster Lyrik. Wir beschließen unsre Erläuterung mit den Worten des

*) Die Betrachtung über die klassische Kapuzinerpredigt (Studien der Reden von Abraham a Santa Clara) muß nach dem Vorlesen dieser Rede erfolgen.

trefflichen Biographen Dr. Karl Hoffmeister: „‚Wallensteins Lager‘ steht in makelloser Schöne vor uns, wie ein vollkommnes Naturprodukt. Die Kritik sieht ihr Unvermögen nicht besser ein, als einem solchen Meisterwerk gegenüber.“

(Gebildetern Zöglingen, z. B. Seminaristen, möge der Lehrer diese Worte vortragen und auf sorgfältige schriftliche Wiederholung halten.)

Die Piccolomini.

L. (Nachdem er die 1. Scene vorgelesen.) Wir befinden uns im Rathause zu Pilsen. Während im Lager dicht bei der Stadt die Soldaten hausen, haben ihre Generäle innerhalb ihrer Mauern bessre Quartiere bezogen. Ein besondrer Befehl Wallensteins hat sie zur Zusammenkunft in den großen Saal des Rathauses geladen. Die Eintretenden werden von seinem Vertrauten, dem General Illo, empfangen. Durch welche Mitteilung belehrt er uns, daß der Feldherr auch die Generäle der in der Ferne stehenden Truppen hergerufen hat?

K. Illo sagt, daß die Obersten von 30 Regimentern sich bereits zusammengefunden haben, daß der von auswärts kommende Graf Isolani manchen alten Freund begrüßen könne, den er seit längerer Zeit nicht gesehen.

L. Bedeutungsvoll ist das Gespräch zwischen Illo und Buttler. Welche Vermutungen dürfen wir aus des letztern Mitteilungen über den General Gallas entnehmen?

K. Daß Gallas von Wallenstein böse Pläne fürchtet und deshalb seiner Aufforderung nach Pilsen zu kommen, nicht gehorcht.

L. Durch welche weitere Mitteilung von Buttler werden wir in dieser Vermutung bestärkt?

K. Er sagt, Gallas habe auch ihn bereden wollen, zurückzubleiben; aber da der Fürst ihm ein Regiment übergeben und ihn zum Generalmajor erhoben, habe er sich entschlossen, zu Wallenstein zu halten.

L. Da wir aus den Mitteilungen der Soldaten im „Lager“ bereits wissen, welch ein furchtbarer Kampf sich zwischen Wallenstein und dem Kaiser vorbereitet, so erfüllen uns diese Mitteilungen mit erneuter herzlicher Besorgnis, mit hohem Interesse. Durch welchen Hinweis von Illo werden die Generäle erschreckt?

K. Durch den Hinweis, Wallenstein könne vom Platze weichen, d. h. sein Kommando niederlegen.

L. Uns Zuhörer erschreckt dies Wort nicht, weshalb wirkt es so stark auf die Generäle?

K. Sie fürchten, dann alles zu verlieren.

L. In diesem Ausrufe zeigt sich klar, welch ein Beweggrund diese Menschen an Wallenstein kettet. Nennen Sie ihn!

K. Eigennutz.

L. Wehe dem Feldherrn, wenn er sich auf solche Menschen verlassen will! Aus welcher Mitteilung erkennt der kluge Buttler, daß der Fürst Außergewöhnliches plant?

K. Aus der Mitteilung, daß Wallenstein Frau und Tochter aus Wien nach Pilsen gerufen habe.

L. Dies Gespräch wird durch die Ankunft des alten Octavio Piccolomini und des Ministers Questenberg unterbrochen. Bevor wir beide anhören, wiederholen Sie die wichtige Einleitung in Verbindung mit den Gefühlen und Vermutungen, die sie in uns erregt.

(Da diese Aufgabe eine leichte ist, so ist ein besonderer Mustervortrag hier unnötig.)

L. (Nachdem der 2. Auftritt vorgelesen.) In der Besprechung zwischen den aus der Ferne Ankommenden mit den Generälen enthüllt der Dichter uns sehr wichtige Dinge. Wie stellt sich Octavio Piccolomini zu dem kaiserlichen Rate und Minister?

K. Er ist mit ihm befreundet.

L. Erwägen Sie die Worte, mit denen er die Generäle vorstellt, und wiederum den Minister den Generälen. In welcher Weise bezeichnet man solch ein Benehmen?

K. Octavio Piccolomini spricht sehr verbindlich, schmeichelnd, überaus höflich.

L. Man erwartet solch ein Auftreten nicht von einem erprobten General. Zu welchem Amte würde er unsrer Meinung nach sich besonders eignen?

K. Zu dem Amte eines feinen Höflings.

L. Der Unterschied zwischen seinem Benehmen und dem der Generäle tritt äußerst schroff hervor. Welche Gesinnung zeigen Illo, Buttler und Isolani gemeinsam gegen den kaiserlichen Botschafter?

K. Haß und Verachtung.

L. Durch welchen Hinweis auf die jüngste Vergangenheit sucht Illo den kaiserlichen Rat besonders zu demütigen?

K. Er erinnert ihn daran, wie er mit Werdenberg nach dem Fall Tillys vor Wallenstein erschienen sei, um ihn im Namen des Kaisers anzuflehen, daß der Fürst des Jammers sich erbarme.

L. Inwiefern zeigt sich Buttler am trotzigsten?

K. Er nennt die Höflinge in Wien, die Minister mit inbegriffen, Blutegel, die am Mark des Landes saugen, Landschmarutzer, die die Füße beständig unterm Tisch des Kaisers haben, nach allen Gunsterweisungen begierig schnappen und dem Soldaten das Brod verschneiden und seinen Verdienst kürzen.

L. Der feinsinnige, kluge Minister begegnet allen Angriffen mit Ruhe, mit Würde und mit großer Schlagfertigkeit. Buttler will ihm erst in einer längern, gezierten Rede voll gesuchter Ausdrücke imponieren, glaubt ihn damit zu verwirren. Durch welches feine, spöttische Wort versteht Questenberg ihn zu schlagen?

K. Er fragt: „Was ist der langen Rede kurzer Sinn?“

L. Dadurch wird Buttler so geschlagen, daß er, nun ganz erregt, offen seine Meinung ausspricht. Geben Sie mir in der Kürze den Inhalt an!

K. Der Kaiser hat, sagt er, von Wallenstein das Heer empfangen; von ihm haben sie den Kaiser erst zum Herrn erhalten: darum knüpft er allein die Soldaten an seine Fahnen, und sie werden Respekt, Neigung und Vertrauen nicht dem ersten besten entgegenbringen, den der Wiener Hof ihnen an des Feldherrn Stelle setzen möchte.

L. Damit spricht Buttler die Meinung des Heeres aus, das dem Feldherrn die uns bekannte Ergebenheitsadresse gesandt. Diese Worte müssen den kaiserlichen Rat sehr schwer erregen. Inwiefern zeigt sich Octavio Piccolomini dabei als feiner und gewandter Unterhändler?

K. Er weist darauf hin, daß im Lager die Soldaten kühn und rauh werden, und teilt zur Besänftigung der beiden Männer mit, daß Buttler dem Kaiser treu gedient und bei einem furchtbaren Aufstand der Besatzung ihm seine Hauptstadt Prag gerettet habe.

L. Die Mitteilung, daß die Herzogin mit ihrer Tochter im Lager angekommen sei, unterbricht diesen sehr peinlichen Streit. Auf welche Zusammenkunft weist bei seinem Abschiede Illo hin?

K. Daß noch vor Mittag die Generäle mit Questenberg vor dem Feldherrn zusammenkommen werden.

L. Inwiefern hat uns diese Scene über den gefürchteten Kampf zwischen Wallenstein und dem Kaiser näher aufgeklärt?

K. Wir haben erkannt, daß seine Generäle den Minister und die kaiserlichen Hofschranzen hassen und verachten, und gesonnen sind, zu ihm zu stehen.

L. Diese Belehrung wird vervollständigt durch die nächste Unterredung zwischen Octavio und Questenberg. (Liest die Scene vor.) Zu welcher Besorgnis hat das vorangegangene Gespräch den kaiserlichen Minister veranlaßt?

K. Er meint, hier im Lager sei kein Kaiser mehr, hier sei der Fürst Kaiser; seine Hoffnungen seien vernichtet.

L. Welchen Aufschluß erhalten wir durch das Gespräch in Bezug auf Octavio Piccolomini?

K. Questenberg hat ihm vom Hofe den gefährlichen Auftrag überbracht, Wallenstein zu überwachen.

L. Wir werden dadurch gegen ihn eingenommen, denn uns widerstrebt solche Heimlichkeit und Hinterlist. Durch welche Mitteilung werden wir milder gestimmt?

K. Er sagt, er habe sich nie durch Lügenkunst, durch gleißnerische Gefälligkeit in Wallensteins Gunst gestohlen, habe ihm niemals ein falsches Herz geheuchelt, nur seine wahre Gesinnung ihm verborgen.

L. Schildern Sie mir, auf welche Weise er, ohne es zu wollen, des Feldherrn besondere Liebe erworben.

K. Ein Traum trieb Octavio, am Morgen vor der Schlacht bei Lützen Wallenstein, seinen Kriegsgefährten von Jugend an, aufzusuchen und ihm ein andres Pferd anzubieten. Er fand ihn fern von den Zelten unter einem Baume eingeschlafen. Nach seiner Aufforderung, mit ihm das Pferd zu wechseln, sei er ihm gerührt um den Hals gefallen und habe ihn seit dem Augenblicke mit seinem Vertrauen verfolgt.

L. Der 4. Auftritt bringt uns Einblick in die Seele des jungen Kriegshelden Max Piccolomini und in sein Verhältnis zum Vater, zum Kaiser und zu Wallenstein. (Liest die Scene vor.) Welche Gesinnung hegt er gegen Wallenstein?

K. Er ist ihm mit Leib und Seele ergeben und tadelt den Kaiser und seine Ratgeber, daß sie sich dem großen Manne so feindselig zeigen.

L. Versuchen Sie, die Schilderung, welche Max Piccolomini von Wallenstein entwirft, wiederzugeben. — Nach einigen Versuchen giebt der Lehrer für diese schwierige Aufgabe seinen

Mustervortrag.

Max Piccolomini wird von dem kaiserlichen Minister warm und herzlich empfangen. Aber er empfängt diese Beweise von Freundschaft mit Kälte, ja mit offner Abweisung, denn er will mit den Feinden seines Generals und väterlichen Freundes, des Fürsten Wallenstein, nichts gemeinsam haben. Um seine Abweisung und der Gegner Unrecht zu begründen, spricht er sich in folgenden Worten aus: „Der Wiener Hof ist mit dem Herzog nicht zufrieden. Was giebt's aufs neu denn an ihm auszustellen? Man tadelt, daß er selbständig handelt. Daran thut er recht, denn er allein hat vom Kriege und von allen Verhältnissen das richtige Verständnis. Er ist nicht gemacht, sich wie ein Höfling geschmeidig zu bücken und sich in alle Anordnungen zu fügen. Er besitzt eine Herrscherseele, und der Kaiser selbst hat ihn auf einen Herrscherplatz gestellt. Dort regiert er zum Wohle des Ganzen, zum Heil des Landes; dort steht er wie eine feste Säule, an die sich jeder zuversichtlich lehnen darf. Die Armee kann nur solch einen Führer brauchen." Auf den Einwurf, daß er nur das Heil der Armee im Auge habe, fährt Max begeistert fort: „Erkennt, wie

sein großer Geist alle Soldaten belebt, wie er jedes Einzelnen Tüchtigkeit zu wecken, jede Gabe seiner Untergebenen zu erkennen und an der rechten Stelle zu verwerten weiß. Dabei läßt er jeden in seiner Eigentümlichkeit gewähren; er wacht nur darüber, daß er seine Kraft zum Wohle des Ganzen verwende. So weiß er aller Menschen Vermögen zu dem seinigen zu machen." Auf den weitern Einwurf, daß er dabei nur vergesse, des Kaisers Diener zu sein, erklärt Max: „Er ist zu seiner Würde geboren und besitzt dazu die Kraft, seinem Herrschertalent auch den Herrscherplatz zu erobern. Gebt ihm Vertrauen, wie der seltne Mann es verdient, gebt ihm Raum und Freiheit, so wird er sich das rechte Ziel seines Strebens zu setzen wissen. Aber die kleinlichen Seelen in Wien werden durch alles erschreckt, was Größe und Tiefe hat; sie wollen nur flache, alltägliche Menschen. Der Kaiser hat in seiner Not den großen Geist des Feldherrn angerufen, und nun graut ihm vor der Erscheinung dieser Größe. Kann denn Großes, Gewaltiges geschehen wie das Alltägliche? Der Feldherr kann nur mit Hilfe außergewöhnlicher Mittel und Anstrengungen seine Ziele erreichen. Darum gönne man ihm auch, in großen Verhältnissen zu leben. Er darf weder nach den alten Ordnungen, noch nach modrigen Papieren, nach den althergebrachten Vorurteilen fragen. Ihm giebt die Richtung ‚das Orakel in seinem Innern, das lebendige'."

L. Die drei Männer sprechen vom Frieden, von seinen Segnungen. Da wird Max weich und spricht in gefühlvollen Worten sich über das Glück aus, im Frieden die Güter des Lebens, die Freuden stillen, reinen Glücks genießen zu dürfen. Er spricht begeistert von der schönen Zeit, die auf den Frieden folgen werde. Weshalb erfolgt gleich darauf sein herber Vorwurf gegen Questenberg?

K. Er wirft ihm und dem Wiener Hofe vor, diesen Frieden zu hindern, dem Fürsten, der allein ihn herbeiführen könne, das Leben zu verbittern, ihm alle Schritte zu erschweren, weil er das Wohl von Europa mehr im Auge hat, als die Bereicherung des österreichischen Staates.

L. Durch welche Worte tritt er offen auf Wallensteins Seite?

K. Er sagt: „Wie ich das Gute liebe, haß ich euch, und ich will für Wallenstein den letzten Tropfen meines Blutes verspritzen, ehe ihr in Wien über seinen Fall triumphieren sollt."

L. (Nachdem er die letzte kurze Scene des 1. Aktes gelesen.) Über das Verhältnis zwischen Max Piccolomini und Wallenstein sind wir klar geworden. Welche Befürchtung spricht sich in den Worten des Vaters, des alten Octavio, aus?

K. Er fürchtet, durch die Reise, durch die Begleitung der Herzogin und ihrer Tochter, sei über Max das Netz geworfen, sei er ganz für Wallenstein gewonnen worden.

L. Inwiefern erfüllt uns diese Scene und die vorletzte als „erregendes Moment“ mit Interesse für das Kommende?

K. Wir sind darauf gespannt, wie Wallenstein sich vor Questenberg und seinen zur Audienz befohlenen Generälen verantworten werde.

L. Geben Sie nun in der Kürze den Inhalt des 1. Aktes an!*)

Mustervortrag des Lehrers.

Wir befinden uns im Rathause zu Pilsen. Während im Lager dicht neben der Stadt die Soldaten hausen, haben die Generäle innerhalb der städtischen Mauern ihre Quartiere bezogen. Ein besonderer Befehl von Wallenstein hat sie zur Zusammenkunft in den großen Saal des Rathauses geladen. Die Eintretenden werden von seinem Vertrauten, dem General Illo, empfangen. Aus seinem Gespräche mit dem von auswärts kommenden Grafen Isolani erfahren wir, daß der Feldherr die Generäle der in der Ferne stehenden Truppen nach Pilsen gerufen habe. Die Obersten von 30 Regimentern seien bereits eingetroffen. Bedeutungsvoll ist das Gespräch zwischen Illo und Buttler, dem Chef der Dragoner. Wir erfahren daraus, daß General Gallas Buttler hat zurückhalten wollen, weil er fürchtet, Wallenstein hege gefährliche, böse Pläne. Buttler erklärt, sich Wallenstein anschließen zu wollen, weil der Feldherr ihm kürzlich ein Regiment verliehen und ihn zum Generalmajor befördert habe. Isolani spricht sich gleichfalls für ihn aus, denn Wallenstein habe ihm jetzt zum drittenmal seine Schulden bezahlt. Zu den Sprechenden treten Octavio Piccolomini und der kaiserliche Rat und Minister Questenberg. Die Soldaten im Lager bezeichneten ihn als „alte Perücke“, die von Wien gesandt sei, um den Feldherrn zu ärgern. Zwischen ihm und den Generälen entspinnt sich ein sehr erregtes Gespräch, das durch die vermittelnde Einsprache des feinen und verbindlichen Octavio Piccolomini nur mit großer Mühe in den Schranken der Höflichkeit und des Anstandes erhalten wird. Questenberg wirft Wallenstein und den Generälen vor, daß sie Böhmen schädigen, und dem Kaiser, der den Frieden wünscht, absichtlich widerstreben. Die Generäle antworten teils sarkastisch, teils mit offener Verachtung und rohem Trotz, daß der Kaiser und seine Ratgeber an den Zerwürfnissen schuld haben. Sie, die Generäle, gehören dem Feldherrn an und werden keinen andern Führer dulden.

Aus dem Gespräche der zurückbleibenden Freunde Octavio Piccolomini und Questenberg erfahren wir die für den ganzen Kampf so sehr wichtige Mitteilung, daß Octavio im Dienste des Kaisers steht und von ihm den Auftrag erhalten

*) Bei dem Studium von Dramen hat man die Angabe des Inhalts nach jedem Akte streng zu fordern, denn nur unter dieser Bedingung läßt sich später die rechte Betrachtung des Ganzen vermitteln.

hat, jeden Schritt des gefürchteten Feldherrn zu überwachen. Das Amt ist nur möglich, da Wallenstein seinen alten Waffengefährten infolge eines merkwürdigen Vorgangs am Morgen der Schlacht bei Lützen mit seinem Vertrauen wahrhaft verfolgt und alle seine Pläne ihm enthüllt. Um so schneidender wirkt auf uns die Erklärung des hinzutretenden Sohnes, des jungen Max Piccolomini. Er spricht den beiden Staatsmännern gegenüber offen aus, wie sehr er die Intriguen des Wiener Hofes verachte, wie hoch er den gewaltigen Feldherrn schätze, wie er in wahrer Erkenntnis seiner Größe und Bedeutung bereit sei, für ihn den letzten Blutstropfen zu verspritzen, ehe der Kaiser und die Höflinge über seinen Fall frohlocken sollen.

Durch diese Scenen ist uns klar geworden, daß der Lebenskampf zwischen Wallenstein und seinem Kaiser bereits bis zu einem hohen Grade entbrannt ist. Noch größere Gewißheit darüber giebt uns der Umstand, daß der Feldherr die Pfänder seiner Treue, seine Gemahlin und sein einziges Kind, aus Wien hat ins Lager führen lassen. Alle diese Mitteilungen und Erwägungen haben unser Interesse für Wallenstein erhöht und leiten uns mit gesteigerter Erregung in den 2. Akt.

Der 2. Akt.

L. Die 1. Scene zeigt die Vorbereitungen zu der Audienz, die der fürstliche Feldherr dem Gesandten seines Kaisers bewilligt hat. Im feierlich geschmückten Saale will er in Gegenwart der Generäle die kaiserliche Botschaft entgegennehmen. Wir wissen schon, wie fest Wallenstein an die Astrologie glaubt, sein Schicksal in den Sternen zu lesen meint. Welchen Schluß dürfen wir aus dem Umstande ziehen, daß er die Audienz durch seinen Astrolog Seni vorbereiten läßt?

K. Er muß dieser Audienz eine sehr hohe Bedeutung beilegen, muß von ihr großartige Erfolge erwarten.

L. Unsre Ansicht wird durch das folgende Gespräch mit der Herzogin wesentlich bestärkt. (Liest die Scene vor.) Welcher Seelenzustand ist aus allen Mitteilungen der Herzogin zu erkennen?

K. Sie ist voller Sorge und Angst.

L. Schildern Sie mir, wie dieser Zustand durch die Aufnahme und Begegnung am Wiener Hofe entstanden ist.

K. Bei der Aufnahme hat man sie fühlen lassen, daß ein Wandel vorgegangen sei. Statt huldreicher Herablassung hatte man feierliche, steife Förmlichkeit gezeigt; eine zarte Schonung, die mehr Mitleid als Gunst bewies.

L. Nennen Sie mir noch die andern Zeichen der verscherzten Huld!

K. Der Hof hatte sich in ein feierliches Schweigen gehüllt, hatte bewiesen, daß etwas unglücklich Unersetzliches geschehen sei. Die Königin hatte sie mehr mit schmerzlicher als zärtlicher Bewegung umarmt; die Fürsten Eggenberg und Lichtenstein, sowie die andern Freunde waren fern geblieben; der spanische Gesandte, sonst Wallensteins warmer Fürsprecher, war stumm geblieben.

L. Diese Mitteilungen sind für uns äußerst wichtig, denn sie zeigen, daß der Kampf bereits unvermeidlich geworden, daß Wallenstein Schritte gethan haben müsse, die ihm der Kaiser nicht verzeihen könne. Inwiefern beseitigen die ferneren Berichte der Herzogin in dieser Hinsicht jeden Zweifel?

K. Sie sagt, man zeihe ihren Gemahl verwegner Überschreitung der ihm anvertrauten Vollmacht, freventlicher Verhöhnung höchster, kaiserlicher Befehle; ja, man spreche von einer zweiten schimpflichen Absetzung.

L. Durch welchen Ausruf Wallensteins erfahren wir, daß er einen Entscheidungskampf bereits geplant und vorgesehen hat?

K. Durch die Worte: „O, sie zwingen mich, sie stoßen gewaltsam, wider meinen Willen, mich hinein!"

L. Die folgenden zwei Scenen mögen Sie für sich zu Hause lesen.*) Sie enthalten die Schilderung des Wiedersehens, das Wallenstein mit seiner Familie, mit der schön erblühten Tochter feiert. Zugleich erfahren wir, daß der Begleiter der fürstlichen Familie, Max Piccolomini, sein Herz dem Fräulein, Wallensteins Tochter Thekla, zugewandt hat, und daß Gräfin Terzky, des Feldherrn Schwägerin, das Liebesverhältnis begünstigt. Wichtig für uns sind die folgenden Scenen zwischen Wallenstein und seinen beiden Vertrauten, Graf Terzky und General Illo. Ein kurzes Selbstgespräch belehrt uns über Wallensteins Pläne. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er erwägt die Mitteilungen seiner Gemahlin, weiß, daß sie recht gesehen hat, daß man ihn absetzen und des Kaisers Söhnlein, der Ungarn König, Ferdinand, an seine Stelle setzen will. Deshalb, meint er, sei keine Zeit zu verlieren, seine Pläne auszuführen.

L. Welche Einsicht gewinnen wir durch das nun folgende Gespräch mit Terzky?

K. Die Grafen Altringer und Gallas sind von Wallenstein abgefallen. Wallenstein habe mit den Schweden, den Feinden, Unterhandlungen gepflogen; aber der schwedische Kanzler habe erklärt, sich nicht weiter mit ihm einzulassen,

---

*) Alle diese Liebesscenen, so schön sie an und für sich geschildert sind, eignen sich nicht für Behandlung in der Schule. Man gebe kurz den Inhalt an und überlasse die eingehende Lektüre dem Privatfleiß der Zöglinge. Dieser Hinweis möge für alle nachfolgenden Scenen gelten. Nur in der großen Scene, in der Max sich von Wallenstein losreißt, muß die Mitwirkung von Thekla vorgeführt werden.

da es ihm nimmer Ernst sei mit seinen Reden, und er die Schweden nur zu Narren habe.

L. Inwiefern söhnen uns des Feldherrn Worte vorläufig mit diesem gefährlichen Schritte aus?

K. Er erklärt, er beabsichtige nur, die Schweden zu gewinnen, ihm in seinen Plänen beizustehen. Aber sie sollen nicht das kleinste Stück von Deutschland dafür erhalten; sie müssen fort in ihre Heimat. Es soll nicht von ihm gesagt werden, daß er Deutschland zerstückelt, verraten habe an den Fremdling. Das Reich solle ihn einst als seinen Schirmer ehren; reichsfürstlich wolle er sich würdig bei des Reiches Fürsten niedersetzen.

L. Das sind sehr hochfliegende Pläne. Vorläufig haben wir nach diesen Worten noch keinen Grund, ihn als Verräter zu bezeichnen; aber er hat sich in furchtbare Gefahren und Kämpfe verwickelt. Inwiefern müssen wir Terzkys Einwürfen recht geben?

K. Er sagt, alle Fremden, die Schweden wie die Sachsen, verlieren die Geduld, weil Wallenstein so krumme Wege gehe, niemals offen spreche. Niemand weiß, was er von diesem Zögern halten soll.

L. Inwiefern wird dieser Vorwurf durch Wallenstein selbst bestätigt?

K. Er spricht wieder zweideutig, fragt, woher man wisse, daß er sie nicht alle zum besten habe. Die Macht, dem Kaiser zu schaden, habe er in den Händen; ob er sie brauchen werde, solle die Zukunft lehren.

L. Diese Verschlossenheit macht uns seinetwegen sehr besorgt. Dazu kommt noch das Ergebnis aus dem Gespräch mit Illo. Dieser sagt, er könne der Generäle sicher sein, sobald er die Piccolomini für sich habe. Wallenstein weist von ihnen jeden Vorwurf, jeden Verdacht streng ab. Auf welchen Trug baut er dabei?

K. Auf die trügerische Astrologie. Er erklärt, Octavio Piccolomini das Horoskop gestellt zu haben, und traue ihm unbedingt; er solle ihm nur die Unterschrift der andern Generäle verschaffen, daß sie zu ihm treu halten wollen.

L. Inwiefern erfüllt uns dieses blinde Vertrauen mit schwerer Besorgnis für ihn?

K. Wir wissen bereits, daß Octavio Piccolomini im Dienste des Kaisers zu seinem Aufpasser ernannt ist.

L. Diese Besorgnis, das tragische Mitleid, wird noch durch die folgende Verhandlung bedeutend verstärkt. Der kluge Illo beweist ihm, daß er dem kaiserlichen Befehle nicht gehorchen dürfe, ohne die Macht auf ewig aus den Händen zu geben. Tragen Sie mir den Inhalt seiner weitern Warnungen und Aufforderungen vor!

K. Er sagt, der rechte Augenblick zum Handeln sei gekommen; alle Fäden, sonst zerstreut, haben sich zusammengezogen, um sein Glück zu begründen. Alle

Generäle sind versammelt; er werde sie so einig nicht wieder zusammen finden. Wenn er sie entlasse, sind sie für ihn verloren.

L. Inwiefern trägt des Feldherrn thörichter Glaube an die Sterne noch mehr dazu bei, seine Lage zu verschlimmern?

K. Er weist auf die Sterne hin und behauptet, sie haben die rechte Stunde noch nicht gewiesen.

L. Seine Worte sind geistvoll, tiefsinnig und ernst; wir wollen die bedeutungsvollsten unsrer Sammlung von Sinnsprüchen einverleiben. Aber trotzdem krampft sich unser Herz zusammen; denn wir sehen, dieser Gewaltige eilt seinem Verderben entgegen. Welches Schlußwort bestätigt unsre Meinung?

K. Er sagt: „Nachgeben werd' ich nicht; ich nicht! Absetzen sollen sie mich auch nicht — darauf verlaßt euch!"

L. Der Einblick in den großen Lebenskampf, den diese Scenen gebracht haben, ist so wichtig, daß wir ihn im Zusammenhange wiederholen wollen.

Mustervortrag des Lehrers.

Wir befinden uns in den fürstlichen Gemächern des Herzogs. Im großen Saale, in dem die Vorbereitungen zum Empfange der kaiserlichen, von Questenberg überbrachten Botschaft bedeutungsvoll durch den Astrolog Seni getroffen werden, läßt Wallenstein von seiner Gemahlin sich über die letzte Aufnahme und Begegnung am Wiener Hofe Bericht erstatten. Ihren Mitteilungen gemäß scheint ihm dort nicht mehr die Sonne der Gnade, so daß er sich zu dem Ausrufe gezwungen sieht: „Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten." Der allmächtige Beichtvater des Kaisers, der Jesuit Pater Lamormain, hat sogar Winke fallen lassen, daß eine zweite schimpflichere Absetzung als die in Regensburg bevorstehe. Man zeihe den Fürsten verwegner Überschreitung der anvertrauten Vollmacht, freventlicher Verhöhnung höchster kaiserlicher Befehle. Durch alle diese Mitteilungen wird Wallenstein so erregt, daß er ausruft: „O, sie zwingen mich; sie stoßen gewaltsam, wider meinen Willen, mich hinein." Zu welchem Unternehmen er gezwungen wird, kann uns jetzt nicht mehr unklar sein: es ist der Kampf gegen seinen rechtmäßigen Herrn und Gebieter, den Kaiser.

Die finstern Gedanken und Sorgen des Feldherrn werden durch eine schöne Familienscene zerstreut. Seine Schwester, die Gräfin Terzky, führt ihm die blühende, liebliche Tochter zu und deren Paladin, seinen Liebling, den jungen Max Piccolomini. Aber bald wird die Sorge durch das nun folgende Gespräch mit seinem Schwager, Graf Terzky, neu erregt. Der Graf teilt ihm mit, daß Gallas und Altringer nicht erschienen sind, daß noch andre Generäle abfallen und daß der schwedische Kanzler, mit dem Graf Thurn in des Herzogs Namen Verhandlungen angeknüpft, nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wolle. Der Kanzler habe gemeint, Wallenstein wolle die Schweden nur zu Narren haben,

wolle sie am Ende mit einem elenden Stücke Geld abfinden. Auch die Sachsen verlieren schon die Geduld.

Wallensteins Entgegnung enthüllt uns sehr hochfliegende Pläne und söhnt uns mit ihm vorläufig vollständig aus. Er beabsichtige nur, so erfahren wir, mit der Schweden Hilfe Deutschland den Frieden zu geben, des Reiches Wohlfahrt zu begründen. Dafür sollen diese „Hungerleider“ nicht das kleinste Stück von Deutschland erhalten. Sie müssen fort in ihre Heimat. Es soll nie von ihm gesagt werden, daß er das Reich zerstückelt, an den Fremdling verraten habe. Es soll im Gegenteil ihn einst als seinen Schirmer ehren. Reichsfürstlich wolle er sich würdig bei des Reiches Fürsten niedersetzen. Diese Worte klingen sehr schön, aber sie erfüllen uns seinetwegen mit schwerer Besorgnis. Wird es ihm gelingen, dies Gewaltige, in seiner Art Furchtbare durchzuführen? Dies Gefühl wird verstärkt durch die nun folgende Unterredung mit General Illo. Der kluge Vertraute fordert ihn auf, die Gelegenheit zu benutzen. Jetzt seien alle Generäle und die ihnen ergebenen Truppen versammelt; der günstige Augenblick sei gekommen: nun möge er zur That schreiten. Der zögernde Feldherr weist in ernsten, tiefsinnigen Worten darauf hin, daß die Sterne das Unternehmen noch verbieten. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne,“ ruft ihm der kluge General zu; „du wirst so lange auf die Sternenstunde warten, bis die Stunde des irdischen Glückes dir verronnen ist.“ Aber er spricht vergeblich, und wir erhalten damit die traurige Gewißheit, daß dies Zögern und Schwanken des bedrohten Feldherrn ihm bei einem so schweren, furchtbaren Kampfe sicherlich zum Verderben gereichen müsse. Dies unselige Vertrauen zu dem Schicksalsspruch der Sterne zeigt sich mit voller Klarheit, als Illo ihn vor Octavio Piccolomini warnt. Er meint, dieses seines alten Waffengefährten, dieses Freundes, den ein wundersamer Traum und die Sterne ihm als den treuesten bezeichnet haben, vollkommen sicher zu sein, und verlangt von seinen Vertrauten nur, sie sollen ihm die Unterschrift der andern Generäle verschaffen, d. h. die Erklärung, daß diese Führer seiner Truppen ihm in allen Stücken treu und gehorsam verbleiben wollen. Ob er es wirklich bis zum offenen Treubruch und Abfall vom Kaiser kommen lassen werde, will er niemand enthüllen; nur in einer Sache scheint er fest und entschlossen zu sein. „Nachgeben,“ sagt er, „werd' ich nicht. Ich nicht! Absetzen sollen sie mich auch nicht — darauf verlaßt euch!“ Wir besorgen, dieser Entschluß kann ohne einen offenen Bruch mit dem Kaiser, ohne einen damit verbundenen Kampf auf Tod und Leben nicht durchgeführt werden.

L. (Nachdem er die berühmte 7. Scene vorgelesen.) Sie werden beim Vortrage dieser berühmten Scene jedem Worte mit gespannter Aufmerk-

samkeit und aufrichtigem Interesse gefolgt sein. Inwiefern vertritt hier Questenberg den Kaiser und den Wiener Hof?

K. Er bringt alle Beschwerden und Anklagen vor, die sich gegen Wallenstein gehäuft haben.

L. Auf welche Forderung läuft seine Botschaft hinaus?

K. Wallenstein soll acht Regimenter seiner besten Truppen, acht Reiterregimenter, dem Kardinal-Infanten zu Hilfe senden, um ihn mit seinem spanischen Heere sicher von Mailand durch Deutschland nach den Niederlanden zu geleiten.

L. Wir haben schon durch die Soldaten im Lager vernommen, daß Wallenstein diesen Befehl nicht ausführen darf, ohne seine ganze Macht zu verlieren. Weshalb verstößt dieser Befehl auch gegen die vom Kaiser selbst ihm ausgestellte Vollmacht?

K. Wallenstein sagt:

„Nur auf Bedingung nahm ich das Kommando;
Und gleich die erste war, daß mir zum Nachteil
Kein Menschenkind, auch selbst der Kaiser nicht,
Bei der Armee zu sagen haben sollte.
Wenn für den Ausgang ich mit meiner Ehre
Und meinem Kopf soll haften, muß ich Herr
Darüber sein."

L. Hier stehen die Häupter der beiden, in den gewaltigen Lebenskampf verwickelten Parteien einander gegenüber. Wem giebt Ihr Herz, giebt Ihre Überzeugung in jeder Hinsicht recht?

K. Wallenstein.

L. Wie wirken alle Entgegnungen, mit denen er die Anklagen von Questenberg zurückweist?

K. Wir sind überzeugt, daß Wallenstein nicht anders habe handeln können; daß diese Anklagen thörichte Verdächtigungen und arge Verleumdungen seien.

L. Vergleichen Sie nach diesem Eindrucke die beiden Personen miteinander. In welchem Lichte erscheint Ihnen Wallenstein gegenüber Questenberg?

K. Wallenstein erscheint uns als der fürstliche Herr und Gebieter, als der große Mann, Questenberg als ein gewöhnlicher Mensch, ein Ankläger, der auf Befehl des Kaisers seinen Auftrag erfüllt.

L. In der letzten großen Rede spricht Wallenstein offen und klar aus, daß er die krummen Wege und geheimen Pläne des Kaisers und des Wiener Hofes wohl durchschaue. „Gerad' heraus!" sagt er, „den Kaiser drückt das Paktum mit mir. Er möchte gern, daß ich ginge." Durch welchen Entschluß werden wir dann aber traurig gestimmt?

K. Er sagt, er wolle freiwillig abdanken, das sei bei ihm beschlossene Sache gewesen, ehe Questenberg angekommen.

L. Weshalb dürfen wir annehmen, daß Wallenstein hier nicht wahr spreche?

K. Er hat kurz vorher erklärt, daß er nicht nachgeben werde.

L. Durch welchen Hinweis versteht er dabei seine Generäle aufzureizen?

K. Er sagt, es thue ihm leid um seine Obersten; denn er sehe noch nicht, wie sie nach seiner Abdankung zu den vorgeschossenen Geldern kommen werden.

L. Durch welchen Hinweis auf seine Nachsicht und Toleranz in religiösen Dingen?

K. Er sagt: „War der Soldat, selbst der ausländische, nur sonsten brav und tüchtig, so habe er nach seinem Katechismus, d. h. nach seinem Glaubensbekenntnis, nicht gefragt; auch nicht nach seiner Herkunft."

L. Inwiefern muß diese Rede von seiner Abdankung alle Generäle so hoch erregen?

K. Sie wissen, daß das Heer sich dann auflöst, daß sie Hab und Gut und Macht verlieren werden, daß ein andrer Feldherr ihnen diese Verluste nicht ersetzen wird.

L. Zu welch einer Erklärung werden durch diese Erwägungen die Generäle hingerissen?

K. Sie rufen: „Wir wollen mit dir leben, mit dir sterben!"

L. Durch welche Verfügung zeigt der Feldherr, daß er diese Erregung für wahr hält?

K. Er befiehlt Octavio Piccolomini, für Questenbergs Sicherheit zu sorgen; denn er fürchtet, die erbitterten Generäle werden ihn mißhandeln.

L. Diese Wirkung ist für Wallenstein ein augenblicklicher Triumph; aber weshalb können wir uns in seinem Interesse über den Erfolg nicht freuen?

K. Weil wir wissen, daß der Feldherr in Wirklichkeit gar nicht gesonnen ist abzudanken.

Wiederholung des Inhalts dieser Scene; nach einigen Versuchen der besten Schüler

Mustervortrag des Lehrers.

Im feierlich geschmückten Saal sind die Generäle versammelt. Auf erhöhtem Sitze sitzt Fürst Friedland. Questenberg erscheint, um sich der kaiserlichen Botschaft zu entledigen; er muß dem Gewaltigen gegenüber Platz nehmen.

Mit fürstlicher Gebärde winkt ihm Wallenstein, seine Rede zu beginnen. Der feine, wohlwollende Mann spricht zuerst in beredten Worten des großen Feldherrn Lob aus und verweilt eingehend auf der Schilderung der gewaltigen Thaten, mit denen der Schlachtenfürst den großen Feldzug eröffnete. Öfters stolz, ja wegwerfend ermahnt, zur Sache zu kommen, bringt er endlich die An-

klage hervor, Wallenstein habe den Fall von Regensburg verhindern können; habe aber aus Haß gegen den Bayernherzog das Heer, dem kaiserlichen Befehl zum Trotz, unthätig in Böhmen zurückgehalten. Er wirft ihm ferner vor, Mathias Thurn, den Anstifter des ganzen Krieges,*) nach seiner Gefangennahme in auffallender Weise geschont zu haben. Dieser Erzfeind des Kaisers sei von ihm beschenkt entlassen worden.

Wallenstein läßt jede Anklage durch die anwesenden Generäle entkräften, und beweist, daß der Kaiser gegen den von ihm beschwornen Pakt gehandelt, ihn in seinen Plänen gestört, in seinem Ansehen schwer geschädigt habe. Mit zorniger Entrüstung wirft er ihm den schreienden Undank, jene schimpfliche Absetzung in Regensburg, vor und betont, daß die Schuld lediglich ihm, dem Oberhaupt des Reiches, zur Last zu legen sei. Diese neue Forderung, 8000 Mann seiner besten Truppen dem Kardinal-Infanten zur Verfügung zu stellen, sei eine jesuitische Nichtswürdigkeit, ersonnen vom Pater Lamormain, des Kaisers Beichtvater. „Wozu die krummen Wege, Herr Minister?" fährt er fort,

„Grad' heraus! Den Kaiser drückt das Paktum
Mit mir. Er möchte gerne, daß ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun, das war
Beschloss'ne Sache, Herr, noch eh' Sie kamen."

Bei diesen Worten geraten die Generäle, deren Hab' und Gut, deren Aussichten durch des Feldherrn Abdankung gefährdet sind, in große Aufregung, und ihr Unwille steigt so hoch, daß sie rücksichtslos auf Questenberg eindringen wollen. Wallenstein muß Befehl geben, den Bedrohten zu beschützen, und weist die Empörten an Illo. „Hier, der Feldmarschall," sagt er, „weiß um meinen Willen."

L. Diese Scene bildet das „erregende Moment", das uns mit erhöhtem Interesse in den 3. Akt leitet. Inwiefern trägt Wallensteins Weisung, sich an Illo zu wenden, dazu bei, uns noch mehr zu spannen?

K. Er hat Illo den Auftrag gegeben, ihm die schriftliche Erklärung der Generäle zu verschaffen, daß sie ihm treu bleiben wollen.

Der 3. Akt.

L. (Nachdem er die 1. Scene vorgelesen.) Terzky und Illo beraten, wie Sie gehört haben, einen schlauen Plan, die betreffende schriftliche Erklärung den Generälen mit List abzulocken. Sprechen Sie sich darüber aus!

---

*) Er hatte veranlaßt, daß in Prag am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Räte Martinitz und Slawata aus den Fenstern des Rathauses in den Schloßgraben gestürzt wurden.

K. Alle Generäle sind zu Graf Terzky eingeladen, um bewirtet zu werden. Illo will eine Formel aufsetzen, worin sich alle verschreiben, mit Leib und Leben am Herzoge zu halten, jedoch unbeschadet der Eidespflichten, die sie dem Kaiser schuldig sind. Diese Schrift soll den Gästen vor Tisch vorgelesen werden. Nach dem Gastmahl, wenn alle von Wein halb berauscht sind, soll ihnen eine ganz ähnliche Schrift, bei der jene Klausel von dem dem Kaiser schuldigen Eide weggelassen ist, zur Unterschrift vorgelegt werden. Sie werden nichts Auffälliges finden und unterschreiben.

L. Durch welchen Hinweis sucht Illo den Einwurf, dies sei unnütze Gaukelkunst, zu entkräften?

K. Er sagt, sie mögen hinterher über Arglist schreien: gefangen sind sie doch, und in Wien wird man darnach ihren Worten nicht mehr trauen. Auch werde dieser Schritt Wallenstein endlich bewegen, zur That zu schreiten.

L. Inwiefern baut Illo so fest auf diesen ersten entscheidenden offenen Abfall vom Kaiser?

K. Er sagt: „Ist der große Schritt nur erst gethan, so wird der Notzwang der Begebenheiten ihn schon weiter und weiter führen. Drängt ihn die Not, dann kommt ihm seine Stärke, seine Klarheit."

L. Die folgenden 7 Scenen des 3. Aktes mögen Sie zu Hause für sich lesen. Sie enthalten die Aufklärung, daß Max Piccolomini zu Thekla, der einzigen Tochter seines Feldherrn und fürstlichen Gebieters, tiefe Liebe fühlt und daß das Mädchen diese Liebe erwiedert. Gräfin Terzky begünstigt dies schöne reine, die jungen Leute so hoch beglückende Verhältnis; aber ihre Beweggründe zu dieser Begünstigung sind nicht humaner, sondern politischer Art. Im 2. Auftritt sagt sie für sich: „Ich verstehe dich, Wallenstein. Du hast die Tochter hergefordert und Max Piccolomini zu ihrem Begleiter gewählt, um beide aneinander zu ketten, um die Piccolomini unaufhörlich mit deinen Plänen zu verbinden." Thekla errät diese listigen und gefährlichen Umtriebe und warnt den Geliebten. „Sie meinen's falsch," sagt sie zu ihm, „trau' niemand hier, als mir; sie haben einen Zweck, unsre Liebe zu dulden." Max kann solche Hinterlist sich gar nicht denken und hofft vertrauensvoll auf die Zukunft. (Wiederholung.)

Der 4. Akt.

L. (Nachdem er die 1. Scene gelesen und die ganze Anordnung auf der Bühne erklärt und durch eine kleine Zeichnung auf der Wandtafel veranschaulicht hat.) Wir sehen Max Piccolomini in den Saal zu den bereits sehr fröhlich gestimmten Gästen treten. Aus welchen Worten des Grafen Isolani geht hervor, daß man schon übermütige und aufrührerische Reden führt?

K. Er sagt zu Max: „Sie teilen dort an der Tafel Fürstenhüte aus, des Eggenberg, Slawata, Lichtenstein, Sternberg; ebenso andre große böhmische Lehen.

L. Durch welche Ansichten und Hoffnungen konnten die Generäle sich zu solchen Reden getrieben fühlen?

K. Durch die Meinung, Wallenstein werde bestimmt mit dem Kaiser brechen, selbständiger Reichsfürst werden und sie mit den Gütern ihrer Feinde belohnen.

L. Graf Terzky überreicht Max die Ergebenheitsadresse, die wir schon kennen. Durch welche Worte erweist diese Adresse sich als eine ganz gesetzliche?

K. Durch die Worte: „soweit nämlich unser dem Kaiser geleisteter Eid es erlauben wird."

L. Aus welchem Worte des Grafen erkennen wir, daß der Betrug gespielt werden soll?

K. Der Graf erhält von seinem Adjutanten Rittmeister Neumann die zweite Schrift, bei der jene Klausel fortgelassen ist, und befiehlt, die erste sofort ins Feuer zu werfen.

L. (Nachdem er die 3. und 4. Scene gelesen.) Beweisen Sie mir aus Illos Worten, daß die Stimmung der Generäle gegen den Kaiser eine sehr feindselige sein muß.

K. Illo sagt, General Montecuculi habe gemeint, man müsse, da alle beisammen seien, dem Kaiser in seinem eignen Wien die Bedingung machen.

L. Bedeutungsvoll ist die offne Erklärung des General Buttler. Aus welchem Worte geht hervor, daß er die List mit der Klausel sehr wohl durchschaut hat?

K. Er sagt: „Ihr könnt auf mich rechnen; mit oder ohne Klausel, gilt mir gleich".

L. Das nun folgende Gespräch giebt uns einen sehr interessanten Einblick in Buttlers Charakter. Durch welchen Hinweis zeigt er seinen festen Entschluß mit Wallenstein sich auf Leben und Tod zu verbünden?

K. Er sagt, der Fürst könne ihn auf jede Probe stellen; er werde des Friedländers Knecht sein, sobald sich Wallenstein zum eignen Herrn machen will.

L. Er muß dazu durch ganz besondere Gründe bestimmt sein. Woraus können Sie erkennen, daß er diesen Schritt nicht aus Gewinnsucht thut?

K. Er sagt: „Ich biete meine Treue nicht feil und wollte auch nicht geraten haben, mir vor einem halben Jahre abzuhandeln, wozu ich jetzt freiwillig mich erbiete."

L. Er betont so heftig, daß er 40 Jahre lang seine Treue bewahrt habe. Geldgier, Habsucht, Wankelsinn, schnell bewegtes Blut, kurz, leichte oder gemeine Ursachen haben ihn, seinen eignen Worten gemäß, vom langgewohnten

Ehrenpfade nicht ablocken können. Er will sogar den Fürsten zum Erben seines Vermögens einsetzen. Welcher Grund allein hat ihn, seinen Worten gemäß, zu dieser offnen Erklärung getrieben?

K. Er will volle Rache haben.

L. Wer ihn so tief gekränkt und beleidigt hat, wissen wir nicht; da er aber durch Wallensteins Abfall vom Kaiser diese Rache glaubt befriedigen zu können: so dürfen wir wenigstens vermuten, wo seine Todfeinde zu finden sind. Wo?

K. Am Wiener Hofe, unter den Anhängern des Kaisers.

L. Durch welche Reden erweist Buttler sich als ein bedeutender, ungewöhnlich begabter Mensch?

K. Er spricht klug über die politischen Verhältnisse und zeigt, daß er die Pläne des Herzogs von Weimar, des Grafen von Mansfeld wohl kennt und zu würdigen weiß.

L. Durch welche Macht wird er ein so wichtiger Bundesgenosse für Wallenstein?

K. Er führt ihm sein ganzes Reiterregiment zu und will auch den Schotten Leßly gewinnen.

L. Durch welchen Befehl beweist Graf Terzky, daß er diesen Gewinn für seinen Schwager Wallenstein sehr hoch schätzt?

K. Er sagt zum Kellermeister: „Laß aufgehn, was du hast, die besten Weine! Heut' gilt es; unsre Sachen stehen gut."

L. (Nachdem er die 5. Scene gelesen.) Die Gespräche der Diener verkündigen uns, daß ein wüster Taumel sich jetzt der lustig Zechenden und Schmausenden bemächtigt hat. Durch welche Forderung zeigen sie ihre aufrührerischen Gedanken?

K. Sie wollen Umtrunk halten aus dem Kelche, der auf die Krönung Friedrichs, des Pfalzgrafen, zum deutschen Kaiser kunstvoll gearbeitet ist. Graf Terzky hat ihn damals bei der Vertreibung des Pfalzgrafen nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag erbeutet.

L. Durch welche Worte zeigen sie, daß sie den Umtrunk aus diesem Becher dem Kaiser zum Trotz halten wollen?

K. Sie rufen: Herzog Bernhard, der Fürst von Weimar, des Kaisers Feind, der Protestant, soll leben!

L. Welche Befürchtungen erwachsen uns Freunden von Wallenstein aus den Gesprächen der Diener?

K. Die Diener stehen im Solde der Feinde des Feldherrn, der Priester, und beraten, was sie Pater Quiroga zu berichten haben. Wir fürchten Verrat.

L. (Nachdem er den 6. und 7. Auftritt gelesen.) Die im Hintergrunde der Bühne zechenden und schmausenden Generäle brechen auf und treten zu

gemeinsamem Gespräche in den Vordergrund, um von ihrem Wirte, dem Grafen Terzky, sich zu verabschieden. Die Ergebenheitsadresse ohne die Klausel ist bereits von den meisten unterschrieben worden. Octavio Piccolomini ist ganz nüchtern und besonnen geblieben. Durch welches Thun zeigt er seine Klarheit?

K. Durch sein Gespräch mit Buttler und mit seinem Sohne.

L. Inwiefern beunruhigt uns seine Bereitwilligkeit, die Adresse zu unterschreiben?

K. Wir fürchten böse Absichten, denn wir wissen, daß er die List durchschaut hat.

L. Die Angelegenheit wird verraten durch den ganz betrunkenen Illo. Seine Reden machen einige Generäle stutzig; aber die meisten haben bereits ihre Unterschrift gegeben, so daß das Unternehmen als geglückt betrachtet werden darf. Wir wollen uns diesen Akt gemeinsam mit dem dritten dem Inhalte nach vorführen.

Mustervortrag des Lehrers.

Graf Terzky will die gewaltige Erregung, die durch Wallensteins Drohung abzudanken, sich aller Generäle bemächtigt hat, klug benutzen, um die so Erregten unauflöslich mit ihrem Chef zu verbinden. Abends soll ein Festgelage sie in seinem Hause versammeln. Vor dem Beginn der Tafel will er in Gemeinschaft mit Illo den Gästen eine Ergebenheitsadresse vorlegen, in der jeder General sich durch Namensunterschrift verpflichtet, Wallenstein bis zum letzten Blutstropfen treu zu bleiben. Die Klausel „soweit unser dem Kaiser geleisteter Eid es erlauben wird,“ soll die ängstlichen und vorsichtigen Gemüter beruhigen.

Nach Tisch will er den halb Trunkenen eine sehr ähnlich angefertigte Schrift, in der diese Klausel weggelassen ist, zum Unterschreiben vorlegen. Sie werden die List nicht merken und in die Falle gehen. Illo meint, sie seien dann auf jeden Fall gefangen; denn in Wien werde man ihren Worten nicht Glauben schenken und sie trotz aller Versicherungen für Verräter halten. Wallenstein werde sich nach Empfang dieser Unterschriften endlich zum Handeln entschließen.

Diese finstern Pläne der Politik und des Kampfes werden durch liebliche Scenen unterbrochen. Max Piccolomini und Thekla sind glücklich im Bewußtsein gegenseitiger reiner Liebe. Die Gräfin Terzky duldet dies Verhältnis, denn sie ist fest davon überzeugt, ihr Bruder habe diese Annäherung beabsichtigt, um die beiden Piccolomini, Vater und Sohn, unauflöslich an sich und seine Pläne zu ketten. Max ist froh und glücklich; denn er traut allen Personen in Wallensteins Umgebung Gutes zu. Aber Thekla sieht tiefer. „Sie meinen's falsch!“ ruft sie dem Geliebten zu, „sie haben einen Zweck, unsre Liebe zu dulden; trau' niemand hier, als mir!“ Ihre Befürchtungen sollen sehr bald Gewißheit werden.

Mittlerweile haben sich die Generäle bei Graf Terzky versammelt. Man hat die Ergebenheitsadresse vernommen, hat sie in vollem Maße gebilligt und sich sorglosen Herzens den Freuden des herrlich bereiteten Mahles hingegeben. Terzky hat selbst seiner Mutter Ehrenweine nicht gespart, um die Gäste in fröhliche Stimmung zu versetzen. Dieser Plan ist ihm wohlgelungen; denn als Max Piccolomini später in den Saal tritt, kommt ihm Graf Isolani bereits sehr erregt entgegen und ruft voller Übermut: „Ihr habt das Beste schon versäumt. Sie teilen an der Tafel dort Fürstenhüte aus; des Eggenberg, des Slawata, Lichtenstein, Sternberg Güter werden ausgeboten." Aus seinen in halbem Rausche gesprochenen Worten entnehmen wir, daß die Versammlung fest Wallensteins Abfall vom Kaiser erwartet und darauf die kühnsten Hoffnungen und Pläne baut. Man meint, er werde sich zum allmächtigen Gebieter aufschwingen und seine Treuen dann fürstlich belohnen. Die dem Kaiser feindselige Stimmung steigt so hoch, daß Illo schon meint, man hätte sich das Gaukelspiel mit der gefälschten Ergebenheitsadresse ersparen können. Die Freude der beiden Anstifter dieses Betruges wird bis zum Enthusiasmus erhöht durch die offene Erklärung des einflußreichen Generals Buttler.

„Ihr könnt auf mich rechnen," sagt er, „mit oder ohne Klausel, gilt mir gleich! Der Fürst kann meine Treu' auf jede Probe setzen, sagt ihm das!" Auf das frohlockende Wort der beiden antwortet er ernst: „Ihr werdet selber nicht erwarten, daß ich meine Treue feilbiete, oder daß Wankelsinn und schnell bewegtes Blut, noch leichte Ursach' sonst den alten Mann vom langgewohnten Ehrenpfade treibt." Aus seinen weitern Worten entnehmen wir, daß der Beweggrund zu diesem Thun wilde Rachsucht ist. Wodurch er zum furchtbaren Haß gegen den Kaiser und den Wiener Hof erregt worden, bleibt uns noch verborgen, aber schwerwiegend muß der Grund sein, denn er bietet Wallenstein sogar sein ganzes Vermögen an, will ihn zu seinem Erben einsetzen. Dieser Beitritt des einflußreichen Generals ist so wichtig, daß Terzky voller Freude zu seinem Kellermeister sagt: „Laß aufgehn, was du hast; die besten Weine! Heut gilt es. Unsre Sachen stehen gut."

Allmählich hat sich der Gäste ein wilder Taumel bemächtigt. Sie wollen den Umtrunk aus dem Becher halten, der einst zu Ehren des Gegenkaisers, des Pfalzgrafen Friedrich V., gestiftet worden. Terzky hat ihn in der Schlacht am weißen Berge bei Prag, die dem Reiche dieses „Winterkönigs" ein Ende machte, als Beute gewonnen. Wir merken, dieser Umtrunk soll auf einen mächtigern und glücklichern Gegenkaiser gehalten werden. Man muß auch schon Kunde bekommen haben, daß Wallenstein sich mit den Reichsfeinden verbinden will; denn von einer der Tafeln erschallt der Ruf: „Herzog Bernhard von Weimar soll leben!" Uns ergreift schwere Besorgnis um den gewaltigen Mann, dessen Wohl und Wehe hier entschieden wird. Das Wort Treubruch spricht

leicht sich aus; aber wenn's zum Handeln kommt, beben selbst leichtsinnige und oberflächliche Menschen vor dem tiefen und verhängnisvollen Ernst zurück, den es für alle Verhältnisse des Lebens in sich birgt. In trunkenem Mute kann selbst ein treuer General seinem Kaiser zürnen und gegen ihn sprechen; aber bei ruhiger Besonnenheit werden seine Thaten jene Worte Lügen strafen. Und die Leichtsinnigen, die Frechen, die sich rücksichtslos über Eid und Pflicht hinwegsetzen, wo es ihren Vorteil gilt, werden sie auch im Unglücke ihrem Herrn treu bleiben? Darauf ist wahrlich nicht zu rechnen; denn der Eigennutz denkt nur an sich und unterdrückt alle bessern Regungen. Das sinkende Schiff wird von den Ratten zur rechten Zeit in eiliger Flucht verlassen.

Zu diesen Befürchtungen gesellt sich die Besorgnis vor der Macht, die im Dunkeln gegen den Feldherrn arbeitet. Die bestochenen Diener merken sich die aufrührerischen Reden, um sie an Pater Quiroga zu hinterbringen. Jedes Wort wird nach Wien den Jesuiten gemeldet; jede That wird von Octavio Piccolomini, dem Bevollmächtigten des Kaisers, mit Argusaugen bewacht und erwogen. Wehe dem Arglosen, der im thörichten Glauben an die Sterne mit offnen Augen blind ist und dem, den er für seinen treuesten Freund hält, die Waffen zu seiner Vernichtung selbst in die Hand giebt! Der trunkne Illo macht durch seine im Rausch gesprochnen Worte einige Generäle stutzig; aber die meisten haben bereits die gefälschte Schrift unterschrieben, so daß der Betrug als gelungen betrachtet werden darf. Nichtsdestoweniger sehen wir dem fernern Schicksal des gewaltigen Mannes mit echt tragischen Gefühlen entgegen. Da wir bisher nur Ursache gehabt haben, in dem Lebenskampfe, den er gegen den Kaiser und den Wiener Hof führt, ihm fast unbedingt recht zu geben, so hegen wir für seine fernern Schicksale aufrichtige, herzliche Teilnahme.

Der 5. Akt.

L. (Nachdem er die erste lange Scene vorgelesen.) Das Gespräch zwischen Vater und Sohn zeigt uns zwei in ihrem Wesen ganz verschiedene Naturen. Durch welche Mitteilung sucht Octavio, der Vater, den Sohn zuerst zu erschüttern?

K. Er macht ihm klar, welchen Betrug Illo mit der gefälschten Schrift ausgeübt hat.

L. Durch welches gewichtige Wort will er Max von der Größe dieser Gefahr überzeugen?

K. Er sagt: „Dank's deinem Engel, Piccolomini! Unwissend zog er dich zurück vom Abgrund."

L. Beweisen Sie mir, daß diese Worte auf Max gar keinen Eindruck machen.

K. Er braust auf und meint später, diese Erfindung mit dem Blatte sei nichts als ein schlechter Streich von Illo; der Herzog wisse davon nichts.

L. Nun sucht der Vater ihm über Wallensteins Pläne reinen Wein einzuschenken. Aus welchen Gründen verachtet Max anfangs diese Mitteilungen als Pfaffenmärchen?

K. Er sagt, wie sollte Wallenstein daran denken, dreißig Tausend geprüfter Truppen, darunter mehr denn tausend Edelleute, von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken. Das sei undenkbar.

L. Octavio zeigt, wie Wallenstein diese Frevelthat bemänteln will. Die Sache ist sehr wichtig; darum wiederholen Sie mir genau seine Worte!

K. Er sagt, Wallenstein wolle nur dem Reiche den Frieden schenken und den Kaiser trotz seiner Abneigung dazu zwingen; wolle die streitenden Parteien zufrieden stellen und für seine Mühe Böhmen in Besitz nehmen.

L. Uns scheint dieser Plan der richtige zu sein. Wir fürchten nur, Wallenstein werde nicht die Macht haben, ihn zum Segen der Völker durchführen zu können. Wie faßt Max ihn auf?

K. Er meint, man soll vom Feldherrn nicht so unwürdig denken.

L. Durch welche Worte und welche Mitteilungen überzeugt ihn Octavio?

K. Er berichtet, Wallenstein habe ihm vertraut, er wolle zu den Schweden übergehn und mit ihrer Hilfe den Kaiser zwingen, sich seinen Plänen zu fügen. Er habe ihm Briefe der Schweden und der Sachsen vorgewiesen, die jeden Zweifel beseitigen.

L. Diese Mitteilung wird die Veranlassung, daß Vater und Sohn in dem nun folgenden kurzen Zwiegespräch ihre Charaktere offen uns enthüllen. Auf welche Handlungsweise dringt Max?

K. Er will, der Vater solle ganz offen Wallenstein seine Ansicht sagen, rückhaltslos ihm vorwerfen, daß er auf Verrat sinne. Betrug sei seiner nicht würdig.

L. Nennen Sie mir des Vaters Gegengründe!

K. Er sagt, seine Pflicht sei nur gewesen, Bedenken zu äußern. Seinen Abscheu vor der geplanten Verräterei habe er ihm nicht zeigen dürfen.

L. Die folgenden Worte sind die eines weisen, welterfahrenen Mannes. Wir wollen sie in die Sammlung von Sinnsprüchen aufnehmen. Schon beim ersten Gespräch mit Max im Beisein des Ministers Questenberg in der 3. Scene des 1. Aktes hat der Vater mit tiefem Ernst auf die alten Ordnungen hingewiesen, die aller Menschen Heil sind. „Köstliche, unschätzbare Gewichte sind's," sagt er dort, „die der bedrängte Mensch an seiner Dränger raschen Willen band; denn immer war die Willkür fürchterlich." Auch diese schönen Worte wollen wir unsrer Sammlung einverleiben. Es ist in der That im Leben nicht möglich, überall dem Herzen zu folgen; denn sonst würde man

sich manchen guten Zweck versagen müssen. Durch welches Wort nimmt Octavio unsre volle Achtung gefangen?

K. Durch das Wort: „Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht, der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor. Hier gilt's, dem Kaiser wohl zu dienen, das Herz mag dazu sprechen, was es will.“

L. Die nun folgenden Enthüllungen sind wohl angethan, den arglosen, vertrauensseligen Max mit Entsetzen zu erfüllen. Geben Sie mir darüber Aufschluß!

K. Octavio zeigt dem Sohne den kaiserlichen Befehl, daß Wallenstein verurteilt und geächtet ist, und daß man bis zum Eintreffen des Königs von Ungarn das Oberkommando über alle kaiserliche Truppen in seine, des Vaters, Hand gelegt hat.

L. Durch welche Worte werden wir mit Octavio darüber ausgesöhnt?

K. Er sagt: „Was ich dabei zu wagen habe, weiß ich. Ich stehe in der Allmacht Hand; sie wird das fromme Kaiserhaus mit ihrem Schilde bedecken und das Werk der Nacht zertrümmern.“

L. Durch welche Mitteilungen werden wir gegen den Kaiser versöhnlich gestimmt?

K. Octavio sagt, der Kaiser wolle nur die That bestrafen. Sobald Wallenstein sie nicht ausführt, werde man ihn nur still vom Kommando nehmen und ihn auf seine Schlösser in ehrenvolle Verbannung senden.

L. Inwiefern erfüllt uns diese Absicht mit großer Besorgnis für Wallenstein?

K. Er hat fest erklärt, er lasse sich nicht absetzen, werde unter keinen Umständen vom Kommando weichen.

L. Eine solche Behandlung mag man einem gewöhnlichen General zu teil werden lassen; aber nicht einem Wallenstein! Durch welchen Hinweis zeigt Octavio außerdem, daß der Kaiser noch nicht volles Recht hat, den Feldherrn so rücksichtslos zu behandeln?

K. Er sagt: „Die Schritte, die er öffentlich gethan, gestatten noch eine milde Deutung.“

L. Der Kaiser und seine jesuitischen Ratgeber haben bisher nur auf Wallensteins Angeber, auf seine Feinde und Verleumder geachtet, darum geben wir Max Recht, wenn er sagt: „Der Geist ist nicht zu fassen wie ein andrer.“ Welche seiner Ansichten teilen wir noch aus vollem Herzen?

K. Der Ansicht: „Alles wird sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen aus diesem schwarzen Argwohn treten sehen.“

L. Wir haben aus dieser Scene erkannt, daß Octavio unsre Achtung verdient, daß er nicht aus Eigennutz, sondern aus Treue gegen seinen Kaiser handelt. Aber außer dieser kalten Achtung verbindet uns mit ihm kein anderes

Gefühl. Wir können ihn nicht lieben wie seinen offnen, vertrauensvollen, edeln Sohn. Nennen Sie mir die Gründe für diese Abneigung!

K. Er ist gegen seinen alten Freund und Waffengefährten versteckt, duldet seine Vertrauensseligkeit und entlockt ihm dadurch seine Geheimnisse. Wir wissen zwar nicht, ob er sie dem Kaiser verraten hat; aber wir dürfen es vermuten.

L. Aus welchem Grunde?

K. Der Kaiser hat ihm den Achtbefehl gegen Wallenstein anvertraut und ihm das Kommando des ganzen Heeres übergeben, um die Acht im Notfalle vollstrecken zu lassen.

L. Er geht geheime, krumme Wege, und bis jetzt ist jeder noch so aufrichtig auf Wallensteins Seite, daß wir mit diesem schleichenden, hinterlistig lauernden Manne nichts zu thun haben mögen. Durch das gehässige Frohlocken, das er bei der Mitteilung des reitenden Boten zeigt, wird dieses Urteil wahrlich nicht gemildert. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Der Kornet bringt Kunde, daß man den Sesina, den Unterhändler zwischen Wallenstein und den Schweden, im Böhmerwalde gefangen genommen habe. Es seien bei ihm sechs Pakete mit Graf Terzkys Wappen gefunden worden.

L. Da wir die Verbindung zwischen Graf Terzky und Wallenstein genau kennen, so dürfen wir annehmen, hier habe der Feldherr seine Hand im Spiele. Er geht auch krumme, geheimnisvolle Wege. So ist Schuld auf beiden Seiten, und wir wagen nicht, Octavio unbedingt zu verurteilen. Aus welchen Gefühlen geben wir trotzdem seinem Sohne recht, daß er sich selbst Licht verschaffen und Wallenstein befragen will?

K. Aus Liebe zur Wahrheit, zu offnem, ehrlichem Reden und Handeln.

L. Inwiefern bildet diese Scene als „erregendes Moment" die Verbindung mit dem dritten Teile der Trilogie?

K. Wir haben klar erkannt, in welcher Gefahr Wallenstein schwebt, wer sein gefährlichster Gegner ist und welche Macht ihm gegenübersteht. Durch diese Scene wird uns klar, daß es nun zur Entscheidung kommen werde.

L. Dieser zweite Teil der Trilogie heißt „Die Piccolomini"; wir haben darum die Pflicht, uns die Charaktere der beiden Männer genau vorzuführen. Der des Sohnes liegt offen vor wie ein aufgeschlagenes Buch; den des Vaters müssen wir im Zusammenhange uns vorführen.

Mustervortrag des Lehrers.

Octavio Piccolomini zeigt sich vom ersten Auftreten an als ein kluger, fein berechnender, äußerst gewandter Mann, als ein feiner Menschenkenner. Seine Bemühungen, nach keiner Seite zu verstoßen, durch ein gewinnendes, fein lobendes Wesen die Gegner zu versöhnen, rechtfertigen die Annahme, er sei ein

echter Höfling, passe mehr für den Hof in Wien als in das Feldlager von Wallenstein. Der Dichter hat seinen Charakter namentlich in dem Gespräche mit seinem Sohne Max klar gezeichnet. Wir müssen anerkennen, daß seine Treue gegen den Kaiser, seinen Gebieter, makellos ist. Diese Erkenntnis verwandelt unser Mißtrauen gegen seine krummen Wege und seinen Mangel an Offenheit in aufrichtige Achtung; denn wir wissen nun, daß diese Treue den Hauptbeweggrund zu seinen Thaten bildet. Er weiß, der Kaiser zittert vor seinen eigenen Armeen und fürchtet in seiner Hauptstadt die Dolche der Verräter; darum ist er fest entschlossen, ihm mit Gefahr seines Lebens beizustehen und ihn zu schützen.

„Was ich dabei zu wagen habe, weiß ich.
Ich stehe in der Allmacht Hand; sie wird
Das fromme Kaiserhaus mit ihrem Schilde
Bedecken und das Werk der Nacht zertrümmern."

Wir müssen zugeben, daß seine Aufgabe eine höchst gefährliche ist; daß die Entdeckung der vom Kaiser ihm anvertrauten Stellung seinen sichern Untergang zur Folge haben muß. Wir sind fast wider Willen gezwungen, diese Handlungsweise zu achten, und diese Achtung wird zur Hochachtung gesteigert durch die Worte:

„Ich klügle nicht; ich thue meine Pflicht.
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen; doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck versagen müssen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu sprechen, was es will."

Wenn er fast wehmütig klagend ausruft:

„Mein bester Sohn, es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Notwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr,"

so können wir dieser gereiften Lebenserfahrung nur recht geben und die Schuld an den Krümmen und Umwegen, die er einschlagen muß, nur der entsetzlichen Zeit, den unseligen Verhältnissen zuschreiben. Es wäre einseitig und ungerecht, wenn wir Octavio verurteilen und ihn nur als Heuchler und hinterlistigen Verräter an seinem Freunde und Waffenbruder auffassen wollten. Wer kann offen, redlich und wahr bleiben in solchen schrecklichen Wirren, beim wilden Kampfe so furchtbarer Mächte?! Der Jüngling mag seinem offnen, warm

liebenden und verehrenden Herzen folgen: dem ernsten, in schweren Kämpfen gereiften Mann müßte solche Offenheit als Vorwurf angerechnet werden.

Aber immerhin ist Octavio nicht ganz freizusprechen, nicht in jeder Hinsicht zu entschuldigen. Die tiefe Abneigung, die wir gegen sein verstecktes Wesen trotz der Anerkennung seiner uneigennützigen Treue und Opferwilligkeit hegen, hat ihren vollberechtigten Grund. Warum findet er, so fragen wir, für den alten Freund und Waffenbruder kein Wort der Entschuldigung? Wie kommt es, daß er dessen Handlungsweise genau im Sinne des Kaisers und des Jesuiten, des Pater Lamormain, auslegt? Er betrachtet Wallensteins hochfliegende Pläne als Verräterei, als Verbrechen. Wir sind durchaus nicht dieser Ansicht, fürchten nur, er werde nicht die Mittel finden, sie zum Heile des Deutschen Reiches durchzuführen. Der Feldherr hatte nicht unrecht, sobald es ihm gelang, den frömmelnden, schwachen, hinterlistigen Kaiser samt seinen nichtswürdigen, von Eigennutz und Herrschsucht geleiteten Räten zu einem Frieden zu zwingen, der Millionen redlicher Bürger nach den schrecklichen Kriegsjahren beglücken konnte. Unter Umständen konnte er später dafür von demselben Kaiser für diesen Zwang Dank einernten. Dieser schwache Herrscher hatte sich ja durch Questenberg der Absetzung in Regensburg wegen durch den „Mangel an Freiheit zum Handeln“ entschuldigen lassen. Er konnte diesmal vielleicht bei glücklichem Erfolge im Herzen froh sein, daß Wallenstein ihn durch diesen Zwang von dem seiner jesuitischen Ratgeber befreit habe.

Gerade diese kaiserliche Schwäche hätte in eines Freundes Augen dem großen Feldherrn zur Entschuldigung dienen müssen, zumal da nach Octavios eignen Worten Wallensteins öffentliche Schritte noch eine milde Deutung gestatteten. Auch daß Wallenstein als Belohnung Böhmen beansprucht, ist zu entschuldigen. Er hatte als Dank für die erste dem Kaiser geleistete Hilfe Mecklenburg zum Lehen erhalten; warum sollte er jetzt nach so gewaltigen Thaten nicht die Bestätigung für Böhmen erwarten dürfen?

Diese Erwägungen wenden unser Herz von Octavio Piccolomini ab, und diese Abneigung wird noch erhöht, wie wir das wilde gehässige Frohlocken hören, in das er bei der Kunde von der Gefangennahme des Unterhändlers Sesina ausbricht. Dies Wort: „Endlich! endlich!“ enthüllt uns das brennende Verlangen seiner Seele, den Feldherrn, seinen alten vertrauensseligen Freund und Waffengefährten, zu verderben. Hier spricht nicht der gehorsame treue Diener des Kaisers, sondern der selbstthätige Verderber, der Freund und Zögling der Jesuiten, der im Dunkeln schleichende, tückisch lauernde Feind. Der Unmut, den wir am Schlusse des zweiten Teils der Trilogie über diesen Hauptgegner des großen Feldherrn empfinden, führt uns mit verdoppelter Zuneigung zu Wallenstein zurück. Noch hat er nichts gethan, was ihn in unsern Augen herabsetzen könnte. Wir wünschen ihm von Herzen Erfolg und würden uns freuen, wenn

er über Octavio Piccolomini und alle andern tückischen, hinterlistigen Gegner in diesem Riesenkampfe einen glänzenden Sieg erringen könnte.

L. (giebt für gereifte Zöglinge, z. B. Seminaristen, noch die folgende Schlußbetrachtung).

Dieser letzte Akt der „Piccolomini" hat uns belehrt, daß Wallenstein ohne sein Wissen bereits abgesetzt und geächtet ist. Noch lauert der Feind im Dunkeln; aber bald wird er offen hervortreten und die heuchlerische Maske abwerfen. Dann Entscheidungskampf auf Tod und Leben! Wir empfinden eine dumpfe Schwüle, wie vor dem Ausbruche eines starken Gewitters. Man glaubt in der Ferne schon den Donner rollen zu hören. Immer unheimlicher zieht sich das verderbliche Netz um den Feldherrn zusammen. Wird der königliche Löwe die Kraft besitzen, es mit seinen gewaltigen Pranken zu zerreißen? Diese Gedanken erregen uns zu tief tragischem Mitleid. Dies Gefühl wird noch erhöht durch die Überzeugung, Wallenstein sei im Grunde nicht schuldig, unterliege den entsetzlichen traurigen Verhältnissen. Sein Wort: „Sie stoßen gewaltsam wider meinen Willen mich in die Empörung hinein!" erscheint uns jetzt als volle Wahrheit. Hier ergreift uns in wunderbarer Weise eine Ahnung „von dem großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Hier ist kein Kampf zwischen Personen, sondern zwischen *politischen Gewalten*; hier greifen so viel verschiedene Mächte mit hinein, daß die Kraft des einzelnen Menschen, so groß sie auch sei, sich als ohnmächtig erweist; daß hier eine höhere Macht sich zeigt, „welche die Geschicke der Völker, wie der einzelnen Menschen in unerforschlicher Weisheit lenket wie Wasserbäche". Uns so zu erregen, ist die höchste Aufgabe der großen, der historischen Tragödie. (Sorgsame Wiederholung und Ausarbeitung durch die Zöglinge.)

Wallensteins Tod.

L. (Nachdem er die 1. Scene gelesen.) Wallenstein ist mit Seni in astrologische Beobachtungen und Studien vertieft. Wir erhalten Einblick in die Art dieser Deutungen. Wichtig wird uns die Deutung, welche der Feldherr dem gegenwärtigen Einflusse des Jupiter zuschreibt. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er sagt, Jupiter ziehe das dunkel zubereitete Werk gewaltig in das Reich des Lichtes; jetzt müsse schleunigst gehandelt werden.

L. (Nachdem er die 2. und 3. Scene gelesen). Der 1. Akt in jedem großen Drama enthält, wie Sie belehrt worden sind, die Exposition, die Angabe über Ort und Zeit der Handlung und Andeutung des Lebenskampfes, der ihren Hauptinhalt bildet. Aus dem 1. Akte der „Piccolomini" haben wir er-

fahren, welche Gegner von beiden Seiten kämpfend auftreten werden, und um welche Pläne des Feldherrn und des Kaisers sich's handelt. Hier, in dem 1. Akte des dritten Teiles der Trilogie ist diese Exposition von ganz besonderer Bedeutung; denn die Handlung aller drei Stücke drängt zur Entscheidung.

Durch welches Ereignis wird Wallenstein zum Handeln gedrängt?

K. Durch die Gefangennahme des Unterhändlers Sesina.

L. Anfangs hegt Wallenstein noch den Gedanken, er werde die entdeckten Pläne seinem Schwager Terzky in die Schuhe schieben können; aber gar bald wird er andrer Ansicht. Sprechen Sie sich darüber mit des Feldherrn eignen Worten aus!

K. Er sagt: „Freilich! freilich! Sesina weiß zu viel und wird nicht schweigen." Dann fügt er hinzu: „Nicht herzustellen mehr ist das Vertrauen. Und mag ich handeln, wie ich will, ich werd' ein Landsverräter ihnen sein und bleiben. Und kehr' ich noch so ehrlich auch zurück zu meiner Pflicht; es wird mir nichts mehr helfen."

L. Auf welche Gründe stützt sich Illo, wenn er zu rascher That auffordert?

K. Er sagt, das Heer sei gegenwärtig noch entschlossen ihn zu schützen; wenn er aber den gefährlichen Gegnern Zeit lasse, so werden sie Schritte thun, dies Vertrauen und diese Anhänglichkeit der Truppen zu untergraben.

L. Wir wissen bereits, daß diese feindlichen Veranstaltungen schon weit gediehen sind und müssen ihm recht geben. Durch welche Worte zeigt hier Wallenstein, daß der Abfall vom Kaiser bei ihm nie fest beschlossene Sache gewesen sei?

K. Er sagt heftig bewegt: „Wie? Sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen, weil ich zu frei gescherzt mit dem Gedanken? Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!"

L. Inwiefern muß er jetzt seinen bösen Ratgebern, Illo und Terzky, recht geben?

K. Er sieht ein, der Abfall vom Kaiser müßte jetzt geschehen, da die Macht noch sein ist. Der Befehl, die Soldaten dem Spanier zuzusenden, habe alle böse erregt; er werde sie, wie Illo sagt, leichter dem Feinde, den Schweden, zuführen können; denn ihre Ergebenheitsadresse sei schon der Anfang zum Aufruhr.

L. (Nachdem er den berühmten Monolog Wallensteins gelesen.) Inwiefern wird unsre bisherige Vorliebe für Wallenstein durch die ersten Worte seines Selbstgesprächs eher erhöht als herabgestimmt?

K. Er erklärt, die That bisher nur g e d a c h t, nur das Herz mit diesem Traum genährt, nur auf ungewisse Erfüllung hin die Mittel sich gespart zu haben. Sein Ausruf: „Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht mein

Ernst, beschloss'ne Sache war es nie!" zeigt uns die Wahrheit seiner Versicherungen.

L. Solche Pläne kann nur ein gewaltiger Geist hegen, den das Schicksal zugleich auf einen Herrscherplatz gestellt und ihm die Mittel, solche Ideen durchzuführen, in die Hand gelegt hat. Entschuldigen Sie ihn nach seinen eignen Worten!

K. Er hat sich an dem Gaukelbilde der königlichen Hoffnung ergötzt; glaubte König von Böhmen werden zu können. Die Freiheit zu handeln und die Macht, die ihm zu Gebote stand, hat ihn verleitet zu hohe Pläne zu hegen.

L. Soviel zu seiner Entschuldigung! Aber selbst der Größte und Gewaltigste dieser Erden darf sich an den heiligen, sittlichen Gesetzen nicht versündigen. Schreiben Sie das folgende Wort in Ihre Sammlung von Sinnsprüchen:

„Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr türmend hemmt.
Ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wälzen,
Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens."

L. Durch welche Worte kennzeichnet er die That, zu der er sich nun gezwungen sieht?

K. Er sagt: „So hab' ich mit eignem Netz verderblich mich umstrickt, und nur Gewaltthat kann es reißend lösen."

L. Beachten Sie wohl, durch welche Worte er darauf hinweist, daß ihn nun das „große gigantische Schicksal" erfassen muß; auch diese mögen Sie Ihrer Sammlung einverleiben; denn hier sind des großen Dichters Aussprüche von unvergänglicher Wahrheit. Nennen Sie mir die Worte!

K. „In meiner Brust war meine That noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht."

L. Er sieht selbst ein, daß er jetzt nicht mehr zurücktreten kann. Er muß den Kampf aufnehmen und entweder siegen oder untergehen; denn es ist ein Kampf auf Tod und Leben. Nennen Sie mir die Gründe, aus denen er selbst erkennt, daß ihm ein schweres Schicksal bevorsteht.

K. Er sagt, er müsse gegen die althergebrachten Ansichten und Sitten der Menschen kämpfen, gegen ihren frommen Kinderglauben, der sich vor solchem Abfall entsetzt. Er plant das Ungewöhnliche; dadurch verstößt er gegen das Alltägliche und hat alle gewöhnlichen Menschen gegen sich.

L. Schreiben Sie seinen Ausspruch von der Stelle an: „Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündet," bis zu dem Schlußsatze: „Und heilig wird's die Menge dir bewahren," in Ihre Sammlung.

L. (Nachdem er den 5. Auftritt gelesen.) Sie haben jetzt vernommen, daß Wallenstein sich zum Handeln entschlossen hat. Sehen wir uns sofort das Resultat der Unterhandlung mit dem schwedischen Oberst Wrangel an. Welche Bedingungen stellt der Schwede?

K. Der schwedische Kanzler will in der Hauptstadt Prag die Altstadt besetzen, will Wallenstein nur die Burg, den Ratschin und die Kleinseite einräumen. Um aber wirklich sich mit ihm zu verbinden, muß die Festung Eger ihnen geöffnet werden.

L. Der Anfang der Unterhandlung will uns noch gefallen. In welcher Haltung empfängt Wallenstein den schwedischen Oberst?

K. In der Haltung eines Fürsten.

L. Da läßt er, der berühmte kaiserliche General, der den Schweden sich so furchtbar erwiesen, sich zu einem Ausspruche hinreißen, der uns um seinetwillen mit tiefem Weh erfüllt. Sie werden seine tiefe Erniedrigung selbst herausgefühlt haben. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er sagt zu Wrangel, er sei im Herzen stets gut schwedisch gewesen. In Schlesien und bei Nürnberg habe er das schwedische Heer oft in seiner Macht gehabt und es durch eine Hinterthür stets entwischen lassen.

L. Augenscheinlich spricht er nicht die Wahrheit. Er wäre ja sonst ein entsetzlicher Verräter, der nur Verachtung verdient. Er will den schwedischen Oberst durch diese Lüge nur gewinnen. Aber aus welchem Grunde werden wir trotz dieser Erkenntnis traurig gestimmt?

K. Wir sehen, daß der große Mann, um sich zu retten, um die Schweden zu gewinnen, zu Lügenkünsten greift.

L. Dies Mitleid mit dem bisher so hoch geachteten Manne, dies echt tragische Mitleid wird noch wesentlich erhöht durch die ernsten Worte des Schweden. Erst zurückhaltend, spricht er endlich offen seine Meinung und seinen innern Abscheu vor dem Verrate aus. Schildern Sie mir's!

K. Er sagt anfangs stockend, sein Kanzler meine, ein leichter Ding möcht' es sein, 60000 Krieger ins Feld zu stellen, als nur ein Sechzigstel davon zum Treubruch zu verleiten.

L. Wallenstein muß von der Wahrheit dieses Wortes bis ins Innerste getroffen werden. Den Beweis dafür geben seine gesuchten, weitschweifigen Gründe. Durch welche Hinweise will er sich rechtfertigen?

K. Er meint, sein Heer sei aus aller Herren Länder zusammengewürfelt und habe kein Vaterland und keinen Kaiser. Es trage mit Murren die

Tyrannei des Glaubens und gedenke der Frevel, die des Glaubens wegen den Eltern angethan seien.

L. Mit Recht macht Wrangel diese Entschuldigung durch den Hinweis zu Schanden, daß er doch adlige Offiziere in seinem Heere habe; daß solch ein Treubruch in der Weltgeschichte bisher unerhört sei. Durch welches Mittel sucht Wallenstein ihn über diesen Einwand zu täuschen?

K. Er zeigt ihm die Ergebenheitsadresse der Generäle, in der des Eides gegen den Kaiser nicht erwähnt ist.

L. Schon vorher hat Wrangel einen Ausspruch gethan, der sein ganzes Entsetzen vor solchem Treubruch enthüllt. Nennen Sie mir ihn wörtlich!

K. „Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande denn keine Heimat, keinen Herd und Kirche?“

L. Wir müssen diese Worte des ehrlichen Mannes sorgsam erwägen; denn sie weisen auf die sittlichen und frommen Gebote hin, die niemand, selbst der Größte auf Erden, nicht ungestraft verletzen darf. Unter welchen Umständen, meint der schwedische Oberst, dürfe der Soldat, der geringe, wie der höhere, allein mit gutem Gewissen kämpfen?

K. Wenn er aus Liebe zu seiner Heimat, zu Fürst und Vaterland, zu seinem eignen Herde, zu seiner Religion kämpft.

L. Durch welche Worte zeigt Wrangel selbst nach dem Empfang der Ergebenheitsadresse der Generäle, daß er an seiner Meinung festhält?

K. Er sagt, nachdem er die Schrift gelesen: „Begreife, wer's kann!“

L. Wir hören, die Schweden verlangen als Bedingung ihres Bündnisses von Wallenstein sehr viel; sie wollen die Übergabe von Prag, der Hauptstadt von Böhmen, als Unterpfand der Treue. Auf welche Gründe weist Wrangel hin?

K. Er sagt, der Schwede müsse sich vorsehn mit dem Deutschen. Gustav Adolf habe das Reich gerettet, die heilige Lehre des Evangeliums geschützt; aber nun seien die Schweden den Deutschen unbequem, werden mit scheelen Augen als Fremdlinge betrachtet. Sie haben nicht umsonst ihren edeln König bei diesem Kampfe verloren; sie wollen Bürger bleiben auf dem deutschen Boden und sich durch schnödes Geld nicht abspeisen lassen.*)

L. Wallenstein verspricht hier den Feinden das schöne Grenzland an der Ostsee. Beweisen Sie mir aus seinen frühern Worten, daß er hier wieder zur Lüge greift.

K. Er hat früher gesagt, daß die Schweden, diese Hungerleider, nie im deutschen Boden Wurzel fassen; daß sie ihm bei seinen Plänen nur helfen, aber vom Reiche nichts dafür erobern sollen.

---

*) Diesen Inhalt der Rede von Wrangel vorzutragen, bildet eine schwere Aufgabe für die Zöglinge; aber sie soll gefordert werden!

L. Unter solchen Umständen müssen wir schon jetzt den bisher von uns verehrten Feldherrn aufgeben. Wenn er zu solchen Lügenkünsten greift, ist er nicht mehr zu retten. Wir fühlen's leicht heraus: eine Macht wie die der Schweden, kann der von seinem Kaiser verstoßene Feldherr nicht als bloße Werkzeuge behandeln und zu seinen höhern Zwecken eigennützig ausbeuten. Er geht seinem Verderben entgegen. (Wiederholung dieses Urteils.)

L. (Nachdem er den kurzen 6. Auftritt gelesen.) Beweisen Sie mir aus Wallensteins eignen Worten, daß er unsre Befürchtungen im Herzen teilt.

K. Er fühlt zunächst heraus, daß er, falls das Heer ihn verläßt, von der Gnade der Schweden leben müsse.

L. Beweisen Sie mir, daß er, trotz Illos Gegenrede, an dieser Befürchtung festhält.

K. Er weist auf den königlichen Herzog von Bourbon hin. Er habe sich den Feinden seines Volkes verkauft, habe dem eignen Vaterlande Wunden geschlagen und sei von allen Menschen verabscheut worden.

L. (Erklärend.) Der tapfre Connétable de Bourbon war nach dem König der reichste und mächtigste Edelmann in Frankreich, war im Besitze von zwei Herzogtümern und fünf andern Herrschaften. Ergrimmt durch beleidigende Ränke am Hofe des Königs Franz I. hatte er sich mit dem deutschen Kaiser Karl V. gegen sein Vaterland verbunden. Er fiel, als er in Gemeinschaft mit dem deutschen General Frundsberg gegen Rom zog, nach dem jähen Tode dieses Feldherrn, bei der Erstürmung der alten heiligen Stadt, im Jahre 1527. (Wiederholung.)

L. Wallenstein, so erkennen wir, zeigt sich hier nur mutlos; er übertreibt alles. Aber doch spricht er wahr, wenn er darauf hinweist, welche gewaltige, die Menschheit beherrschende Macht in der Treue ruht. Wiederholen Sie mir diese Worte; sie sind der Sammlung von Sinnsprüchen einzuverleiben.

K. „Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund,
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.
Der Sekten Feindschaft, der Parteien Wut,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede,
Was noch so wütend ringt, sich zu zerstören,
Verträgt, vergleicht sich, den gemeinen Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Tier zu jagen,
Das mordend einbricht in die sichre Hürde,
Worin der Mensch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eigne Klugheit nicht beschirmen.
Nur an die Stirne setzt ihm die Natur
Das Licht der Augen; fromme Treue soll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beschützen."

L. Graf Terzky meint dagegen, die Welt werde nur vom Nutzen regiert. Wir werden ja bald erkennen, ob's im Leben nicht noch höhere Mächte giebt, als der schale Eigennutz, die freche Selbstsucht eines Illo. (Liest die letzte Scene des 1. Aktes.) Sie haben Illos Reden vernommen. Durch welches Wort spricht er den wahren Beweggrund seines Thuns aus?

K. Er sagt: „Ich bin fertig, spricht man von Treue mir und von Gewissen."

L. Graf Terzky denkt ähnlich; aber ihn fesselt wenigstens die nahe Verwandtschaft an Wallenstein. Wie kann er mit treulosen Selbstsüchtlern ein großes, die Welt beglückendes Werk durchführen? Das ist unmöglich!

Wallenstein, haben wir bereits erkannt, befindet sich in einem furchtbaren Seelenkampfe. Da giebt der Beistand seiner entschlossenen Schwägerin, der Gräfin Terzky, die Entscheidung. Ihre Gründe sind kluge, sophistische Scheingründe*); aber sie sind so feiner Art, daß sie das Schwanken des Bruders beseitigen und die Selbstvorwürfe, unter denen sein edles Gemüt schwer leidet, zum Schweigen bringen. Diese feine Kunst der Gräfin wollen wir zu unserer Belehrung studieren. Sie beginnt mit Vorwürfen gegen seine Zaghaftigkeit. Geben Sie mir in der Kürze den Inhalt ihrer ersten Rede an.

K. Sie sagt, bisher habe er Mut gezeigt; jetzt, da aus dem Traum Wahrheit werden soll, fange er an zu zagen. Er sei nur in Entwürfen tapfer, in Thaten feige. Er sei so weit gegangen, daß man von ihm das Schlimmste wisse: darum wundere sie sich, daß er sich jetzt zurückziehe und die Frucht verlieren wolle.

L. Am Schlusse dieser Rede spricht sie zwei ganz gefährliche sophistische Behauptungen aus. Sie sind wohl zu beachten; Sie mögen sie mit der richtigen Bezeichnung als gefährliche Scheingründe auch Ihrer Sammlung von Sinnsprüchen einverleiben. Lesen Sie die Worte!

K. „Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen;
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil."

L. In der Kürze sei hier nur darauf hingewiesen, daß die frechste Behauptung im Schlusse liegt, den glücklichen Ausgang einer frevelhaften That ein „Gottesurteil" zu nennen. Inwiefern enthält sie einen Frevel gegen Gottes Gerechtigkeit?

K. Sie behauptet, daß Gott auch die bösen Thaten beschütze und befördere.

*) Der Lehrer belehre, daß Philosophen, genannt Sophisten, zu Sokrates' Zeit in Athen ihre Kunst darin suchten, durch klug ersonnene Scheingründe selbst haltlose Sachen zu verteidigen.

L. Unsterblich kann ein böses, nichtswürdiges Unternehmen bei glücklichem Ausgange freilich werden; aber es ist dann die Unsterblichkeit eines Brandstifters wie Herostratus, die eines Mörders, die eines Frevlers, dessen Namen die Nachwelt nur mit Abscheu nennt. Aber die kluge Gräfin weiß, daß solche Scheingründe ihren Schwager in diesem seelischen Kampfe beruhigen. Durch welche Worte zeigt Wallenstein trotzdem noch sein Schwanken?

K. Er sinnt nach, ob es nicht einen milderen Ausweg gäbe, um das Äußerste zu vermeiden.

L. Diesen Ausweg will die Gräfin nicht dulden; darum weist sie auf einen hin, den ihr gewaltiger Schwager unter keinen Umständen wählen wird. Sie malt die Folgen sehr umständlich aus. Geben Sie mir zunächst in der Kürze den Inhalt ihrer Schilderung an.

K. Sie sagt, Wallenstein solle Wrangel verabschieden, alle seine Hoffnungen vergessen, sein vergangnes Leben wegwerfen und ein neues als Held der Tugend anfangen.

L. Sie fühlen leicht heraus, welch arger Spott in diesen Worten liegt. Der große Mann soll sich zum kleinen unbedeutenden Menschen machen. Inwiefern mußten die folgenden Vorschläge den Ehrgeiz des großen Mannes noch mehr erregen?

K. Sie fordert ihn auf, nach Wien zu gehen, sich vor dem Kaiser zu entschuldigen und sich durch Lügen reinzuwaschen.

L. Die Gräfin weiß sehr wohl, daß ihr großer Schwager sich zu solchen Schritten nie entschließen wird, ja daß er nicht einfach abdanken kann. Gerade aus diesem Grunde malt die kluge Frau ihm jetzt das Leben, das ihn nach einer friedlichen Abdankung erwartet. Schildern Sie mir's!

K. Sie sagt, der Kaiser wird den Herzog ruhig abziehen lassen. An einem Morgen ist er fort, hat sich auf seine Schlösser zurückgezogen. Dort wird er jagen, einen Hofstaat halten, gastfrei offne Tafel geben und bis an sein Lebensende als unbedeutender Privatmann ein stilles Leben führen.

L. Sie wissen schon, daß der große Mann solch ein Leben verabscheuen muß, und fühlen heraus, daß diese spöttischen Reden der Schwägerin sein ehrgeiziges Gemüt empfindlich treffen und aufstacheln müssen. Beweisen Sie mir aus seinen Worten, daß er trotzdem nur mit innerm Widerstreben zur That schreiten will.

K. Er ruft aus: „Zeigt einen Weg mir, hilfreiche Mächte, mich aus diesem Drange zu retten!“

L. Welche Erwägungen zwingen ihn zum Abfall?

K. Er sagt, er könne nicht wie ein Wortheld, ein Tugendschwätzer sich nur an seinen Gedanken wärmen; er müsse wirken, sei vernichtet, wenn er nicht mehr wirke. Ehe er in Nichtigkeit sinke, ehe die Welt und die Nachwelt ihn

wie einen gewöhnlichen kleinen Menschen behandle, möge sie lieber seinen Namen mit Abscheu aussprechen.

L. Die kluge Frau weiß diese wiedergekehrte Entschlossenheit fein zu benutzen. Auf welche Gründe weist sie hin, um seinen Abfall und Verrat am Kaiser zu beschönigen?

K. Sie erklärt ihm, daß er verloren sei, wenn er sich jetzt nicht wehre. Seine That sei jetzt ein Akt der Notwehr.

L. Wallensteins edles Herz ist trotz dieser feinen Beruhigungskünste noch tief erschüttert. Er gedenkt in Rührung des schönen Vertrauens, das Kaiser Ferdinand ihm früher entgegengebracht habe, daß er ihn geehrt wie keinen andern Fürsten im Reiche. Durch welche Aufstachelung weiß die kluge Gräfin diese Rührung in Groll zu verwandeln?

K. Sie erinnert ihn an die schimpfliche Absetzung in Regensburg, weist darauf hin, daß der Kaiser nichts gethan habe, um sein Unrecht gut zu machen. Nur die Not habe ihn wieder zu Wallenstein geführt.

L. Sehr fein sagt sie: „Die haben unrecht, die dich fürchteten und doch die Macht dir in die Hände gaben.“ Hier folgt wieder ein sehr gefährlicher sophistischer Ausspruch. „Recht,“ sagt sie, „hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt kein andres Unrecht, als den Widerspruch.“ Schreiben Sie dies Wort mit der richtigen Bezeichnung zu den andern Sinnsprüchen. Die rücksichtslosen furchtbaren Frevler stimmen stets mit sich, d. h. mit ihren Begierden und Plänen überein; sie haben kein Gewissen, zeigen sich nur aufgeregt, mit sich unzufrieden, sobald sie in Unbesonnenheit oder Thorheit gegen ihre gemeinen, eigensüchtigen Grundsätze gehandelt und sich dadurch geschadet haben. Auch dies sophistische Wort verachtet die sittlichen und religiösen Gebote, die Gesetze der heiligen sittlichen Weltordnung. (Sorgfältige Wiederholung dieses kleinen Vortrags.)

L. Zuletzt versucht die Gräfin ihn noch durch Verspottung seines Glaubens an die Sterne aufzureizen. Welcher Hinweis auf des Kaisers Schuld hat sich schon vorher wirksam erwiesen?

K. Sie sagt, solange er für den Kaiser unrecht handelte, habe der Herr selbst seine Frevelthaten gutgeheißen; warum soll's nun auf einmal schändlich sein, was er gegen ihn ausführen wolle.

L. Welchen feinen Ausspruch in Bezug auf sein Verhältnis zum Kaiser gründet sie darauf?

K. Sie sagt: „Gestehe denn, daß zwischen dir und ihm die Rede nicht kann sein von Pflicht und Recht, sondern nur von der Macht und der Gelegenheit.“

L. Wallenstein erklärt sich überwunden. Durch welche tiefernsten Worte beweist er aber trotzdem seine innere Erschütterung?

K. Er sagt, er erwarte, daß der Rache Stahl schon für seine Brust geschliffen sei; denn wer des Drachens Zähne säet, solle nicht hoffen, Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat trägt ihren eignen Racheengel schon, die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

L. Er meint, das Schicksal behalte stets recht, weil das Herz in uns sein gebieterischer Vollzieher ist. Hier täuscht ihn sein Glaube an die Macht der Gestirne. Der Mensch hängt von einem zweifachen Schicksal ab. Das eine bereitet er sich selbst durch sein Wollen und seine Thaten. Erinnern Sie sich seines Wortes: „Aus meinen eignen Werken baut sich eine Mauer auf, die mir die Umkehr türmend hemmt." Das zweite Schicksal ist das „große, gigantische", ist das unerforschliche Walten der göttlichen Macht, die sich in den großen Gesetzen der sittlichen Weltordnung offenbart. Sie sind ebenso ehern, unerbittlich, unerschütterlich wie die Naturgesetze, nur nicht so klar wie diese zu erkennen und darzustellen. Unser Schicksal ist nicht, wie Wallenstein meint, durch die Gestirne vorausbestimmt; den wesentlichsten Teil desselben bereiten wir uns selbst. (Sorgfältige Wiederholung des Vortrags.)

L. Der tiefsinnige ernste Mann hemmt das voreilige Frohlocken der Gräfin über seinen Entschluß, mit Wrangel abzuschließen. Schreiben Sie seine ernsten Worte zu Ihrer Sammlung!

Dieser 1. Akt ist so wichtig, daß wir uns bemühen wollen, seinen Inhalt, die wichtige Exposition für den letzten Teil der Trilogie, uns im Zusammenhange vorzuführen.

Mustervortrag des Lehrers.

Wallenstein befindet sich in seinem Studierzimmer, mit Seni, seinem Astrologen, in astrologische Arbeiten und Beobachtungen vertieft. Er meint, die Gestirne stehen günstig, „Jupiter ziehe das dunkel zubereitete Werk gewaltig in das Reich des Lichtes; drum müsse schleunigst gehandelt werden." Da naht Terzky mit der Unglücksbotschaft, daß Sesina, der Unterhändler, gefangen genommen sei. Der Fürst fährt entsetzt zurück; denn die ganze Tragweite dieses Unfalls tritt ihm mit furchtbarer Klarheit vor die Seele. Er hat zwar nichts Schriftliches von sich gegeben; aber Sesina weiß zu viel und wird in Wien auf der Folter nicht schweigen. Graf Terzky und der gleichfalls herbeigeeilte Illo machen ihm die Notwendigkeit raschen und energischen Handelns so klar, daß er befiehlt, den schwedischen Abgesandten, Oberst Wrangel, ihm zur Unterhandlung zuzusenden.

Als die Vertrauten ihn verlassen haben, macht er den stürmischen Regungen seines Gemütes durch ein Selbstgespräch Luft, das uns über seinen Charakter und seine wahren Pläne völlige Klarheit verschafft. Im Herzen, in dem freien Spiel der Gedanken, hat er schon seit längerer Zeit sich in schwere

Schuld verwickelt. „Der Unschuld, des unverführten Willens mir bewußt," sagt er, „gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft, nährte das Herz mit dem Traum der königlichen Hoffnung, hielt auf ungewisse Erfüllung hin mir die Wege offen." Wir dürfen ihm unbedingt glauben, wenn er beteuert:

„Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst; beschlossne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir,
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen."

Aber er hat in diesem Gefühl seiner überlegenen Kraft mit den Feinden seit längerer Zeit Unterhandlungen angeknüpft, und so verurteilt ihn sein eignes Wort:

„In meiner Brust war meine That noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht."

Seine Größe und das stolze Gefühl seiner überlegenen Kraft sind ihm zum Fallstrick geworden. In diesem Umstande ruht die erschütternde Tragik seines Lebens. Er hat geglaubt, mit den Menschen, die er so hoch übersieht, leicht spielen, die Verhältnisse mit seinem gewaltigen Geiste zwingen zu können, und muß nun sehen, daß das Schicksal, das „große, gigantische", selbst die größten Menschen zermalmt, sobald sie sich gegen die hehre Macht der sittlichen Weltordnung auflehnen, sich in übermütigem Trotz, in Vermessenheit an ihr versündigen. Mag sein Bestreben ursprünglich rein und harmlos gewesen sein: jetzt muß er die That vollbringen, bloß, weil er sie gedacht, die Versuchung nicht energisch von sich gewiesen hat. Die Folgen des furchtbaren Schrittes, zu dem er durch seine eigne Schuld und das Verhängnis gezwungen wird, sind ihm völlig klar. Er will und muß die Macht,

„Die ruhig sicher thronende, erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit fest gegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt."

Die Sache läge ganz anders, wenn er selbst ein Fürst wäre; aber er ist trotz seiner Machtstellung nur ein Unterthan, ist der Diener des Herrn, gegen den er sich auflehnt, den er mit seinem eignen, dem kaiserlichen Heere, bekriegen will. Das werden die Soldaten, so sehr sie ihm augenblicklich ergeben sind, nicht übersehen. Hier kommt die große, die Welt erhaltende sittliche Macht der Treue ins Spiel, und wir ahnen und erkennen, daß er ihr gegenüber

ohnmächtig ist und untergehen muß. Die Welt würde dem sichern Verderben entgegengehen, wenn man dieser Macht frevelhaft Trotz bieten und siegreich bleiben könnte.

Infolge dieser durch Wallensteins Selbstgespräch erregten Gefühle erfüllt uns seine Unterhandlung mit dem schwedischen Oberst Wrangel mit tiefem Weh und tragischem Mitleid. Der große Mann, der königliche Feldherr erniedrigt sich in der Not so weit, daß er zu heuchlerischer Lüge greift. „Aufrichtig, Oberst Wrangel," sagt er, „ich war im Herzen auch gut schwedisch! In Schlesien, in Nürnberg hatte ich euch in meiner Macht und habe euch durch eine Hinterthür stets entwischen lassen." Es wird ihm zur fürchterlichen Anklage, daß Wrangel einfach ihm entgegnet: „Der Schwede ficht für seine gute Sach' mit seinem guten Degen und Gewissen"; daß er entsetzt in die Worte ausbricht: „Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande denn keine Heimat, keinen Herd und Kirche?" Soviel Wallenstein sich auch bemüht, durch sophistische Wendungen ihm klar zu machen, daß sein Heer von solchen sittlichen und frommen Ideen nicht geleitet wird, er kann das Wort: „Solch eine Felonie (Treubruch) und Flucht ist ohne Beispiel in der Weltgeschichte," nicht siegreich und überzeugend widerlegen. Die Klugheit und der eigene Vorteil bestimmen die Schweden, auf des Feldherrn Pläne einzugehen; aber wo bleibt nun, so fragen wir, Wallensteins Entrüstung gegen diese „Goten, diese Hungerleider"? Wird er sich später, selbst wenn er den Kaiser besiegen sollte, ihrer entledigen und sie wie verbrauchte Werkzeuge über die Ostsee in ihr Land zurückschicken können? Er selbst ahnt schon sein trauriges Geschick, denn er denkt an die Möglichkeit, „von dieser Schweden Gnade abhängen zu müssen". Zugleich erfüllt ihn jetzt die ganze schreckliche Bedeutung der furchtbaren That eines solchen Treubruchs und zermartert sein aufgeregtes Gemüt. Er weist auf den französischen Vaterlandsverräter, den königlichen Connétable de Bourbon, hin und ergeht sich den Vertrauten gegenüber in tiefernsten Betrachtungen über die sittliche Bedeutung der Treue. Man erkennt aus seinen Worten, welch schwerer Kampf in seiner Seele tobt; wie er schwankt, wie sorgsam er nach einem Auswege sucht, um den furchtbaren entscheidenden Schritt zu vermeiden. Der gewaltige Kriegsheld, der große Geist wird erschüttert, gebeugt, fast erdrückt durch das Bewußtsein einer Schuld, die ihm die Freudigkeit zum Handeln raubt und sein bisher so stolzes Selbstbewußtsein ganz zu vernichten droht.

Unerwartet erwächst ihm eine Stütze in der klugen Gräfin Terzky, seiner Frau, der Herzogin, Schwester. Mit Hilfe sehr feiner sophistischer Überredungskunst sucht sie dem Schwager alle Bedenken auszureden, um ihn zu raschem, energischem Handeln zu erregen. Ihr ehrgeiziges Gemüt fragt nicht nach Recht oder Unrecht: sie will den großen Verwandten auf dem Königsthrone sehen, um sich im Glanze seines Hauses zu sonnen. Um diesen Zweck zu erreichen, er-

scheint ihr jedes Mittel recht. Zunächst überhäuft sie ihn mit Vorwürfen, nennt ihn kühn in Entwürfen, feig in Thaten, und beweist ihm, daß er jetzt nicht mehr zurücktreten könne. Als sie trotz dieser Beweise sein Schwanken bemerkt, greift sie zu gefährlichen, sophistischen Scheingründen, um den geplanten, jetzt unvermeidlichen Abfall vom Kaiser in ein rechtliches Unternehmen zu verwandeln. „Entworfen bloß," sagt sie, „ist's ein gemeiner Frevel, vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen; denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil." So frevelhaft dies Wort mit Gottes Gerechtigkeit umspringt: sie weiß, daß dieser Schein von Wahrheit den Schwankenden beruhigen muß. In der That wird er fester gestimmt; sinnt aber noch nach einem Auswege, um die That zu vermeiden. Da zeichnet sie mit bitterm Hohn ihm das Leben, das er als gehorsamer, in Gnaden entlassener Diener des Kaisers in unbedeutender Muße, als kleiner Fürst, unbeachtet von der Welt, auf seinen Gütern führen werde. Um diese gnädige Entlassung zu erreichen, möge er nach Wien reisen und sich beim Kaiser durch Lügen reinzuwaschen suchen. Wallenstein sieht ein, daß er sich zu solch einem Schritte, zu solch einem Leben nicht entschließen könne. Er sei vernichtet, wenn er nicht mehr wirke, und wie in Verzweiflung ruft er aus:

„Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Lösung
Für jede fluchenswerte That."

Sobald die kluge Gräfin merkt, daß sie des großen Mannes hohen Ehrgeiz erregt hat, bestürmt sie ihn immer eindringlicher. Sie weist darauf hin, daß er jetzt, da er ohne jedes Recht des Hochverrats angeklagt ist, sich im Stande der Notwehr befindet; daß der Kaiser ihm stets mit schnödem Undank gelohnt, daß nicht des Herrn Wille, sondern nur die schwerste Not ihn auf diesen Herrscherplatz gestellt habe. Kaiser Ferdinand habe zu ihm weder Vertrauen, noch Neigung; er habe ihn erst gerufen, als er keinen andern Ausweg sah. „Du hast kein Unrecht", fährt sie fort, „die haben unrecht, die dich fürchteten und doch die Macht dir in die Hände legten. Als du für den Kaiser Unrecht thatest, die Geißel über die Völker schwangst, für ihn jede Landeshoheit niedertratst, da drückte er allen deinen Frevelthaten sein kaiserliches Siegel auf. Warum sollte dieselbe That jetzt schändlich sein, wenn sie gegen ihn gerichtet ist? Zwischen dir und ihm kann die Rede nicht mehr sein von Pflicht und Recht, sondern nur von der Macht und der Gelegenheit." Sie sucht zuletzt ihn durch Verhöhnung seines Sternenglaubens aufzustacheln und ruft ihm den gefährlichen sophistischen Grundsatz zu: „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt kein andres Unrecht als den Widerspruch." Da endlich zeigt der schwer ringende Mann sich überwunden und befiehlt,

Wrangel zum Abschluß des Vertrages zu ihm zu senden. Aber in tiefem Ernst weist er prophetisch darauf hin, daß der Rache Stahl für seine Brust schon geschliffen sei; denn wer des Drachens Zähne säet, solle nicht hoffen, Erfreuliches zu ernten. Der triumphierenden Gräfin ruft er zu:

„Frohlocke nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.“

(Es ist eine recht schwere Aufgabe, selbst für Seminaristen und die gereifteren Zöglinge der Oberklassen höherer Lehranstalten, den Inhalt dieses 1. Aktes auszuarbeiten, aber wir meinen, daß sie nach einer so sorgsamen Besprechung, wie die vorliegende, und nach einem solchen Mustervortrag des Lehrers wohl gefordert werden darf. Wenn sie für zu umfangreich erachtet wird, möge man daraus mehrere Aufsätze machen.*)

Der 2. Akt.

L. Die Exposition des 1. Aktes hat uns so erregt, daß wir mit großem Interesse und gespannter Erwartung den kommenden Ereignissen und Thaten entgegensehen. Wallenstein hat die That unwiderruflich beschlossen; die letzte Scene gab uns als erregendes Moment seinen Befehl, Wrangel, den Schweden, zum Abschluß des Kontraktes ihm zuzusenden. Inwiefern wird unsre Besorgnis um den Helden durch die 1. Scene des 2. Aktes hoch gesteigert?

K. Er giebt Octavio Piccolomini Befehle wie einem vertrauten Freunde, und wir wissen bereits, daß dieser General sein schlimmster Feind ist.

L. (Nachdem er die 2. Scene gelesen.) Das Gespräch zwischen Wallenstein und Max macht einen peinlichen Eindruck. Der junge Mann spricht offen und wahr seine Überzeugung aus. Aus welchem Grunde dürfen wir ihm nicht unrecht geben?

K. Weil er den Feldherrn bittet, unter keinen Umständen zum Verräter zu werden, eher vom Platze zu weichen und als Privatmann zu leben.

L. Wir wissen bereits, daß Wallenstein diese Forderung nicht erfüllen kann. Inwiefern beruht sein Vergleich mit Cäsar auf Wahrheit?

---

*) Die Themata mögen lauten: 1. Worin besteht nach seinen eignen Worten Wallensteins tragische Schuld? 2. Wallenstein und Oberst Wrangel. 3. Die sophistische Überredungskunst der Gräfin Terzky.

K. Wenn Cäsar das Schwert von sich geworfen hätte, so wäre er verloren gewesen; wird Wallenstein entwaffnet, so geht er seinem Verderben entgegen.

L. (Nachdem er den 3. Auftritt gelesen.) Diese Unterredung mit den beiden Vertrauten ist noch peinlicher als die vorige. Die klugen und klar sehenden Männer beweisen Wallenstein, daß Octavio ein Verräter ist. Der Feldherr weist sie überlegen lächelnd ab. Peinlich wirkt die Frechheit, zu der Illo sich in seiner Rede hinreißen läßt. Inwiefern peinlich?

K. Er wagt es, Wallenstein Trotz zu bieten, indem er wütend ausruft, Octavio soll nicht fort und müßt' er die Räder am Wagen ihm zerschmettern lassen.

L. Der Gewaltige muß sich jetzt solchen Trotz bieten lassen! Er duldet alles im festen Glauben an die tiefe Wissenschaft, die ihm die Sterne enthüllen. Die Erzählung, wie ihm das Schicksal offenbarte, daß Octavio Piccolomini sein treuster Freund sei, ist so vollendet schön, daß sie sich in Prosa nicht wiedergeben läßt. Sie mögen sie als eine vollendet schöne dichterische Erzählung auswendig lernen.*) Inwiefern erhöht sie unsre Besorgnis um den großen Mann?

K. Wir sehen, daß er bei diesem Glauben an die Sterne die Klugheit verlieren muß, seine Feinde zu erkennen und rechtzeitig zu handeln.

L. Ein Wechsel der Scene führt uns in die Wohnung von Octavio Piccolomini. (Liest den 4., 5. und 6. Auftritt.) Wir sehen, wie energisch und klug der Feind handelt. Octavio ist reisefertig; die treuen Tiefenbacher umringen sein Haus, um ihn bei seinen letzten, dem Feldherrn feindseligen Schritten zu schützen und ihm darnach zu schneller Flucht zu verhelfen. Mit Graf Isolani hat er leichtes Spiel. Auf welche Weise bringt er ihn auf des Kaisers Seite?

K. Er zeigt ihm den kaiserlichen Brief, der Octavio an Wallensteins Stelle zum Oberbefehlshaber ernennt, und fragt ihn kurz und gut, ob er gehorchen wolle.

L. Weshalb macht das Verhalten des Grafen Isolani auf uns einen so verächtlichen Eindruck?

K. Wir wissen, daß Wallenstein sich gegen ihn so sehr gütig bewiesen, ihm schon dreimal seine argen Schulden bezahlt hat. Jetzt meint er, diese Rechnung sei zerrissen, und bettelt bei Octavio um Gunst und Vergebung.

---

*) In solchen wunderbar schönen Schilderungen steht Schiller unübertroffen da; desgleichen in der feinen Rhetorik, die er da anwendet, wo zwei bedeutende Menschen um ihr Recht kämpfen, so Maria Stuart und Burleigh, Wallenstein und Questenberg. Seine Kunst, feine sophistische Beredsamkeit zu schildern, haben wir soeben bewundert.

L. Schwerer gelingt's, Buttler zu gewinnen. Anfangs spricht er vergebens. Der General erklärt fest, sein Los mit dem von Wallenstein zu verketten. Durch welchen Hinweis versteht er zuletzt, ihn zu des Feldherrn Feind zu machen?

K. Buttler hat den Kaiser gebeten, ihm den Grafentitel zu verleihen, und ist mit Hohn abgewiesen und an seine dunkle Herkunft gemahnt worden. Diese Abweisung hat ihn so erbittert, daß er sich entschloß, durch Anschluß an Wallenstein Rache zu nehmen. Als ihm Octavio durch den Brief beweist, daß Wallenstein selbst dem Kaiser zu dieser Abweisung geraten hat, wendet sein Rachegefühl sich gegen ihn.

L. Aus welchen Worten können wir erkennen, daß er finstre Rache plant?

K. Er sagt, Wallenstein solle nicht länger leben.

L. Welche Bitte erregt darum des Feldherrn wegen unsre äußerste Besorgnis?

K. Buttler bittet, mit seinem Regimente ihm zur Seite bleiben zu dürfen und ihn auf Ehrenwort im Lager zu lassen.

L. Er sinnt auf eine furchtbare Rache, spricht sich aber nicht offen aus. Weshalb dürfen wir einen unheilvollen Plan erwarten?

K. Er sagt zu Octavio: „Ihr dürft mir trauen. Bei Gott, Ihr überlaßt Wallenstein seinem guten Engel nicht!"

L. (Nachdem er die letzte Scene des 2. Aktes gelesen.) Dieser Auftritt wirkt unsäglich traurig. Hier vergessen wir in Octavio den schleichenden Verräter seines Freundes, wir sehen in ihm nur den treuen Diener seines Kaisers und den tief bekümmerten Vater. Welche schreckliche Handlungsweise befürchtet er bei seinem Sohne?

K. Er befürchtet, Max werde sich Wallenstein verkaufen, seines Hauses Adel das Brandmal der Schande aufdrücken und vielleicht gegen den eignen Vater das Schwert ziehen.

L. Inwiefern geht er in diesem Argwohn zu weit?

K. Max sagt, niemand werde seines Herzens Stimme bezwingen, weder der Vater, noch Wallenstein, er werde nie unwürdig handeln, werde die ihm anvertrauten Regimenter aus Pilsen führen oder fechtend im Lager das Leben lassen.

L. Der Abschied zwischen beiden will uns das Herz erdrücken. Wir fühlen, Max wird in Wallensteins Verderben mit hineingezogen. Armer, liebevoller, edler Max! Armer, verwaister Vater! Wiederholen wir in Kürze den Inhalt dieses ganzen Aktes. Der rasche Fortgang der Handlung hat unser durch den ersten schon sehr erregtes Interesse noch wesentlich gesteigert.

Mustervortrag des Lehrers.

Am Schlusse des 1. Aktes erfuhren wir aus Wallensteins Munde, daß er zum Abfall vom Kaiser entschlossen sei; im zweiten sehen wir ihn zur That schreiten. Leider ist seine erste Anordnung für ihn schon verderblich. Er vertraut einen wichtigen Posten Octavio Piccolomini an, seinem ärgsten Feinde. Vergebens suchen seine Vertrauten, Terzky und Illo, ihn zu überzeugen, daß er an Octavio einen Verräter habe. Mit überlegenem Lächeln weist der Gewaltige sie ab und erzählt ihnen in tiefsinnigen, geheimnisvollen Worten, auf welche Weise die Vorsehung ihm diesen Mann als seinen treusten Freund bezeichnet habe. Wir werden erschüttert; denn gerade dieser ernste, unerschütterliche Glaube an die Sterne, an geheimnisvolle, überirdische Mächte, den wir bereits klar als Aberglauben, als Trug erkennen, muß dem sonst so klugen, vorsichtigen und umsichtigen Feldherrn zum Fallstricke werden.

Ein Wechsel der Scene giebt uns Einblick in die Handlungsweise seines Gegners. Hier zeigt sich rasches, kluges, energisches Vorgehen. Octavio steht zur Abreise gerüstet in seinem Zimmer. Das Haus bewachen die treuen Deutschen, die seine schleunige Flucht sichern sollen. Vorher gilt's, den abtrünnigen Feldherrn seiner besten Stützen zu berauben. Der leichtsinnige, gewissenlose Graf Isolani ist schnell bereit, dem verfemten Wohlthäter den Rücken zu kehren und bei Octavio und dem Kaiser um Gunst zu betteln. Nicht so leicht gelingt's, den kühnen, einflußreichen Buttler zu gewinnen. Ihn haben wilder Haß und Rachegelüste bewogen, gegen seinen Kaiser das Schwert zu ziehen. Leider hat Wallenstein in einer unglücklichen Stunde, vielleicht auch mit berechnender Schlauheit, dem Kaiser selber geraten, das Verlangen des erprobten Generals, in den Grafenstand erhoben zu werden, mit schnödem Hinweis auf seine dunkle Geburt schroff abzuweisen. Das Vorzeigen dieses Briefes genügt, um aus einem hingebenden Freunde des Feldherrn seinen ingrimmigsten, nach Rache dürstenden, gefährlichsten Feind zu machen. Nach des Beleidigers Verderben dürstend, verlangt er, mit seinem Regimente auf Ehrenwort bei ihm gelassen zu werden. Aus seinen Worten spricht eine böse Absicht, eine frevelhafte, finstre That. Wir sind berechtigt, das Ärgste zu fürchten.

Max Piccolomini hat sich offen dem Feldherrn erklärt. Er hat ihn beschworen, die That zu unterlassen, nicht zum Verräter zu werden. Fast gebrochen durch Wallensteins Hinweis, daß sein Verlangen unmöglich erfüllt werden könne, sucht er den Vater auf, um von ihm Abschied zu nehmen. Er wird seinem Kaiser treu bleiben, wird nie seinen Namen durch Verrat beflecken, verspricht seine Regimenter aus Pilsen zu führen oder im Kampfe zu fallen. Aber seinem Herzen läßt er nichts vorschreiben. Um der Geliebten willen entschließt er sich bis zum äußersten auszuharren. Der Abschied vom

Vater giebt uns die traurige Gewißheit, daß diese beiden sich schwerlich je wiedersehen werden. Die Liebe zu dem großen Feldherrn und zu seiner Tochter führt den offnen, edeln Jüngling ins Verderben.

Der 3. Akt.

L. Der rasche Fortgang der Handlung hat unser Interesse sehr gesteigert, so daß wir der Entwicklung im 3. Akte mit einer gewissen Aufregung entgegensehen. Sie wissen ja schon, daß der Dichter am Schlusse unser Interesse auf den Höhepunkt führen wird, der den Schluß, die Katastrophe schon ahnen läßt.

Die ersten 3 Scenen mögen Sie wieder zu Hause lesen. Die kluge und energische Gräfin Terzky teilt Thekla mit, daß Wallenstein vom Kaiser abgefallen ist und sich in kurzem mit den Schweden verbünden will; Thekla möge Max veranlassen, sich fest an ihren Vater anzuschließen. Das edle Mädchen weiß, daß ihr Geliebter diesen Verrat nie begehen werde, und weist die Tante ab. Sie sorgt nur um die Mutter; denn sie fürchtet, die ängstliche, besorgte Frau werde diesen Schlag nicht überleben. (Wiederholung.)

L. (Hat die 4. Scene gelesen.) Halten Sie Wallensteins Worte fest. Auf welchen Kunstgriff baut er seine Hoffnung, die Soldaten in Pilsen ganz für sich zu gewinnen?

K. Die Truppen in Prag sollen durch die Botschaft gewonnen werden, daß die Truppen in Pilsen Wallenstein gehuldigt haben, und die Soldaten in Pilsen umgekehrt durch die Nachricht aus Prag.

L. Halten Sie fest, daß Buttler um die Sache weiß. Sie werden sich später dieses Umstandes erinnern, wenn er verderbenbringend in des Freiherrn Pläne eingreift. In dem nun folgenden Gespräch zeigt Wallenstein offen, daß er von einer Verbindung zwischen Max und Thekla nichts wissen will. Nennen Sie mir seine Gründe!

K. Er will seinen Eidam sich auf Europens Thronen suchen; will die Krone auf ihrem Haupte sehen oder nicht leben.

L. (Liest den 5. und 6. Auftritt.) Die schrecklichen Folgen der unheilvollen That beginnen sich zu zeigen. Es ist, als ob dem Ausbruche eines furchtbaren Gewitters einzelne Windstöße und grelle Blitze mit Donnerschlägen vorausgehen. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Terzky kommt bleich hereingestürzt und verkündet, Isolani, Deodat, Maradas, Esterhazy, Götz, Colalto, Kaunitz haben Wallenstein verlassen und seien mit ihren Regimentern in der Nacht abgezogen.

L. (Liest die 7. und 8. Scene.) Die soeben gehörten Schilderungen sind so lebhaft, so wunderbar ergreifend, daß wir in die unruhige Hast, in die

Seelenangst der Betroffenen wahrhaft mit hineingerissen werden. Nachdem die Frauen leidlich beruhigt und weggeschickt sind, können die Männer die Lage ruhiger erwägen. Schildern Sie mir nach Terzkys Worten den Zustand im Lager.

K. Er sagt, es sei bei allen Truppen ein Rennen und Zusammenlaufen, ohne daß man die Ursache wisse; geheimnisvoll mit einer finstern Stille stelle jedes Korps sich unter seine Fahnen. Die Tiefenbacher zeigen sich trotzig, nur die Wallonen gesetzt und ruhig wie immer.

L. Durch welche Mitteilung müssen die Truppen zu solchem Thun bewogen sein?

K. Durch die Mitteilung, daß Wallenstein vom Kaiser abfallen wolle und bereits geächtet sei.

L. Noch will Wallenstein an seinem Vertrauen zu Octavio festhalten. Um so furchtbarer ist die Enttäuschung. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Illo stürzt herein und teilt mit, die Tiefenbacher verweigern den Gehorsam, denn kein anderer habe ihnen zu befehlen, als Generallieutenant Piccolomini. Er habe die Ernennung, die eigenhändige Unterschrift des Kaisers, ihnen vorgezeigt; auf seinen Antrieb sind gestern die Obersten entwichen; auch Montecuculi, Caraffa und sechs andre Generäle habe er bereits abwendig gemacht. Diese Handlungsweise habe er schon mit Questenberg verabredet.

L. Wir wundern uns nicht, daß Wallenstein durch diese Nachrichten furchtbar erschüttert wird und fast zusammenbricht. Aber ihm steht Schrecklicheres bevor. (Liest den 9. und 10. Auftritt.) Geben Sie mir in der Kürze den Inhalt dieser Scenen an.

K. Buttler teilt mit, der Eilbote aus Prag sei mit dem Briefe von der Wache am Thor aufgefangen worden. Die Nachricht, der Inhalt des Schreibens, durchlaufe das ganze Lager. Prag ist verloren, alle Regimenter zu Budweis, Tabor, Braunau, Königingrätz, zu Brünn und Znaym haben dem Kaiser neu gehuldigt; Wallenstein mit Kinsky, Terzky und Illo sind geächtet.

L. Inwiefern zeigt sich Wallenstein bei dieser Nachricht in seiner ganzen Größe?

K. Er zeigt sich gefaßt, entschlossen, sieht ruhig dem kommenden Geschick entgegen. Befreit von allen Zweifelsqualen will er jetzt für sein Haupt und für sein Leben fechten. Seine Brust, sagt er, sei wieder frei, sein Geist hell. „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.“

L. Die beiden folgenden Scenen zeigen uns als Gegenstück zu dem entschlossenen Manne die durch die Nachricht ganz gebrochenen Frauen. Dann tritt ein Wechsel der Scene ein. Wallenstein hat den Harnisch angelegt und ist entschlossen, sofort zu handeln. Seine Worte machen auf uns einen pein-

lichen, traurigen Eindruck, erfüllen uns mit tragischem Mitleid. Sie werden dies Gefühl beim Anhören seiner Worte gehabt haben; sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er schildert seine frühere Größe, seine frühern Thaten, meint, er sei noch derselbe, der er damals war; die Truppen seien gewohnt, unter ihm zu siegen, aber nicht gegen ihn zu fechten.

L. Welchen schwerwiegenden Umstand vergißt er bei dieser Schilderung?

K. Daß er jetzt nicht mehr als kaiserlicher Feldherr, sondern als Verräter handelt.

L. Denselben trostlosen Eindruck machen die Worte, durch die er seinen Leidensgefährten Mut einsprechen will. Es durchzuckt uns mit banger Ahnung, wenn er zu seinen Getreuen auch „Buttlers wackre Scharen" rechnet.

L. (Liest den 14. und 15. Auftritt.) Die Lage wird immer ernster. Beim Eintritt der wackern Kürassiere aus dem Regimente Pappenheim hegen wir für den Feldherrn noch einige Hoffnung; aber sie wird schnell genug vernichtet. Anfangs zeigt sich diesen tapfern, erprobten Männern gegenüber Wallenstein noch als Feldherr und gebietender General in seiner ganzen Würde. Beweisen Sie mir's!

K. Er kennt jeden der Männer bei Namen und weiß, durch welche Thaten er sich im Kriege ausgezeichnet hat.

L. Durch welche That haben diese Kürassiere gezeigt, daß sie selbständig handeln wollen?

K. Jedwede Fahn' hat ihren Mann als Abgesandten durchs Los gezogen. Sie wollen aus des Feldherrn eignem Munde erfahren, ob er vom Kaiser abgefallen sei und sie zu den Schweden führen wolle.

L. Durch welchen Schritt hat Wallenstein sich selbst dieser edelsten und tapfersten Truppen beraubt?

K. Durch sein Bündnis mit den Schweden.

L. Wallenstein bietet alle Künste der Beredsamkeit auf, um diesen Schritt zu bemänteln; aber es gelingt ihm nicht. Er hat die klugen, ehrlichen, ihm treu ergebenen Soldaten schon halb gewonnen durch die Versicherung, er treibe es mit den Schweden nur zum Schein, wolle den Kaiser nicht verraten; aber auch dieser Vorteil wird ihm durch den voreiligen Eifer seiner Freunde geraubt. Erklären Sie mir's!

K. Buttler stürzt herein und ruft, Graf Terzkys Regimenter reißen den kaiserlichen Adler von den Fahnen und pflanzen Wallensteins Zeichen auf.

L. Inwiefern mußte diese Mittheilung für die Kürassiere entscheidend wirken?

K. Sie ersahen daraus, daß der Feldherr ein Verräter war, und waren nun gezwungen, ihn zu verlassen.

L. Es folgen nun sehr aufregende Scenen. (Liest sie vor.) Max Piccolomini kommt, sich von Wallenstein, seinem väterlichen Freunde, dem Vater seiner Geliebten, auf immer loszusagen. Wir wollen darüber nicht sprechen; lesen Sie diese Scene zu Hause für sich durch. Da kommt eine aufregende Unterbrechung. (Liest den 19. Auftritt.) Schildern Sie mir, durche welche Botschaft der Feldherr in die größte Aufregung versetzt werden muß.

K. Neumann, Terzkys Adjutant, meldet, die Pappenheimer sind abgesessen, rücken mit dem Degen in der Faust an, um das Haus zu stürmen, falls man ihren Führer Max Piccolomini nicht freigeben wolle.

L. Noch fühlt Wallenstein sich als oberster Befehlshaber und läßt den Stürmenden gebieten, sie sollen sich augenblicklich zurückziehen und schweigend abwarten, was ihm gefallen werde zu thun. Aber seine Macht ist dahin. Durch welchen neuen Schritt beweisen diesen Umstand die von ihm abgefallenen Truppen?

K. Sie haben vom Rathause das Dach abgedeckt und wollen von dort aus das Haus des Feldherrn mit Kanonen beschießen.

L. (Nachdem er den 20. Auftritt gelesen.) Die Gefahr wird immer dringender. Wallenstein sendet den Aufrührern Adjutant Neumann als seinen Abgesandten. Die Soldaten erschießen ihn. Da will der Gewaltige noch einmal die Macht seiner bisher stets siegreichen, gebieterischen Persönlichkeit zeigen und eilt selbst hinaus. Er gedenkt, sie schnell gezähmt dem Gehorsam wieder zuzuführen. Betrachten wir mittlerweile die Vorgänge, die sich während dieser kurzen Abwesenheit im Schoße seiner Familie vollziehen. Die Scene selbst lesen Sie zu Hause nach. Der Schwerpunkt liegt in Theklas Entscheidung. Vom Geliebten aufgefordert, hier Recht zu sprechen, verlangt sie von ihm, er solle seinem ersten Gefühl folgen, d. h. dem Kaiser treu bleiben. Das heldenstarke Mädchen weiß, daß sie ihn durch dies Urteil verliert; aber sie gehorcht der Stimme der Wahrheit. Während dieses Gesprächs hört man draußen wildes Geschrei, Hochrufe auf Kaiser Ferdinand, und der eintretende Terzky bringt die Schreckensbotschaft, daß alles verloren sei. Die Soldaten haben die Ehrfurcht vor des Feldherrn Anblick verloren; als er zu reden angefangen, habe kriegerische Musik ihn zum Schweigen gebracht. (Wiederholen Sie diesen Vortrag!)

L. (Liest den letzten Auftritt.) Wallenstein tritt herein. Aus welcher Handlungsweise erkennen Sie, daß er noch nicht gebrochen ist?

K. Er giebt Terzky und Buttler kurze und strenge Befehle in Bezug auf seinen Zug nach der Festung Eger.

L. Max nimmt einen schmerzlichen Abschied. Er bittet dabei Buttler, des Feldherrn Leben, das jetzt jedem Mörder preisgegeben sei, unverletzlich zu

bewahren. Welche Handlung des Angeredeten wirkt auf uns, die Kundigen, dabei so erschütternd?

K. Er verweigert Max die Hand, will diesen Schutz nicht übernehmen.

L. Mittlerweile hat der Saal sich mit den treuen Kürassieren gefüllt, die ihren Führer abholen kommen. Es ist dem unglücklichen Jünglinge zu verzeihen, daß er sich nach der Feldschlacht sehnt, um im heißen Kampfe Vergessenheit zu suchen. Aber weshalb will er diese edeln, treuen, tapfern Truppen in seinen Fall verstricken? Beweisen Sie mir aus seinen eignen Worten, daß er's will.

K. Er sagt: „Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan, der Rachegöttin weih' ich eure Seelen! Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben, wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben."

L. Diese That ist unverzeihlich. Die tapfern, treuen Truppen haben ihn nicht von seinem Glücke gerissen, sondern ihm die Ehre zu retten gesucht. Er durfte sie nicht seinen persönlichen Gefühlen opfern. Leider hat er's gethan. Diesen Makel vermag von Max Piccolominis Charakter niemand abzuwischen; er soll und darf nicht einmal durch Entschuldigung gemildert werden. Der wichtige 3. Akt ist zu Ende. In welcher Erkenntnis liegt für unser Interesse der Höhepunkt?

K. Wallenstein ist geächtet und bis auf die Regimenter seiner Getreuen vom ganzen Heer verlassen.

L. Inwiefern muß der Umstand, daß Buttler mit seinem Regimente bei ihm ausharrt, uns mit äußerster Besorgnis erfüllen?

K. Wir wissen, daß Buttler auf des Feldherrn Verderben sinnt.

L. Uns ahnt, daß es mit dem großen Mann zu Ende geht. Mit diesem trüben Gefühl sehen wir voll tragischen Mitleids seinem nächsten Schicksal entgegen. Da dieser 3. Akt so großartig komponiert ist, haben wir die Pflicht, ihn im Zusammenhange uns vorzuführen.

Mustervortrag des Lehrers.

Das hochgespannte Interesse, mit dem wir den 3. Akt erwarten, wird durch die ersten Scenen in der Spannung erhalten. Der Dichter führt uns zu des Feldherrn Familie. Die kluge Gräfin Terzky will die Liebe der Tochter Thekla benutzen, um durch sie Max Piccolomini für Wallensteins Pläne zu gewinnen. Sie hat sich verrechnet. Das kluge und edle Mädchen denkt bei der Mitteilung von des Vaters Abfall vom Kaiser nur an ihre unglückliche Mutter. Sie weiß, daß ihr edler Max von selbst den rechten Weg finden werde.

Zu den Frauen tritt Wallenstein in großer Aufregung. Er erwartet jeden Augenblick aus Prag die Nachricht, daß die Hauptstadt sein sei und die Regimenter, gestützt auf die falsche Nachricht der Huldigung in Pilsen, sich für

ihn erklärt haben. Nach dieser Huldigung in Prag hofft er die Regimenter in Pilsen ohne Mühe für sich und seine Pläne zu gewinnen. Buttlers offne Erklärung bestärkt ihn in seinem Glauben. „Der Mensch," sagt er, „ist ein nachahmendes Geschöpf, und wer der vorderste ist, führt die Herde." In diesem hohen Mute bemerkt er seiner Tochter Trübsinn. Zur Erklärung entdeckt ihm die Schwägerin, die Gräfin Terzky, daß Thekla Max Piccolomini liebe, und daß der Jüngling hoffe, sie zu besitzen. Da braust Wallenstein auf. „Ist der Junge toll?" ruft er aus, „sind's die eignen Kinder, mit denen man seine Gunst bezeugt? Meinen Eidam will ich mir auf Europens Thronen suchen." Dieser Hochmut wird jäh auf eine harte Probe gesetzt. Terzky und Illo stürzen herein und melden, daß Isolani, Maradas, Esterhazy, Deodati, Götz, Colalto ihn verlassen haben. Die Tiefenbacher verweigern den Gehorsam und erklären, kein andrer habe ihnen zu befehlen, als Generallieutenant Piccolomini. Er habe ihnen die kaiserliche Ordre mit des Kaisers eigenhändiger Unterschrift vorgezeigt, habe diesen Abfall schon mit Questenberg verabredet und alle Generäle gegen Wallenstein gewonnen. Auch Montecuculi, Caraffa und sechs andre Generäle sind fort, nachdem er sie überredet hat, ihm zu folgen.

Anfangs wirkt dieser Schlag auf Wallenstein so furchtbar, daß er wie gebrochen zusammensinkt; aber bald erhebt er sich wieder und schüttelt gewaltsam den schweren Kummer von sich ab. Nur der Verrat des vermeintlichen Freundes und die trostlose Gewißheit, daß die Sterne nicht wahr sprechen, hat die augenblickliche Schwäche erzeugt.

Aber noch ist das Maß seiner Leiden nicht voll; noch andre furchtbare Erschütterungen stehen ihm bevor. Im Lager, berichtet Terzky, ist ein Rennen, ein Zusammenlaufen. Geheimnisvoll, mit einer finstern Stille stellt jedes Corps sich unter seine Fahnen. Die Tiefenbacher machen böse Mienen; nur die Wallonen halten sich gesetzt, so wie sie pflegen. Wallenstein begreift nicht, woher diese Unruhe stamme. Die Aufklärung wird ihm durch Buttler gebracht. Der Eilbote, der die Nachricht aus Prag gebracht hat, ist — wahrscheinlich auf Buttlers, des Verräters, Veranlassung — aufgefangen, der Inhalt des von ihm überbrachten Schreibens im Lager überall verbreitet worden. Prag ist für Wallenstein verloren; die Regimenter zu Budweis, Tabor, Braunau, Königingrätz, zu Brünn und Znaym haben dem Kaiser neu gehuldigt. Wallenstein ist mit Kinsky, Terzky und Illo geächtet. Dieser furchtbare Schlag giebt dem großen Manne seine Entschlossenheit zurück. „Notwendigkeit ist da," sagt er, sich stolz und fest erhebend, „der Zweifel flieht, jetzt fecht' ich für mein Leben. Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen." Seine Schwägerin, die Gräfin Terzky, nimmt die Nachricht mit Seelenstärke auf; aber die Herzogin bricht ohnmächtig zusammen.

Die nun folgenden Scenen spielen sich im großen Saal beim Herzog Friedland ab. Er tritt zum Kampf gerüstet, im Harnisch auf. Noch sind fünf Regimenter sein und, wie er meint, auch Buttlers Dragoner. In der kürzesten Zeit soll die Vereinigung mit den Schweden stattfinden. Aber trotzdem merken wir aus seinem Selbstgespräch, daß das volle Vertrauen auf seine alte Kraft von ihm gewichen ist. Seine Worte kommen aus einem Gemüte, das sich durch prahlerische Erinnerung an die frühere Macht und Heldengröße künstlich Mut einflößen will. „Noch fühl' ich mich denselben, der ich war;" behauptet er, „führt eure Truppen gegen mich; sie sind gewohnt, unter mir zu siegen, nicht gegen mich zu fechten. Ich bin gegenwärtig wie ein entlaubter Stamm; aber im Marke wohnt die schaffende Kraft, die sprossend eine Welt aus sich geboren."

Dieser hohe Mut wird augenblicklich bestärkt durch die Meldung, daß zehn Kürassiere, Abgesandte seines edelsten und treusten Corps, der „Pappenheimer", ihn zu sprechen wünschen. Wenn es ihm gelingt, diese Truppen für sich zu gewinnen, so darf er trotz aller Verluste und Fehlschläge noch auf Erfolg rechnen. Der Anfang der Unterredung giebt uns noch einige Hoffnung. Wallenstein zeigt sich ihnen gegenüber als königlicher Feldherr und Führer. Fast gelingt es ihm, die ehrlichen, tapfern Soldaten zu überreden. Der Gefreite fragt:

„So treibst du's mit den Schweden nur zum Schein?
Du willst den Kaiser nicht verraten, willst uns
Nicht schwedisch machen? Sieh, das ist's allein,
Was wir von dir verlangen zu erfahren."

Leider kann der Mann, den jetzt, seinen eignen Worten nach, „der Doppelsinn des Lebens verklagt," keine klare Antwort geben. Dazu gesellt sich der Unverstand seiner Anhänger. Buttler stürzt herein und berichtet, Terzkys Truppen reißen den kaiserlichen Adler von den Fahnen und pflanzen Wallensteins Feldzeichen auf. Diese That bedarf keiner Erklärung. Die Kürassiere machen sofort kehrt, und des Feldherrn Schicksal ist besiegelt. Noch ist Max im Lager. Wird er sich für Wallenstein erklären? Wird es ihm gelingen, diese klar und klug denkenden, edeln Kürassiere für seinen väterlichen Freund zu gewinnen? Sein Eintritt enthebt uns aller Fragen. Er kommt, um Abschied zu nehmen. Bei den bittern Worten der Gräfin Terzky übergiebt er die Entscheidung seiner Geliebten. Das edle, hochherzige Mädchen verweist ihn auf seine Pflicht. Er darf dem Kaiser nicht untreu werden.

Mittlerweile haben ihn seine Truppen vermißt. Da sie fürchten, er werde im Schlosse festgehalten, rücken sie heran, um das Haus mit dem Degen in der Faust zu stürmen; sie decken selbst das Dach des Rathauses ab, um von dort auf des Feldherrn Zimmer die Kanonen zu richten. Wallenstein

schickt ihnen voller Entrüstung seinen Adjutant Neumann mit dem Befehl entgegen, schweigend abzuwarten, was ihm zu thun belieben werde. Aber seine Macht ist dahin. Neumann wird erschossen, und als er selbst hinauseilt, um mit der siegenden Gewalt seiner Persönlichkeit und seines Wortes „den empörten Sinn ins alte Bette des Gehorsams zu leiten", läßt man ihn nicht zu Worte kommen und belehrt ihn über seine gänzliche Vernichtung durch wilde Hochrufe auf den Kaiser Ferdinand. Finster, aber ungebeugt, zu rascher That entschlossen, kehrt er zu den Seinigen zurück. Die treu gebliebenen Truppen will er sofort nach Eger führen, um dort die Ankunft der Schweden zu erwarten. Max muß scheiden. Thekla selbst hat sein Urteil bestätigt und ihn aufgefordert, seinem redlichen Herzen und unbestochnen Gefühl für Recht und Wahrheit zu folgen. Er muß Wallenstein, seine Geliebte, sein Glück für immer verlassen. Der Abschiedsschmerz versetzt ihn in einen Zustand wilder Verzweiflung. Als die Kürassiere in den Saal dringen, um ihn abzuholen, ruft er ihnen zu:

„Es ist nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben."

Der 4. Akt.

L. Der 3. Akt hat uns mächtig ergriffen. Er ist so voll dramatischen Lebens, daß jede Scene mit der vollen Gewalt der Naturwahrheit auf uns wirkt. Die erregten Gefühle der auftretenden Personen, ihre Besorgnis, ihre Angst, ihr Schrecken und Entsetzen, ihre Verzweiflung sind durch die Worte, die sie sprechen, so vortrefflich gekennzeichnet, daß wir stets wahrhaft gezwungen werden, uns in ihre Seelen zu versetzen, alle Regungen mit durchzuleben. Wir glauben diese entsetzten Mienen, diese angstvollen Blicke, diese bleichen Gesichter leibhaftig vor uns zu sehen, sowie mitten in allen diesen Stürmen das finstre Antlitz des gewaltigen Mannes, der trotz der furchtbarsten Schläge Ruhe und Entschlossenheit behauptet, bis ihn der letzte Schlag ins Herz trifft; bis er seinen Truppen gegenüber die entsetzliche Niederlage erleidet, mit verstörter Miene zurückkehrt und den Befehl giebt, sofort nach Eger aufzubrechen. Scenen mit so ergreifendem dramatischen Leben hat bisher kein andrer Dichter der Welt zu komponieren vermocht. Wiederholen Sie diesen Vortrag!

L. (Hat die ersten zwei Scenen gelesen.) Sie wissen, welche Bedeutung in der Tragödie der 4. Akt hat. Wir ahnen am Ende des 3. Aktes des Helden Untergang; da giebt der Dichter im 4. Akte unserm

Interesse eine neue Richtung (Peripetie). Inwiefern trägt Buttlers Selbstgespräch dazu bei?*)

K. Er droht Wallenstein mit seiner Rache und interessiert uns für seine finstern Pläne.

L. Inwiefern werden wir durch sein Gespräch mit dem Kommandanten von Eger darüber belehrt?

K. Er hat ihm bereits durch Vorzeigen eines kaiserlichen Befehls mitgeteilt, daß Wallenstein geächtet ist und Gordon ihm, Buttler, blindlings zu gehorchen habe.

L. Welches Vorgehen gegen den Geächteten bezeichnet er als eines treuen kaiserlichen Dieners würdig?

K. Wallenstein lebendig oder tot dem Kaiser auszuliefern.

L. Inwiefern will er seine eigne Absicht damit beschönigen?

K. Er will mit Gordons Hilfe den Feldherrn gefangen nehmen, bevor die Schweden sich mit ihm vereinigen.

L. Gordon erscheint uns als ein gutherziger milder, Wallenstein ergebener Mann; aber er darf gegen die kaiserlichen Befehle sich nicht ungehorsam zeigen. In welchen Worten erkennen Sie seine Pflichttreue?

K. Er sagt: „Hat er den Kaiser, seinen Herrn, verraten, das Heer verkauft, die Festungen des Landes dem Reichsfeind öffnen wollen, ja dann ist keine Rettung mehr für ihn."

L. Aus welchen Worten erkennen Sie das schwere Leid, das durch diese traurige Pflicht ihm bereitet wird?

K. „Wir Subalternen," sagt er, „haben keinen Willen; nur der freie Mann darf dem schönen, menschlichen Gefühl gehorchen. Wir sind Schergen des grausamen Gesetzes."

L. (Nachdem er die 3. Scene gelesen.) Gordon hat recht, wenn er sagt, daß Wallenstein nicht wie ein Geächteter, sondern wie ein fürstlicher Gebieter in Eger eingezogen sei. Beweisen Sie mir's aus seinem Gespräch mit dem Bürgermeister!

K. Er ist leutselig gegen ihn, lobt seine Umsicht, begünstigt seinen protestantischen Glauben und ernennt Gordon zur Belohnung für seine Vorsicht zum Oberstlieutenant.

---

*) Der „Rechen" wurde in den alten Burgen und Festungen ein Gitterwerk aus starken, mit Eisen beschlagenen spitzen Pfählen genannt, mit dem man die Wölbung der mächtigen Thorgänge in der Mitte verschließen konnte. Dies Gitterwerk — es hatte seinen Namen vom Vergleich mit einer Harke oder einem Rechen — konnte aufgezogen werden; es wurde nur niedergelassen, sobald man auf einen feindlichen Angriff gefaßt war.

L. (Liest den 4. und 5. Auftritt.) Die „willkommne Botschaft", die „frohe Zeitung", die Graf Terzky bringt, macht uns besorgt, so daß wir in sein Frohlocken nicht einstimmen können. Durch welche Botschaft von Illo wird unsre Ahnung zur Gewißheit?

K. Illo berichtet, Max Piccolomini habe mit seinen Kürassieren die Schweden überfallen und sei samt seinen Getreuen auf dem Platze geblieben.

L. Des Grausigen ist noch nicht genug. Das Fräulein Neubrunn berichtet entsetzt, die Unglücksbotschaft sei zu Thekla gedrungen, und das unglückliche Mädchen liege im Sterben. Alle diese Nachrichten ziehen unser Interesse augenblicklich von der Haupthandlung ab; aber Buttlers Gespräch mit Gordon führt uns um so energischer auf diesen furchtbaren Lebenskampf zurück. (Liest die 6. Scene vor.) Durch welche entsetzliche That will Buttler den Kampf beenden?

K. Er will Wallenstein nebst Terzky und Illo noch an demselben Abende ermorden.

L. Welche Gründe bewegen ihn dazu?

K. Er sagt, er sei Bürge für den Ausgang. Sobald die Schweden anrücken, kann er Wallenstein lebend nicht mehr in seine Gewalt bringen; darum muß er ihn vorher ermorden.

L. Hier vollzieht sich in unserm Interesse die Peripetie, der Umschwung. Auf solch einen Ausgang waren wir nicht gefaßt. Durch welche Hinweise sucht Gordon ihm das Schändliche solch einer That zu Gemüte zu führen?

K. Er erinnert ihn, daß Wallenstein seiner Treue vertraue, daß die Person des Feldherrn heilig sei, daß kein edler Mann sich zu Henkersdiensten hergebe, daß man gern sein Leben für den Kaiser wage, aber nicht sein Gewissen.

L. Nennen Sie mir Buttlers Gegengründe!

K. Er weist darauf hin, daß der Kaiser das Urteil gesprochen hat, daß Wallenstein durch seine Verbindung mit den Schweden unsägliches Unheil über das Reich bringt; daß jetzt, nachdem des Kaisers Heer geschlagen ist, kein andrer Ausweg bleibt.

L. Durch welche Frage briugt er den gutherzigen Gordon zum Schweigen?

K. Er fragt ihn, ob er einen bessern Rat wisse, ob er die Folgen tragen wolle, wenn Wallenstein entkommt.

L. In welchen Worten finden wir für den finstern Buttler eine gewisse Entschuldigung?

K. Er sagt in Bezug auf sein menschliches Gefühl, sein Herz:

„Von härterm Stoff ist meins, gestählt hat mich
In rauher Schule die Notwendigkeit."

L. (Liest den Schluß des 4. Aktes.) Die nun folgenden wilden Reden von Terzky und Illo dienen dazu, selbst den milden Gordon halb mit dem geplanten Morde zu versöhnen, wenigstens die Ermordung dieser beiden Schändlichen gutzuheißen. Inwiefern haben deren Worte diesen Wechsel bewirkt?

K. Sie sprechen in frevelhaften Worten, wie sie sich am Kaiser und an dessen Anhängern rächen wollen.

L. Illo spricht in der That, wie Gordon hervorhebt, wie ein übermütig frecher Bösewicht, und seine Ermordung erscheint uns deshalb als eine halb entschuldbare That. Weshalb aber hegen wir mit Gordon Entsetzen und Abscheu vor der Ermordung Wallensteins?

K. Weil wir den großen Mann bisher stets mit hohem Interesse verehrt haben.

L. Buttler selbst muß sich künstlich dazu Mut einsprechen. Durch welchen Hinweis auf des Fürsten Fehler gelingt's ihm?

K. Er weist darauf hin, daß Wallenstein bei seinen Berechnungen nicht Anstand genommen habe, andrer Menschen Ehr' und Würde und guten Ruf aufs Spiel zu setzen.

L. Welches Gefühl suchte er durch diesen Vorwurf in sich zu erregen und zu steigern?

K. Sein Rachegefühl, seinen Haß.

L. Haß und Rachegefühl sind furchtbare Beweggründe zu feindseligem Handeln. Aber trotzdem regt sich in Buttler ein edleres Gefühl, als Gordon ihn auffordert, an des Feldherrn Größe, an seine Milde, an seines Herzens liebenswerte Züge, an seine Edelthaten zu denken. Inwiefern zeigt sich diese bessre Regung in seinen Worten?

K. Er sagt, er habe geglaubt, frei handeln zu können; aber er sei jetzt durch den Sieg der Schweden gewaltsam zum raschen Handeln gezwungen worden.

L. Auch hierin zeigt sich die Hand des „großen gigantischen Schicksals“, das so oft der Menschen Pläne durchkreuzt. Vergebens weist Gordon darauf hin, daß den Königen der Mord, aber nie der Mörder gefalle. Durch welchen Hinweis beendet Buttler jeden weitern Einwand?

K. Er sagt, er müsse seines Wortes Ehre einlösen; er sei entehrt, wenn der Fürst entkommt.

L. Der gutherzige Gordon versucht noch, ihn zum Opfer dieser sogenannten Ehre zu bewegen, gießt damit aber, wie man sagt, Öl ins Feuer. Bei allen Menschen, die so wie Buttler im Leben schwer gerungen haben, ist die hervorragendste Eigenschaft ein hoher Stolz, ein sehr gesteigertes Selbstbewußtsein. Beweisen Sie mir diese Wahrheit aus seiner Entgegnung!

K. Er sagt, ein jeder gebe den Wert sich selbst. „Wie hoch ich mich selbst anschlagen will, das steht bei mir. So hoch gestellt ist keiner auf der

Erde, daß ich mich selber neben ihm verachte. Den Menschen macht sein Wille groß und klein; und weil ich meinem treu bin, muß er sterben."

L. Dieser finstern Unterredung folgt eine tief rührende und erschütternde Scene. Die unglückliche Thekla zeigt sich trotz ihres furchtbaren Schmerzes als des großen Fürsten würdige Tochter. Sie bittet nur um die Vergünstigung, mit dem schwedischen Hauptmanne, der die Trauerbotschaft überbracht hat, allein, nur im Beisein ihres Fräulein Neubrunn, sprechen zu dürfen. Der erfahrene Vater gewährt ihr die Bitte. „Es giebt Schmerzen," sagt er, „wo der Mensch sich selbst nur helfen kann; ein starkes Herz will sich auf seine Stärke nur verlassen." Schreiben Sie dies Wort zur Sammlung von Sinnsprüchen. Schildern Sie mir nun Max Piccolominis Tod!

K. Er hatte mit seinen Kürassieren bei Neustadt die unter dem Rheingraf stehenden Schweden angegriffen, hatte mit seinen Reitern sich zu weit, und ohne das Fußvolk abzuwarten, vorgewagt und war von den Feinden eingeschlossen worden. Der Rheingraf habe ihm noch zugerufen, sich in guter Schlacht ehrlich zu ergeben; aber er habe augenscheinlich den Tod gesucht. Alle seine Getreuen seien im wilden Kampfe gefallen.

L. Zu welchem Entschlusse wird Thekla durch diese Botschaft bewogen?

K. Sie will zu dem Grabe ihres Geliebten hineilen und sich dort in das Kloster Sankt Katharinenstift begeben.

L. Fassen Sie jetzt in der Kürze den Inhalt des 4. Aktes, der Peripetie, zusammen!

Mustervortrag des Lehrers.

Wallenstein ist in Eger eingezogen; der Rechen des Festungsthors ist hinter ihm gefallen. Buttler hat dem Kommandanten Gordon die kaiserliche Ordre vorgezeigt, die ihn verpflichtet, dem Bevollmächtigten Buttler blindlings zu gehorchen. Der finstre Mann tritt nun mit seinen Plänen offen hervor. Er hat seine Ehre verpfändet, Wallenstein lebend oder tot dem Kaiser auszuliefern, und Gordon soll ihm bei der Ausführung behilflich sein. Auf jeden Fall müsse die Verbindung mit den Schweden gehindert werden.

Wallenstein hat sich nach dem letzten furchtbaren Schlage erholt. Sein Auftreten dem Bürgermeister und dem Kommandanten gegenüber ist gebieterisch, königlich, wie sonst, als er sich an der Spitze seines gefürchteten Heeres befand. „Von seiner Stirn," sagt Gordon,

„Leuchtete wie sonst
Des Herrschers Majestät, Gehorsam fordernd,
Und ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,
Nahm er des Amtes Rechenschaft mir ab."

Seine Seele ist, wie das Gespräch mit dem Bürgermeister lehrt, von hochfliegenden Plänen erfüllt. Die spanische Doppelherrschaft, meint er, neige sich dem Ende zu; eine neue Ordnung der Dinge werde sich einführen. Die Hohen werden fallen, die Niedrigen sich erheben. Er ist wieder ganz er selbst, der große Mann, der fürstliche Führer des ganzen Krieges. Sein Geist, so hofft er, werde diese Umgestaltung aller Verhältnisse herbeiführen.

Unsre durch seine Worte erregte Hoffnung wird arg enttäuscht. Man hat ein starkes Schießen gehört. Ein schwedischer Hauptmann hat die Meldung überbracht, Max Piccolomini habe mit seinen Kürassieren bei Neustadt den Rheingrafen überfallen und sei samt seinen Getreuen auf dem Platze geblieben. Illo und Terzky jubeln laut und ergehen sich in Träumen einer glücklichen Zukunft. Wallenstein wird bis ins Innerste getroffen; seine Tochter gerät in Verzweiflung. Nachdem sie den Bericht das Schweden über den Fall und das Begräbnis ihres Geliebten angehört, beschließt sie, zu seinem Grabe zu eilen, in derselben Nacht zu fliehen und sich in dem in der Nähe des Grabes liegenden Kloster zu begraben.

Die Nachricht von diesem Siege hat Veranlassung zu furchtbaren Plänen der Gegner gegeben. Buttler sieht ein, daß er den Herzog lebend jetzt nicht mehr in seine Gewalt bringen kann; darum beschließt er, ihn zu ermorden. Illo und Terzky sollen im Tode ihm vorangehen; der Mord muß noch an demselben Abende vollzogen werden. Er hafte, so erklärt er dem entsetzten Gordon, für den Ausgang mit seiner Ehre. Illo und Terzky will er im Schlosse während des Gastmahls überfallen, den Herzog oben in der Stadt in seiner Wohnung im Rathause. Alle Bitten und Einwürfe des gutherzigen Gordon weist er finstern Blickes von sich ab. Sein Herz ist „von härterm Stoff, gestählt in rauher Schule der Notwendigkeit.“ „Den Menschen,“ sagt er, „macht sein Wille groß und klein; und weil ich meinem treu bin, muß er sterben.“

Der 5. Akt.

L. (Nachdem er die zwei ersten Scenen gelesen.) Der Mord ist beschlossen. Der Dichter führt uns mitten in die Vorbereitung hinein. Diese grausige Unterhaltung wirkt sehr aufregend. Schildern Sie mir den Inhalt!

K. Buttler giebt Major Geraldin den Auftrag, zwölf rüstige Dragoner, mit Piken bewaffnet, in den Bankettsaal des Schlosses zu führen und Illo mit Terzky in der Stille niederzustoßen, so daß keine Kunde der That zum Herzoge dringen könne. Darauf überredet er die beiden Hauptleute Deveroux und Macdonald, die Ermordung des Feldherrn zu übernehmen.

L. Die Unterredung enthüllt uns die Anschauungen dieser wilden, gewissenlosen, abergläubischen Soldaten aus jener schrecklichen Zeit. Sie zeigen zuletzt noch eine Art von Gewissen. Schildern Sie mir diese Seelenregungen!

K. Sie beruhigen ihr Gewissen durch den Hinweis ihres Generals, daß sie mit der Mordthat dem Kaiser Kron' und Reich retten und dem Feldherrn durch einen ehrlichen Tod von Soldatenhänden die Hinrichtung durch den Henker ersparen können.

L. (Nachdem er die 3. Scene gelesen.) Dies Gespräch erfüllt uns Wissende mit hohem, tragischem Mitleid. Wallenstein spricht mit der hochgesinnten Gräfin Terzky, seiner Schwägerin. Durch welche Vorgänge ist er so tief erschüttert worden?

K. Durch den Tod von Max Piccolomini und durch das Leiden seiner Tochter.

L. Ein Wort müssen Sie aus Wallensteins Betrachtungen entfernen. Er sagt zur Begründung seiner ernsten Klagen: „Denn über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt." Max konnte nicht des Gewaltigen Freund sein; er war nur seines Herzens Liebling. Da ihm ein Sohn versagt war, so ersetzte ihm dieser frische, edle, offne, tapfre, liebenswürdige Jüngling den Sohn. Inmitten seiner aufregenden finstern Pläne, inmitten der rauhen Forderungen, die seine Stellung als oberster Kriegsherr und allmächtiger Gebieter erheischte, bildete die Liebe zu diesem Jünglinge das Glück und die Freude seines Lebens. Wiederholen Sie mir diese Erklärung!

L. Nun werden des großen Mannes Klagen Ihnen verständlich sein. Lesen Sie mir die herrlichen Worte, die er dem so früh und durch seine Schuld gefallenen Lieblinge weiht!

K. „Ich fühl' es wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend."

L. Das sind tiefsinnige, schöne ernste Worte. Schreiben Sie in die Sammlung der Sinnsprüche noch das Wort:

„Was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden."

Erschütternd, bang erregend, wirken auf uns die trüben Ahnungen der geistesverwandten Gräfin Terzky. Immer mehr steigt unsre Aufregung; es ist

als ob Angst und Besorgnis uns das Herz einschnüren. Schildern Sie mir in der Kürze diese Ahnungen der Gräfin!

K. Durch böse Träume erschreckt, fürchtet sie, ihn bald nicht mehr am Leben zu finden.

L. Der Inhalt dieser Träume erregt Grausen, übt aber auf den Schwager keine Wirkung aus. Durch welche Mitteilung rechtfertigt Wallenstein dennoch trübe Ahnungen?

K. Er sagt, den großen Geschicken schreiten ihre Geister schon voran, und erzählt, Heinrich IV. von Frankreich habe seine Ermordung durch Ravaillac schon tagelang vorausgefühlt.

L. Er behauptet, nichts Ähnliches zu fühlen, aber inwiefern läßt seine Beobachtung des Sternenlaufes das Gegenteil fürchten?

K. Er sagt, der Stern, der seinem Leben strahlt, der Jupiter, sei nicht zu sehen, ihn decke die Schwärze des Gewitterhimmels; auch sei am Himmel geschäftige Bewegung, so daß des Mondes Sichel wanke und kein Sternbild zu sehen sei.

L. (Liest den 4. und 5. Auftritt.) Das Verderben naht; immer höher steigt unsre Aufregung, unsre Besorgnis um den von uns geliebten und verehrten Mann. Er selbst geht ahnungslos seinem jähen Tode entgegen. Gordon tritt herein, um ihm die Schlüssel der Festung zu übergeben, dann kommt der Kammerdiener, um seinen Herrn zu entkleiden. Er will sich schlafen legen und meint, in Gordons ehrliches Gesicht schauend, er sei von sichern Freunden eingeschlossen. Jedes Wort zermartert unser teilnehmendes Herz. Dazu gesellt sich das plötzliche Brechen der schweren goldnen Gnadenkette, die er um den Hals geschlungen zu tragen pflegte. Weshalb wirkt dieser kleine, unbedeutende Unfall so erschütternd?

K. Sie war das erste Zeichen der kaiserlichen Gunst, und wir meinen in diesem Unfall eine Hindeutung auf Wallensteins Verderben zu sehen.

L. Wallenstein scheint ganz unbesorgt und voller Hoffnung auf die glückliche Zukunft zu sein. Beweisen Sie mir's aus seinem Gespräch mit Gordon!

K. Er erinnert Gordon an ihre beiderseitige Jugendzeit und weist auf sein Emporsteigen hin. Das Glück, sagt er, sei ihm immer treu gewesen, und auch jetzt werde er sich aus diesem scheinbaren Fall wieder rasch erheben.

L. Schreiben Sie Gordons ernste Worte in die Sammlung:

„Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück,
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet.
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage."

Welchen Trostgrund stellt Wallenstein dieser Warnung entgegen?

K. Er sagt, durch den Tod von Max Piccolomini, den er selbst ins Verderben getrieben, sei der Neid des Schicksals gesättigt.

L. Die gräßliche Angst des hereinstürzenden Seni, seine Bitten, zu fliehen, ehe der Tag anbricht, die flehentlichen Bitten des gutherzigen, menschenfreundlichen Gordon, zuletzt der Fußfall des Kammerdieners — alle diese Worte und Handlungen versetzen uns in eine solche Aufregung, daß wir mitsprechen, unser Flehen mit dem dieser Männer vereinigen möchten, um den großen Mann zu bewegen, sein Leben zu retten. Merken Sie sich zum bessern Verständnis noch Folgendes. Die Stadt Eger zieht sich einen hohen Berg hinan. Auf der Spitze steht das Rathaus, in dem Wallenstein Wohnung genommen. Von dem Saal aus, in welchem die hier angehörte Unterredung stattfindet, kann man auf das etwas tiefer, auf einem abgesonderten Felsen gelegene Schloß Eger sehen und zwar auf die Fenster des Bankettsaales, in dem Terzky und Illo ermordet werden sollen. (Wiederholung. Man möge die Lage durch eine kleine Zeichnung veranschaulichen.)

L. Wallenstein hat Gordon erklärt, daß von einer Rückkehr zum Kaiser nicht mehr die Rede sein könne, daß das Schicksal seinen Lauf haben müsse. Dann tritt er ans Fenster, blickt hinaus und sagt:

„Es ist Nacht geworden; auf dem Schloß
Ist's auch schon stille."

Weshalb wirken diese Worte so erschütternd auf uns?

K. Sie sagen uns, daß unten im Schlosse an Illo und Terzky der Mord schon vollzogen worden ist.

L. Grausig und erschütternd wirken auch seine letzten Worte:

„Ich denke
Einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß.
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken."

Wir wissen, dies Erwecken wird nur zu schnell kommen, und dann wird der Schlaf folgen, aber der ewige, der Todesschlaf. (Liest die nächsten Auftritte bis zum Erscheinen von Octavio Piccolomini.) Hier in diesen kurzen, mit unübertroffener Meisterschaft gezeichneten Scenen folgen die Thaten so rasch aufeinander, daß uns Hörern fast der Atem stockt. Uns wird zu Mute, als ob wir alles mit erleben. Schon wollen wir hoffen, daß Gordons Angst und sein Entsetzen den Feldherrn noch retten werden, als auch diese Hoffnung zu Schanden wird. Inwiefern greift auch hier wieder das „große gigantische Schicksal" ein?

K. Gordon wird durch Trompetenschall auf seinen Posten gerufen, so daß er Wallenstein nicht warnen kann. Als er zurückkehrt und Buttler mitteilen

will, daß nicht die Schweden, sondern die Kaiserlichen angerückt sind, ist's zu spät. Der Mord ist bereits vollzogen.

L. Die meisterhafte Schilderung der furchtbaren Aufregung und Verwirrung, die nach dem grausigen Morde sich aller an den Folgen beteiligten Personen bemächtigt, wird wirkungsvoll durch einen lauten Befehl hinter der Scene beendigt: Wir sehen den siegreichen Gegenspieler, den Vertreter der kaiserlichen Partei, Octavio Piccolomini, erscheinen. Als furchtbaren Vorwurf muß er sehen, wie seines großen Waffengefährten Leichnam in einem roten Teppich hinten über die Scene getragen wird. Er ist entsetzt, er will nicht glauben, was er soeben erfahren hat. Nun ja, an eine Ermordung wird er wohl nicht gedacht haben; aber jetzt erntet er die Frucht seiner hinterlistigen, jesuitischen Kunst, seiner zwar klugen, aber wahrlich nicht achtungswürdigen Handlungsweise. Wie ein vom Schicksal ereilter Verbrecher starrt er auf das goldne Vließ und des Fürsten Degen, den der Mörder ihm kalten Blutes zuträgt. Jetzt helfen ihm seine jesuitischen Grundsätze nicht mehr. Mit Recht sagt ihm Buttler ins Gesicht: „Eure Hand ist freilich rein; aber Ihr habt die meinige dazu gebraucht.“ Alle seine schönen Aussprüche vom Fluche der Könige, der ihren Worten ein fürchterliches Leben gebe, kommen jetzt zu spät. Er hätte seine geistvollen Gedanken früher erwägen und seines Freundes und Waffengefährten Schicksal nicht in die Hände eines so finstern, harten, ehrgeizigen, von Haß und Rache getriebenen alten, mitleidslosen Landsknechtes legen sollen. Buttlers Entgegnung klingt hart, aber gerecht, schlägt dem Schönredner und Phrasenheld ins Gesicht. Geben Sie mir in kurzen Worten den Inhalt an!

K. Buttler erklärt ihm, eine gute That gethan zu haben. Er habe das Reich von einem furchtbaren Feinde befreit und hoffe auf Belohnung. Zwischen ihm und Piccolomini sei nur der Unterschied: dieser habe den Pfeil geschärft, und er habe ihn abgedrückt. Octavio habe Blut gesäet und stehe nun bestürzt, daß Blut aufgegangen ist. Er habe immer gewußt, was er gethan; darum hat nie ein Erfolg ihn erschreckt; er wolle jetzt stehenden Fußes zum Kaiser reisen, um für seine rasche That, für seinen pünktlichen Gehorsam Beifall und Belohnung einzufordern.

L. (Liest die Schlußscenen.) Octavios innere Niederlage wird durch die Gräfin vollendet. Nennen Sie mir mit deren Worten die Früchte seines Thuns!

K. Sie sagt:

„Der Herzog
Ist tot, mein Mann ist tot, die Herzogin
Ringt mit dem Tode, meine Nichte ist verschwunden.
Das Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte Hofgesinde fort.“

L. Einfacher kann die nackte Wahrheit nicht geschildert werden, und doch muß jedes Wort den hinterlistig schleichenden Feind und Verderber bis ins innerste Mark treffen; denn alle diese furchtbaren Folgen sind ihm zur Last zu legen. Begründen Sie diesen Vorwurf nach meinem letzten Vortrage.

K. Buttler hatte bei der Bitte, ihn mit seinem Regimente bei Wallenstein zu lassen, ausgerufen: „Er soll nicht leben!“ Er hatte gesagt, er werde fortan des Feldherrn böser Engel sein. Da Octavio ihn als alten, wetterharten, erbarmungslosen Soldaten, als einen wilden Landsknechtsführer kannte, so durfte er nicht stillschweigend jene Bitte gewähren. Mit Recht durfte daher Buttler jetzt zu ihm sagen: „Ihr habt den Pfeil geschärft, und ich habe ihn abgedrückt. Ihr habt die That geplant und Euch meiner Hand bedient; die Eurige ist nur scheinbar rein!“

L. Durch welches Wort weiß der Dichter unsre Entrüstung und innere Empörung zu mildern?

K. Er läßt Octavio sagen: „O Gräfin, auch mein Haus ist verödet!“

L. In der That liegt in seinem furchtbaren Verlust eine so schwere Nemesis, daß wir vom Groll gegen ihn, den einzelnen Menschen, abgelenkt und voll tragischen Mitleids wieder auf das „große gigantische Schicksal“ hingeführt werden und auf die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung.*) Die Gräfin bleibt bei Octavios Schmerz ungerührt. Aus welcher schneidend bittern Frage können Sie diesen Umstand erkennen?

K. Sie fragt bitter, wer noch umkommen, noch mißhandelt werden soll.

L. Sie spricht zu Octavio wie zu einem Henker. Vergebens will der Gegner sie durch den Hinweis versöhnen, daß die Kaiserin ihr liebend die Arme öffne. Sie weist stolz und fest jede Gnade zurück und bittet nur, Wallensteins Leiche zu Gitschin an der Seite seiner ersten Gemahlin in der Kartause, die er selbst gestiftet, beisetzen zu lassen. Mit Bitterkeit fügt sie hinzu, man möge ihm nach der Beraubung seiner Güter wenigstens ein Grab bei den Gräbern seiner Ahnen gönnen. Dann enthüllt sie mit den letzten Worten, durch die sie ihres Schwagers und ihre eigne hohe Gesinnung schildert, die rasche That, durch die sie sich dem Getriebe der elenden Gegner entziehen will: ihren Selbstmord durch Vergiftung. Schildern Sie mir ihren Charakter nach ihren eignen Worten!

K. „Wir fühlten uns nicht zu gering,“ sagt sie, „die Hand nach einer Königskrone zu erheben. Es sollte nicht sein; doch wir denken königlich und achten einen freien, mut'gen Tod anständiger, als ein entehrtes Leben.“

---

*) Wir weisen bei dieser Gelegenheit darauf hin, in wie kleinlicher Weise die Verfasser der sogenannten „Schicksalstragödien“ (Müllner, Zacharias Werner ꝛc.) diesen Begriff „Schicksal“ aufgefaßt haben.

L. Während der Urheber dieses Elends entsetzt und schmerzvoll sich nach Hilfe umsieht, überbringt ihm ein Kurier die kaiserliche Ernennung zum Fürsten. Äußerlich hat er in vollem Maße gesiegt, hat seine Gegner vernichtet, hat sein Haus gefürstet; innerlich ist er besiegt, vernichtet, ein freudloser, gebrochener Mann.

Wiederholen Sie mir jetzt den Inhalt des letzten Aktes!

Mustervortrag des Lehrers.

Die ersten Scenen des 5. Aktes führen uns mitten in die Vorbereitungen hinein, die Buttler anordnet, um die finstre, entsetzliche That sicher auszuführen. Major Geraldin soll zwölf rüstige Dragoner mit Piken bewaffnen, soll Illo und Terzky beim Gastmahl im Schlosse überfallen und niederstoßen. Kein Schuß darf fallen, um jede Kunde von der gräßlichen That unterdrücken zu können. Die beiden alten, durch Mordthaten aller Art belasteten wilden Hauptleute Deveroux und Macdonald hat Buttler auserkoren, den Herzog zu ermorden. Er braucht entschlossene Leute, denn die Zeit drängt. Die Bürger haben sich für Wallenstein begeistert; sie sehen in ihm den Friedensfürsten, den Stifter einer neuen Zeit. Der Rat hat Waffen ausgeteilt, und 100 Bürger haben sich freiwillig erboten, Wache zu halten. Der Herzog wohnt in der höher als das Schloß gelegenen Stadt im Rathause. Aber Buttler kennt das Haus; er will die Mörder durch eine geheime Pforte hineinführen. Ein Kampf sei nicht zu befürchten, denn Wallenstein hasse Geräusch und schlafe allein, nur von einem einzigen Kammerdiener bewacht. Die Mörder entschließen sich nach langer Weigerung bei dem Gedanken, daß sie durch den Mord dem Kaiser Thron und Reich retten und dem Feldherrn durch einen raschen Soldatentod die Hinrichtung durch den Henker ersparen können. Wallenstein ahnt nichts von seinem nahen Verderben; sein Gemüt beschäftigt nur der herbe Verlust seines Lieblings Max und der innere Vorwurf, ihn in den Tod getrieben zu haben. Die bangen Sorgen und Ahnungen seiner Schwägerin, der Gräfin Terzky, weist er lächelnd als Eingebungen einer schwächlichen Besorgnis zurück, die durch des Kaisers Achtsbrief entstanden sei. Er behauptet keine Furcht zu empfinden, keine Ahnungen zu kennen; aber doch zeigt sich sein innerlich besorgtes Gemüt bei der Beobachtung des schwarzen Gewitterhimmels. Der Stern, der seinem Leben strahlt, dessen Anblick ihn stets getröstet, sei nicht zu sehen, werde, wie er sagt, durch die Gewitterwolken verdeckt. Wir verfolgen den Ahnungslosen mit immer steigender Besorgnis, mit wahrhaft tragischem Mitleid. Gordon tritt herein, um ihm die Schlüssel der Festung zu übergeben; dann erscheint der Kammerdiener, um seinen Herrn zu entkleiden. Wie er ihm den Ringkragen abnimmt, zerspringt die goldene Gnadenkette, die Wallenstein als Zeichen der ersten Gunst seines Kaisers stets um den Hals

geschlungen zu tragen pflegte. Dieser für uns Wissende bedeutungsvolle Umstand bringt ihn nicht aus seiner Ruhe. Er wähnt sich von treuen Freunden umgeben und erinnert Gordon an die gemeinsam mit ihm verlebte Jugendzeit. Dabei erhebt sein Mut sich zu kühnem Aufschwung. „Mir war das Glück immer treu," ruft er aus und fügt trotz der ernsten Warnungen des ehrlichen Gordon hinzu:

„Zwar schein' ich tief hinabgestürzt;
Doch werd' ich wieder steigen, hohe Flut
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen."

Er wird in seinen stolzen Hoffnungen durch keinen Einwand herabgestimmt. Als Gordon auf den Wankelmut des Glückes, auf den „Neid der Götter" hinweist, beruhigt ihn Wallenstein durch den Hinweis, er habe diesem Glücke sein Liebstes, seinen Liebling Max Piccolomini, geopfert und es damit versöhnt.

Seine Zuversicht auf Ruhm und Erfolg wird auch nicht erschüttert, als Seni, der Astrolog, schreckensbleich hereinstürzt, auf ein „grausiges Zeichen" hinweist, das im Haus des Lebens stehe, und ihn kniefällig anfleht, zu fliehen, ehe die Schweden anrücken. Er hat solche Zeichen nie gefürchtet, hat in den Sternen stets nur Höheres gelesen. Selbst als der redliche Gordon und sein Kammerdiener ihn auf Knieen anflehen, zum Kaiser zurückzukehren, solange es noch Zeit sei, bleibt er in seinem Entschlusse unerschütterlich fest. „Es ist Blut geflossen, Gordon," belehrt er den alten Jugendgefährten, „der Kaiser kann mir nicht vergeben; ich kann mir nicht vergeben lassen: so möge das Verhängnis seinen Lauf haben." Mit diesen Worten tritt er ans Fenster und blickt auf den Bankettsaal des tiefer gelegenen Schlosses. „Sieh, es ist Nacht geworden," bemerkt er, „auf dem Schloß ist's auch schon stille." Uns durchzucken diese Worte mit Grausen; denn wir wissen, was diese Stille zu bedeuten hat. Der erste Mordanschlag ist gelungen; Illo und Terzky sind ermordet; bald wird die Reihe an den Herzog kommen. Er selbst, der Gewaltige, geht ahnungslos in sein Verderben. „Ich denke einen langen Schlaf zu thun," sagt er zu Gordon, „denn dieser letzten Tage Qual war groß. Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken."

Aber die Mörder sind bereits auf der Stiege. Bei dem Anblicke der Bande, bei dem Gedanken, daß der Mord nun wirklich vollzogen werden soll, vergißt der gutherzige Gordon alle Bedenken und will sich den Gräßlichen als Opfer entgegenwerfen. Da greift das „große gigantische Schicksal", das „Verhängnis" in die Handlung ein. Man hört plötzlich Trompetensignale in der Ferne. Sie scheinen von den anrückenden Schweden herzustammen, und Gordon wird durch seine Pflicht als Kommandant der Festung abgerufen. Während der Zeit stoßen die Mörder den Kammerdiener nieder, sprengen die Thüren und dringen in Wallensteins Schlafgemach. Man hört in der Ferne

Waffengetöse, dumpfe Stimmen; dann folgt eine entsetzliche, unheimliche Stille. Der große Mann ist von Mörderhand gefallen.

Diese gräßliche That hat uns so erschüttert, daß wir in die Verwirrung geraten, die sich jetzt aller Hereinstürzenden bemächtigt und zuletzt wie betäubt deren Schreckensrufe vernehmen. Gordon berichtet Buttler zu spät, daß nicht die Schweden, sondern die Kaiserlichen unter Führung von Octavio Piccolomini angekommen sind. Er ist von diesem Irrtum, der ihn wider seinen Willen an der Rettung des Herzogs verhindert hat, so tief ergriffen, daß an seiner Stelle Seni der Gräfin Terzky berichten muß, was geschehen ist.

Diese schreckliche Verwirrung wird beendet durch das Auftreten des Siegers, des Generallieutenants Octavio Piccolomini. Der schleichende, hinterlistige Feind sieht auf die Folgen seiner versteckten Handlungsweise. Während er auftritt, trägt man, ihm zum stummen Vorwurf, seines großen Gegners, des alten Freundes und Waffengefährten Leichnam vorbei, und einer der frechen Mörder übergiebt ihm des Ermordeten Degen und den Orden des „goldenen Vließes".*) Dieser Schlag ist furchtbar. Er möchte sich gern von der Schuld dieser Frevelthat reinwaschen; aber es gelingt ihm nicht. Mit schneidender Schärfe sagt ihm sein Genosse ins Gesicht: „Was scheltet Ihr mich? Der einz'ge Unterschied ist zwischen Eurem und meinem Thun: Ihr habt den Pfeil geschärft, ich hab' ihn abgedrückt. Ihr sätet Blut und steht bestürzt, daß Blut ist aufgegangen." Aber ihm steht noch Schwereres bevor. Die Gräfin Terzky tritt vor ihn mit ruhiger, aber desto eindringlicherer, schwerer Anklage. „Der Herzog", sagt sie, „ist tot, mein Mann ist tot, die Herzogin ringt mit dem Tode, meine Nichte ist verschwunden, dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit steht nun verödet. Es sind die Früchte Ihres Thuns!" Vergebens weist der tief erschütterte Mann darauf hin, daß auch sein Haus verödet sei. Sie achtet nicht darauf und fragt nur mit schneidendem Vorwurfe, wer noch umkommen, noch mißhandelt werden soll. Ihre Worte sind bei aller Ruhe und Würde tief eindringlich. Es sind die einer Sterbenden; denn sie hat Gift genommen und vermag nur noch zu bitten, Wallenstein ein Grab bei den Gräbern seiner Ahnen in Gitschin zu gewähren. Ihre letzten Worte sind eine Rechtfertigung ihrer und ihres großen Verwandten Handlungsweise. „Wir fühlten uns," sagt sie, „nicht zu gering, die Hand nach einer Königskrone zu erheben. Es sollte nicht sein — doch wir denken königlich und achten einen freien, mut'gen Tod anständiger als ein entehrtes Leben." Wie der gemarterte Feind nach Hilfe ruft, um die Hinsinkende vielleicht noch zu retten, überbringt ein Kurier ihm den kaiserlichen Gnadenbrief, durch den er in den Fürsten-

*) Der Orden des „goldenen Vließes" — unter dem Ordensstern zeigt er ein goldnes Widderfell — ist der höchste Orden in Spanien.

stand erhoben wird. Äußerlich hat er gesiegt, hat den Gegner gestürzt, die höchste Gunst seines Kaisers erworben; innerlich ist er vernichtet. Sein edler Sohn, sein einziger Erbe, ist durch seine Schuld in den Tod getrieben worden; er selbst ist für den Rest seines Lebens ein gebrochener, freudloser Mann.

L. Sie sind schon früher darüber belehrt worden, daß bei jedem großen Drama höheren Stils die Handlung nicht von Ereignissen abhängt, sondern als einheitlicher Kampf zwischen Spielern und Gegenspielern aus der Anlage der Charaktere hervorgehen muß. Hier haben wir vor uns ein in jeder Hinsicht musterhaftes Werk der „hohen Tragödie"; darum ist's unsre Aufgabe, die Eigentümlichkeiten der Hauptspieler, die den Lebenskampf durchführen, uns ganz klar zu machen. Wallensteins Charakter und den seines Hauptgegners Octavio Piccolomini haben wir bereits erörtert. Wir kennen auch das Wesen von Illo und Graf Terzky, den hilfsbereiten Werkzeugen des großen Mannes, sowie das seiner klugen, geistvollen, energischen, kühnen Schwägerin, der Gräfin Terzky. Zwischen diesen Parteien spielt Buttler eine sehr gewichtige Rolle. Darum müssen wir seinen Charakter uns noch im Zusammenhange vorführen. (Nachdem der Lehrer an die einzelnen Aussprüche erinnert, die Buttler gethan; nachdem er sich die verschiedenen Thaten hat wieder vorführen lassen, wird die Charakterschilderung ausgearbeitet.)

Mustervortrag des Lehrers.

Buttler ist durch das wilde kriegerische Leben während des entsetzlichen Krieges zur vollen Ausbildung seines Charakters gelangt. Diese letzten 16 Kriegsjahre haben ihm Gelegenheit gegeben, sich zu der Stellung durchzukämpfen, die sein brennender Ehrgeiz ihm schon seit der Jugendzeit zum Lebensziel gesetzt hat. Er ist jetzt ein alternder Mann; denn er spricht von 40 Dienstjahren, in denen er seine Treue stets rein bewahrt habe. Noch vor 30 Jahren ist er ein gemeiner Reiter gewesen. „Da ist," sagt der alte Wachtmeister in „Wallensteins Lager",

„Der Chef des Dragonercorps,
Heißt Buttler, wir standen als Gemeine
Noch vor 30 Jahren bei Köln am Rheine,
Jetzt nennt man ihn Generalmajor."

Nach seinen eignen Worten (s. „Die Piccolomini", Akt IV, Scene IV) ist er als schlichter Reitersbursch aus Irland nach Prag gekommen und hat dort seinen Herrn begraben. „Vom niedern Dienst im Stalle," sagt er, „stieg ich auf durch Kriegsgeschick zu dieser Würd' und Höhe, das Spielzeug eines grillenhaften Glücks."

Buttler gehört zu jenen energischen, unbeugsam festen Naturen, die in stürmischen Zeiten, wie die jenes furchtbaren Krieges, bei guten Gaben, einem scharfen, klaren Urteil und kluger Benutzung der Verhältnisse sich zu hohen, mindestens zu hervorragenden Stellungen aufzuschwingen pflegen. „Vor jedem," sagt Rückert, „steht ein Bild des, das er werden soll; solang' er dies nicht wird, ist nicht sein Friede voll." Für den Soldaten ist zu diesem innern Frieden das Aufsteigen zu höhern, einflußreichen, gebietenden Stellungen unerläßliche Bedingung; denn nur da kann er seine Talente voll entfalten, kann er seinen wahren Wert zeigen. Darum wird solch ein Mann beherrscht von einem brennenden Ehrgeiz. Von seiner Menschenkenntnis und feinen Beobachtung aller Thaten seines Feldherrn; von seinem klaren, geistvollen Urteil in Bezug auf die Welthändel und die Häupter des Krieges und ihre Pläne geben seine eignen Worte ein genügendes Zeugnis. Wallensteins und seiner Anhänger Pläne hat er längst durchschaut. Er spricht zu Illo und Terzky (s. „Piccolomini", Akt IV, Scene IV) über den großen Augenblick der Zeit, über den jähen Wechsel aller Verhältnisse. Sein Urteil über die Schweden, über den Prinzen von Weimar, den Grafen Mansfeld ist von überraschender Schärfe und Richtigkeit.

Solch ein kluger und energischer Soldat würde in Friedenszeiten auf die größten Wunderlichkeiten verfallen oder sich innerlich verzehren; bei freier Bahn, die der Krieg bietet, ruht sein Ehrgeiz nimmer, und der eiserne Wille hilft trotz aller Hindernisse das Ziel erringen.

Mit solch einem brennenden Ehrgeiz verbindet sich naturgemäß ein feines Gefühl für ungerechtfertigte Zurücksetzungen, eine große Eitelkeit, gepaart mit Hochmut, und, geschärft durch den fortwährenden Kampf des Lebens; ein wildes Verlangen, sich an jedem zu rächen, der sich als hindernder Gegner entgegenstellt, oder in hochmütiger Weise seine Eitelkeit, seine eigne hochmütige Schwäche verletzt. Die wilde Zeit, die Gewohnheit, das Schwert beständig in der Faust zu haben, die Abhärtung gegen Elend und Greuelthaten können diesen wilden Haß und Rachedurst so entflammen, daß er selbst vor der gräßlichsten Mordthat nicht zurückbebt.

Wallenstein hat Buttler durch den Uriasbrief, den er an den Kaiser geschrieben, bis ins innerste Herz getroffen. Wie alle solche Kämpfer, hatte der einst schlichte Reitersbursch bei seinem Aufsteigen zum Generalmajor in sich als festen Halt, als Schutzwehr gegen ungerechtfertigte Zurücksetzung, ein hohes Selbstbewußtsein erzogen. Bei ihm ist's zu großem Stolz, fast zu Hochmut ausgeartet. „Ein jeder giebt den Wert sich selbst," sagt er zu Gordon, „wie hoch ich mich selbst anschlagen will, steht bei mir. So hoch gestellt ist keiner auf der Erde, daß ich mich selber neben ihm verachte. Den Menschen macht sein Wille groß und klein." Durch die Zurückweisung seiner Bitte, ihm das Ziel seines jahrelangen Strebens, seines redlichen Ringens, seiner Treue zu gewähren

und ihn in den Grafenstand zu erheben, ist er um sein ganzes inneres Glück gebracht worden. Dazu hat man ihm die entsetzliche Kränkung angethan, ihn an seine dunkle Herkunft zu erinnern. Solch eine beabsichtigte Kränkung forderte Blut, und da Wallenstein sie verschuldet, so muß er dafür büßen. Wir nehmen an, daß der tief Gekränkte ihn anfangs nur hat stürzen, ihn als Gefangenen dem Kaiser hat ausliefern wollen. Da die Umstände diesen Plan verhindern, so bebt der finstre, in rauher Lebensschule erbarmungslos gewordene Mann selbst vor dem Morde nicht zurück. Er erklärt Gordon als Entschuldigung, es handle sich dabei um seine Ehre. Wir haben Ursache zu glauben, daß ein finstres Rachegefühl dabei die stärkste Triebfeder bildet. Die selbstbewußte Festigkeit seines eisernen Willens zeigt sich während der ruhigen, klugen Vorbereitungen zu der gräßlichen That und später in der vollkommnen Seelenruhe nach dem Morde. Kalt und hart weist er die Vorwürfe des jetzt ob der Folgen entsetzten Octavio zurück und beweist ihm, daß er, der jesuitische Schleicher, der Anstifter gewesen. „Ich habe," sagt er mit ruhigem Selbstbewußtsein, „eine gute That gethan, habe das Reich von einem furchtbaren Feinde befreit und mache Anspruch auf Belohnung." Gordons Vorwurf, daß ein ehrlicher Soldat, ein Ehrenmann, sich zu einer Mordthat nicht hergeben wird, weist er von sich und unterdrückt in sich solche Bedenken durch den Hinweis auf die tödliche Beleidigung, die er in ganz ungerechtfertigter Weise durch Wallenstein erfahren habe. „Ein großer Rechenkünstler war der Fürst," sagt er, „nicht Anstand nahm er, andrer Ehr' und Würde und guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Er wird sein Leben selbst hineingerechnet haben." Dieser eiserne, furchtbare Mann darf nicht zu den gewöhnlichen Menschen gezählt werden. Er handelt nur aus schwerwiegenden Beweggründen und dann mit dem ganzen furchtbaren Ernst seines starken Willens, um das hohe Ziel, das er sich gesteckt hat, unfehlbar zu erreichen. Wie er wähnt, der Kaiser habe ihn gekränkt und beschimpft, will er sich auf Tod und Leben Wallenstein anschließen, will ihm sein ganzes sauer erspartes Vermögen hingeben, ihn in jeder Hinsicht mit Aufbietung seiner Kräfte und seiner Macht fördern, um durch ihn die heiß verlangte Befriedigung seiner Rache zu erlangen. Der verhaßte Kaiser soll bis in den Staub gedemütigt werden; und sollte er bei diesem Streben sein Hab und Gut, sein Leben verlieren. Mit demselben furchtbaren Ernst wendet sein Haß sich gegen Wallenstein, als Octavio ihm durch den Brief unwiderleglich den Beweis liefert, daß dieser „große Rechenkünstler" sein schuldvoller Gegner sei. „Ich wußte immer, was ich that," sagt er mit ruhigem Stolz, „und so erschreckt mich kein Erfolg." Wir können den finstern „Soldaten der Fortuna" nicht lieben, aber auch nicht hassen und verachten. Trotz seiner furchtbaren That blicken wir ihm nach mit jenem aus Achtung und Grausen gemischten Gefühl, das starke, selbstbewußte, in sich gefestigte bedeutende Menschen in uns zu erregen pflegen.

L. Nach dem Studium solch eines gewaltigen Werkes haben wir die Pflicht, rückblickend das Ganze zu überschauen, um uns die erhabene Schönheit der Komposition recht klar zu machen. Mit solch einer Erkenntnis erlangen wir zugleich einen guten Maßstab, um andre Dramen richtig abzuschätzen.

Wir haben bereits erkannt, wie fein und klar überall die Exposition, die Steigerung im zweiten Akte, die Erregung, das Interesse bis zum Höhepunkte im dritten, die erregenden Momente, die Peripetie im vierten, die Katastrophe im letzten Akte ausgearbeitet sind. Die Schilderung in allen wichtigen Scenen, die Handlung in ihnen waren so lebendig, so voll echt dramatischen Lebens, daß wir oft in atemloser Aufregung erhalten wurden. Wir haben auch durch sorgfältiges Studium der Hauptspieler und Gegenspieler erkannt, daß die eigentliche Handlung, der großartige Lebenskampf, hier ganz aus der Anlage der Charaktere, aus der Zusammenwirkung ihrer Eigenschaften, ihrer Willensrichtungen hervorgeht, und daß in diesen Kampf menschlicher Leidenschaften, Schwächen und Eigentümlichkeiten mit wunderbarer Gewalt das „große gigantische Schicksal" eingreift und wir aus seinem Walten in seelischer Erschütterung die ehernen Gesetze der sittlichen Weltordnung erkannt haben. Es bleibt uns noch die Frage zu beantworten, in welcher Weise der große Dichter den durch die Geschichte ihm gegebenen Stoff idealisiert hat, um uns die vorhin so oft gefühlte tragische Erschütterung zu bereiten, uns mit tragischem Mitleid und tragischer Furcht zu erfüllen und unser Gemüt so vom Irdischen aufwärts zu dem Quell der unerforschlichen ewigen Weisheit, zu Gott, emporzurichten. (Zuvor ist diese Betrachtung nebst der soeben gestellten Aufgabe sorgfältig zu wiederholen.)

Mustervortrag des Lehrers.

L. Schiller hat seine Aufgabe im Prolog zum Kunstwerke klargemacht. Er schildert darin den entsetzlichen Krieg mit seinen Greuelthaten und traurigen Folgen für das Reich. Dann heißt es weiter:

„Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Übermuts
Und ein verwegener Charakter ab."

Es ist Wallenstein, „des Lagers Abgott und der Länder Geißel, die Stütze und der Schrecken seines Kaisers." „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt," fährt der Dichter fort,

„Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu."

Der große Dichter hatte sich durch eingehende Studien mit der Geschichte des 30jährigen Krieges vertraut gemacht. Sie belehrten ihn, daß Wallenstein nach hohen Verdiensten, denen der Kaiser und das Reich die Rettung verdankten, zuletzt zu mächtig wurde, so daß der Herrscher sich gezwungen sah, ihn durch Meuchelmord aus dem Wege räumen zu lassen. Die Darstellung dieses Kampfes zwischen dem gewaltigen, allmächtig gewordenen Kriegsfürsten und dem Kaiser sollte den Inhalt der Tragödie bilden. Der Geschichte nach siegt die Hinterlist durch ein nichtswürdiges, verbrecherisches Mittel über ein gleichfalls unsittliches, verbrecherisches Thun, oder über eine fast zur Ausführung gebrachte verräterische Absicht. Die lediglich naturwahre, geschichtlich beglaubigte Darstellung eines solchen Kampfes kann nur abstoßend, aber nicht erhebend, nicht erschütternd wirken. Schiller wollte diesen furchtbaren, die Welt erschütternden Kampf in das Reich des Schönen erheben: darum durchwob er ihn mit hochsittlichen Ideen und ließ die historisch gegebenen oder frei erfundenen Gestalten so handeln, daß durch ihre Thaten die Welt bewegende Macht dieser Ideen und unsre Abhängigkeit von den Gesetzen der sittlichen Weltordnung den Hörern oder Lesern klar werden mußte. Zugleich ließ er als oberste Macht, die in unerforschlicher Weise unsre Pläne durchkreuzt, das „große gigantische Schicksal" eingreifen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Den historisch gegebenen Stoff hat Schiller mit den Ideen durchwoben, die das durch alte Rechte und Pflichten geheiligte Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinen Unterthanen, das heilige, alle Verhältnisse, alles Gute in der Welt erhaltende Gefühl der Treue betreffen. Auf die sittlichen Gesetze der Treue gründet sich die Mannesehre, die Soldatenehre, die Ehre des Beamten, des Unterthans, selbst des hochgestellten, gegenüber seinem kaiserlichen Herrn und Gebieter. Diese heiligen Gesetze darf niemand auf Erden ungestraft übertreten. Durch diese künstlerische Umgestaltung des Stoffs vermöge jener hochsittlichen Idee hat das Drama seine großartige Schönheit erhalten und ist zugleich ein echt deutsches Stück, ein Nationalwerk geworden. Die Person des Kaisers tritt ganz in den Hintergrund; für ihn handelt die seine Rechte und Forderungen vertretende Partei, an ihrer Spitze Octavio Piccolomini. Sie geht krumme Wege, bedient sich jesuitischer Mittel und arger Kunstgriffe; aber auf ihrer Seite ist das Recht. Freilich ist's oft nur leerer Schein; aber gegenüber den feindseligen Plänen des Feldherrn ist's die wirkliche sittliche Macht, welche die Welt beherrscht. Mit unübertroffner Kunst hat Schiller diese Verhältnisse durch die Zeichnung des Charakters von Octavio Piccolomini klar hervortreten lassen. Diese, von solchen Beweggründen geleitete Partei muß äußerlich siegen; aber es wird nur ein Scheinsieg sein. Kein redlicher Mensch wird diesen Siegern zujauchzen; jeder wird wie der ehrliche treue Gordon sie mit stummem Vorwurfe empfangen. Wallenstein muß untergehen, weil er an seinem Kaiser zum Ver=

räter wird, weil er sich mit den Feinden des Reiches, mit den Schweden verbindet. Mögen seine Pläne edlerer Art sein, mögen die Verhältnisse, ja die Schuld des Kaisers ihn dazu gezwungen haben: diesen Treubruch muß er büßen; denn in ihm liegt ein Frevel gegen das Heiligste, das wir Menschen kennen und verehren. Deshalb wird er von allen Generälen, selbst von seinen besten Truppen, den klugen, ehrenwerten, edelsinnigen „Pappenheimern", verlassen und verliert den Liebling seiner Seele, den edeln, offnen, treuherzigen Max Piccolomini. Trotz seiner Heldengröße und persönlichen Liebenswürdigkeit bleiben bei ihm nur die Menschen, die im Grunde des Herzens alle wie Illo sprechen: „Ich bin schon fertig, spricht man von Treue mir und von Gewissen." Diesen dem Untergange verfallenen Helden hat der Dichter „unserm Herzen menschlich näher gebracht". Wir müssen anerkennen, daß er sich in eine schwere Schuld verstrickt; aber die kunstvolle Darstellung, die Zeichnung dieser zusammenwirkenden Charaktere erregt unser Gemüt zu so hohem tragischen Mitleid, daß wir den großen Mann in all seinem Thun mit ungeteiltem herzlichem Interesse begleiten und „die Hälfte seiner Schuld auf die unglückseligen Gestirne und die schweren Kämpfe und Versuchungen seines Lebens wälzen". Durch diese wunderbar schöne Darstellung hat der Dichter den finstern Schlachtenführer, den großen Empörer und Verräter zu einem echt tragischen Helden gemacht. Seine Persönlichkeit sowie die aller, welche für oder gegen ihn kämpfen, sie sind mit solcher Schärfe gezeichnet, daß sie mit der Kraft der Naturschönheit wirken, daß wir sie alle lebhaft vor uns zu sehen glauben, und doch erscheinen sie uns in einem eigentümlichen Glanze, in einem höhern Lichte. Der große Dichter hat sie, ihre Thaten, ihre Reden, die ganze wilde Zeit, in der sie leben und handeln, mit dem wunderbaren Zauber des Schönen umgeben, und doch dabei die historische Treue gewahrt. Und über ihnen, ihren Plänen, ihrem Handeln schwebt das „große gigantische Schicksal" und weist uns erschütterte Hörer oder Leser auf die unerforschliche Macht, die die Geschicke der Menschen lenket wie Wasserbäche; die nach unserm frommen Glauben uns einst aufklären wird über die schweren Rätsel des menschlichen Lebens. In diesen Gefühlen liegt die erhebende, erschütternde und veredelnde Wirkung der hohen historischen Tragödie.*)

---

*) Dieser Mustervortrag ist nur gereiften Zöglingen zum Nachschaffen, zur schriftlichen Ausarbeitung, aufzugeben.

2. Die Jungfrau von Orleans,

eine romantische Tragödie.

L. Schiller hat diese Tragödie eine romantische genannt. Dieser viel gebrauchte, so oft nicht verstandene Begriff bedarf einer Erklärung. Die alten französischen Dichter des Mittelalters nannten ihre Epen „romans“. Als später diese Epen in Erzählungen in ungebundener Rede (fälschlich Prosa genannt) umgearbeitet wurden, gab man in Deutschland diesen Umarbeitungen den Namen Romane. Die alten Romane handelten vorzugsweise von ritterlichen Heldenthaten, auch von abenteuerlichen Kämpfen mit Drachen, Lindwürmern, mit Ungeheuern und Riesen. Demgemäß nennt man „romantisch“ heutzutage jede Erzählung, jedes Gedicht, das unsre Phantasie in die Ritterzeit des frühen Mittelalters versetzt. Wenn man in der Natur eine Gegend findet, in der alte Burgruinen, Trümmer alter Klöster oder Befestigungen uns in diese vergangenen Zeiten versetzen, so spricht man auch von einer romantischen Gegend. Wieland beginnt sein Epos „Oberon“ mit der Aufforderung, ihm ins „romantische Land“ zu folgen. Sein Gedicht handelt von den Erlebnissen und den Thaten eines Ritters jener fern entlegenen Zeit. Schiller hatte darum recht, seine Tragödie eine „romantische“ zu nennen; denn sie spielt noch im Mittelalter, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

(Wiederholung und Befestigung dieses Vortrags.)

L. Zum nähern Verständnis der in der Tragödie vorgeführten historischen Begebenheiten halten Sie das Folgende fest:

König Karl VI. von Frankreich war bald nach seiner Volljährigkeit in Geisteszerrüttung verfallen. Infolge dieser Krankheit stritten zwei mächtige Hofparteien, der Herzog von Burgund und der Herzog von Orleans an der Spitze, um die Regentschaft. Nach langen Kämpfen, die das Reich zerrütteten, ließ Johann von Burgund den Herzog von Orleans 1407 in Paris ermorden. Dadurch wurde die Verwirrung im ganzen Königreiche aufs höchste Maß gebracht. Diese Umstände benutzte König Heinrich V. von England, um die Ansprüche seiner Vorgänger auf den Thron von Frankreich zu erneuern.

Diese Ansprüche stammten aus dem 14. Jahrhundert. Im Jahre 1328 war der Thron nach dem in Frankreich gültigen salischen Gesetze*), das weibliche Erbfolge untersagte, auf das Haus Valois übergegangen. Gegen diesen Thronwechsel erhob König Eduard III. von England Einspruch. Da nach dem in England gültigen altgermanischen Gesetze auch Frauen zur Erb-

*) Das „salische Gesetz“ stammte aus der Zeit, als die Franken an der Yssel oder Sala ansässig waren.

folge berechtigt sind, so gebührte nach diesem Gesetze ihm der französische Thron; denn er war ein Sohn der Tochter des letztverstorbenen Königs Philipp IV., „des Schönen".*) Der darauf folgende französisch-englische Erbfolgekrieg war 1360 durch den Frieden von Bretigny beendet worden. In ihm wurden dem Könige von England Guienne, Poitou und andre Provinzen des südwestlichen Frankreichs ohne Lehnspflicht überlassen. Als diese Provinzen dem Könige Heinrich V. von England verweigert wurden, rückte er über Calais in Frankreich ein und siegte in der Schlacht bei Azincourt an der Somme 1415. Bei den vorhin genannten Wirren wurde Johann von Burgund bei einer Zusammenkunft mit dem Dauphin von Frankreich auf der über die Yonne geschlagenen Brücke bei Montereau ermordet. Diese Greuelthat bewog den Sohn des Ermordeten, den burgundischen Herzog Philipp den Guten und die Königin Isabella — sie heißt in der Tragödie Isabeau — sich an den siegreichen Heinrich V. von England anzuschließen und ihn nebst seinen Nachkommen als Erben des französischen Reiches anzuerkennen. Dem Dauphin**) ließ die eigne Mutter durch Parlamentsbeschluß das Recht der Thronfolge entziehen. Als Heinrich V. (in ein und demselben Jahre 1422 mit dem geisteskranken französischen Könige Karl VI.) plötzlich starb, erklärten die Engländer und ihre Anhänger den kaum einjährigen Sohn des Heldenkönigs Heinrich V. als Heinrich VI. zum rechtmäßigen Herrscher von Frankreich und behaupteten sich unter tapfern Führern mit solchem Erfolge, daß sie schon Orleans belagerten und der unglückliche Dauphin Karl VII. ganz verloren zu sein schien. In dieser Zeit beginnt die erste Handlung in unsrer Tragödie.

(Der Vortrag wird in der bekannten Weise durch Anschreiben von Namen und Daten an die Wandtafel unterstützt und gut eingeprägt.)

L. (Nachdem er die Liste der handelnden Personen verlesen.) Sie hören, daß die Hauptheldin, die Jungfrau von Orleans, die Tochter eines Landmannes, eines bäuerlichen Grundbesitzers ist. Da sie als Kriegerin, als Führerin in den Schlachten auftreten und mit Königen und Fürsten verkehren soll, so hielt Schiller es für geboten, uns durch einen Prolog, d. h. hier ein kleines Schauspiel vor dem Beginn der Tragödie, mit dem Wesen der Jungfrau und ihren Verhältnissen, sowie mit der schweren Notlage des Landes und der Bedrängnis des angestammten Königs bekannt zu machen. Prolog

---

*) Die drei Söhne des Königs waren hintereinander gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen.

**) „Dauphin" (spr. Dóffäng) war ursprünglich der Titel der souveränen Herrscher der französischen Dauphiné im südöstlichen Frankreich. Im Jahre 1343 ging dieser Titel samt der Dauphiné an den Prinzen des Königshauses über, der dies Land als Apanage erhalten sollte; später bleibend auf den ältesten Sohn, den Kronerben.

heißt Vorwort; hier erweitert sich die sonst im Vorwort gegebene Belehrung zu einem für die ganze Tragödie sehr bedeutungsvollen kleinen Drama. (Wiederholung.)

L. (Liest die ersten zwei Scenen.) Der Vater Thibaut d'Arc schildert seinen Nachbarn die Notlage des Landes. Geben Sie mir den Inhalt dieser Schilderung!

K. Die Engländer sind überall siegreich; ihre Rosse zerstampfen Frankreichs blühende Fluren. Paris hat sie als Sieger empfangen und den Sprößling des fremden Stammes, den Sohn Heinrichs V. von England, gekrönt. Der rechtmäßige König ist flüchtig, hart bedrängt von seiner Rabenmutter Isabeau und seinem Vetter, dem Herzoge von Burgund.

L. Der Wohnort, Domrémy bei Vaucouleurs in der Champagne, liegt vom Kriegsschauplatz entfernt; aber leicht kann der Kampf sich auch dorthin ziehen. Zu welchem Entschlusse fühlt sich deshalb der Vater bewogen?

K. Er will seine drei Töchter Margot, Louison und Johanna an ihre Freier, drei junge Landleute, verheiraten.

L. Am nächsten Tage soll schon die Hochzeit sein. Welchen Grund führt er für diese Eile an?

K. „Das Weib," sagt er, „bedarf in Kriegsnöten des Beschützers, und treue Liebe hilft alle Lasten tragen."

L. Nur Johanna willigt nicht ein, obgleich sie in dem jungen Raimond einen treuen, redlichen Bewerber erkennt. Durch welche Worte zeigt er dem Vater gegenüber seine Liebe zu Johanna?

K. Er verteidigt sie gegen des Vaters Vorwürfe. Er sagt, ihre Liebe sei eine edle, zarte Himmelsfrucht. Sie liebe es jetzt noch, frei auf den Bergen zu wohnen; sie scheine ihm etwas Höheres zu bedeuten.

L. Dieser Einwand bringt den Vater dazu, alle diese Absonderlichkeiten des Mädchens, die ihm nicht gefallen, uns vorzuführen. Schildern Sie mir dieses eigentümliche Wesen!

K. Sie zieht sich von der fröhlichen Gesellschaft der Schwestern zurück und sucht die öden Berge auf. Oft steht sie in der Nacht auf und geht einsam auf den Kreuzweg, um mit der Luft des Berges geheime Zwiesprach' zu halten. Sie treibt regelmäßig dorthin ihre Herde und sitzt unter dem Druidenbaume, den alle glücklichen Geschöpfe fliehen.

L. Weshalb entsetzt sich Vater Thibaut d'Arc gerade über diese Handlungsweise?

K. Er sagt, dort unter diesem Baume sei es nicht geheuer, dort habe schon seit der grauen Heidenzeit ein böses Wesen seinen Wohnsitz. Man erzähle sich von ihm schauervolle Mären; er selbst habe einst dort ein gespenstisch Weib sitzen sehen, das habe ihm langsam eine dürre Hand entgegengestreckt.

L. Durch welchen Hinweis sucht Raimond diesen Vorwurf zu entkräften?

K. Er sagt, sie suche dort die siegreiche Nähe des Gnadenbildes der Jungfrau Maria auf.

L. Thibaut d'Arc will diesen Grund nicht gelten lassen. Nennen Sie mir in der Kürze die wichtigsten seiner Vorwürfe!

K. Er behauptet, sie schäme sich ihrer Niedrigkeit, weil Gott mit reicher Schönheit ihren Leib geschmückt. Sie handle aus Eitelkeit und sündigem Hochmut, weil sie begabter sei als alle Mädchen im Thale.

L. Der liebende Raimond weist darauf hin, daß sie fromm und demütig ihren Schwestern dient, daß sie wie eine niedre Magd die schwersten Pflichten treu ausübt, daß die Saaten und die Herden unter ihren Händen gedeihen. Inwiefern dient dieser Umstand dem verblendeten, beschränkten Vater als Grund seiner Anklage?

K. Er sagt, dies unbegreifliche Glück könne nichts Gutes bedeuten. Ihm graue davor, so daß er für die Seele seines Kindes beten müsse. Sie vollführe Thaten, die vielleicht vom Satan eingegeben seien.

L. (Liest den 3. Auftritt.) Bisher ist uns Johanna, die Heldin, in ihrem Wesen und ihrem Handeln durch den Vater und den liebevollen Freier geschildert worden. Jetzt tritt sie selbst handelnd auf. Schildern Sie mir diesen Vorgang!

K. Ein junger Landmann bringt aus der Stadt Vaucouleurs einen Helm; ein braunes Zigeunerweib hat ihn genötigt, diese Schutzwaffe mitzunehmen. Johanna greift nach dem Helm und erklärt, er gehöre ihr zu.

L. Durch welche Erzählung will Raimond dies Verlangen rechtfertigen?

K. Er erzählt, daß sie Mut und kriegerischen Sinn schon als Hüterin ihrer Herde bewiesen habe; sie habe einen Tigerwolf bezwungen und ihm die Beute entrissen.

L. Vater Thibaut d'Arc achtet mehr auf des Boten Schilderung der entsetzlichen Bedrängnis seines Königs. Schildern Sie mir die Fortschritte der Engländer und ihrer Verbündeten!

K. Orleans wird hart belagert. Der Herzog von Burgund hat seine Völker, die von Lüttich, Brabant, die von Luxemburg, von Gent, von Seeland, von Holland, von Westfriesland herbeigeführt. Die stolze Königin Isabeau reizt in unnatürlicher Wut alle Völker gegen den eignen Sohn auf. Die Belagerung leitet der fürchterliche Salisbury, mit ihm kämpfen der gewaltige Feldherr Talbot und des Belagerers Bruder Lionel. Man erwarte jeden Augenblick, daß die Stadt sich den Belagerern ergebe.

L. Schildern Sie mir die Lage des bedrängten Königs!

K. Er hält Hof in Chinon, in der Nähe von Orleans; ihm fehlt's an Soldaten und an Geld. Ein einziger Ritter habe eine schwache Mannschaft aufgebracht und ziehe dem Könige zu mit 16 Fähnlein.*)

L. Weshalb scheint auch diese Hilfe dem Könige verloren zu sein?

K. Da der Feind so mächtig ist, hat der Führer, der Ritter Baudricour, sich entschlossen, das kleine Heer dem Herzoge von Burgund zu übergeben. Er hofft durch dieses Bündnis bei Frankreich zu bleiben; denn sicherlich wird der Herzog sich einst mit dem Könige aussöhnen.

L. Wie wirkt diese Nachricht auf Johanna?

K. Sie wird ganz begeistert und prophezeit, daß dem Könige der Retter naht. Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern. Eine Jungfrau wird den König retten. Ehe das Korn gelb wird, soll kein engländisches Roß mehr aus der Loire getränkt werden.

L. Solche Worte hoher prophetischer Begeisterung haben oft schon Menschen gesprochen, denen man es nicht zugetraut hätte. Darüber belehrt uns die heilige Schrift. Hier aber tritt als begeisterte Prophetin eine kluge, kenntnisreiche Jungfrau auf. Beweisen Sie mir aus ihren Worten, daß sie mit der Weltlage ganz vertraut ist.

K. Sie kennt den Herzog von Burgund, den gewaltigen Feldherrn Talbot, den fürchterlichen Salisbury. Diese Männer alle und die Engländer wird unter Gottes Führung eine Jungfrau vertreiben.

L. Sie wissen schon aus „Wallenstein", daß der große Dichter Schiller seine Helden so sprechen läßt, daß wir aus ihren Worten diese Heldengröße, diesen gewaltigen Geist erkennen können. Er giebt Johanna neben Klugheit und klarem Einblick in die Welthändel eine feurige Vaterlandsliebe. Durch welche Worte beweist sie dies Gefühl?

K. Sie nennt Frankreich das Land des Ruhmes, das schönste, das die ew'ge Sonne sieht, das Paradies der Länder, das Gott liebt wie den Apfel seines Auges, und ist überzeugt, daß dies herrliche Land, das stets durch Frömmigkeit hervorgeleuchtet hat, nie die Fesseln eines fremden Volkes tragen wird.

L. Sie zeigt bei diesen begeisterten Worten neben tiefer Vaterlandsliebe zugleich ein solches Wissen, daß Bertrand mit Recht voll Erstaunen zu dem Vater sagt, er habe eine wundervolle Tochter. Den höchsten Grad dieser außerordentlichen Klugheit und Begeisterung enthüllt sie uns durch die nun folgende Rede zu Gunsten des angestammten Königs und Herrn. Geben Sie mir in der Kürze den Inhalt!

K. Der König, sagt sie, beschützt den heiligen Pflug, macht die Leibeigenen frei, die Städte reich und treu. Er steht dem Schwachen bei und er-

*) Ein „Fähnlein" = 300 Mann, also mit etwa 5000 Mann Hilfstruppen.

schreckt den Bösen, steht wie ein Engel der Erbarmung auf der feindseligen Erde. Der fremde König, dem keines Ahnherrn heilige Gebeine in diesem Lande ruhn, kann es nicht lieben. Er ist nicht jung gewesen mit den Jünglingen des Landes, versteht ihre Sprache nicht, er kann den Söhnen Frankreichs nicht ein Vater sein.

L. Inwiefern tritt ihres Vaters Ansicht dieser hohen Begeisterung gegenüber so sehr zurück?

K. Er meint, der sei König, der zu Rheims die heil'ge Ölung empfängt und sich die Krone aufsetzt. Dies Ereignis soll man still abwarten und stets nur an das Nächste denken. Der Landmann sei im Kriege noch der Beglückteste; denn er könne im Frieden schnell wieder sein niedergebranntes Heim aufbauen.

L. (Liest Johannas Selbstgespräch.) Sie haben aus den vorigen Scenen schon zur Genüge erkannt, daß Johanna selbst sich zur Retterin ihres Königs und des Vaterlandes aufwerfen will. Ihre genaue Erkundigung nach dem Orte, wo der Ritter Baudricour mit seinen 16 Fähnlein weilt, zeigt uns an, daß sie dessen Verbindung mit Burgund verhindern, dies kleine Heer ihrem Könige zuführen will. Ihr Selbstgespräch belehrt uns über den Zustand ihrer Seele. Sie nimmt Abschied von der Heimat. Durch welche Worte enthüllt sie dabei ihre tiefe Liebe zur Heimat und zu den Ihrigen?

K. Sie wendet sich voller Wehmut an die Berge, die geliebten Triften, die schönen, stillen Thäler, die Wiesen und Grotten ihrer Heimat und an die Herde, die sie dort geführt hat.

L. Durch welchen Hinweis begründet sie ihren innern Beruf zu dem Werke, das sie forttreibt?

K. Sie sagt, des Geistes Ruf sei an sie ergangen; sie werde nicht durch Eitelkeit getrieben.

L. Wo glaubt sie diesen göttlichen Ruf empfangen zu haben?

K. Unter der heiligen Eiche habe eine Stimme zu ihr gesprochen: „Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen!“

L. Beschreiben Sie mir die weitern, wichtigen Forderungen dieser göttlichen Stimme!

K. Sie soll sich in männliche Stahlrüstung kleiden, Panzer und Helm tragen und nie an Männerliebe denken. Die Aussicht, je den Brautkranz zu tragen, soll sie ganz aufgeben. Als Belohnung für diese Entsagung sollen kriegerische Ehren ihr zu teil werden.

L. In welchem Kampfe soll sie diese Ehre gewinnen?

K. Im Kampfe mit den Engländern. Sie wird Frankreich retten und ihren König in Rheims krönen.

L. Ihre letzten Worte lauten kühn, sie ist voll kriegerischen Mutes, hört im Geiste schon die Trompeten zum Angriffe blasen. Nach diesem Abschiede

sehen wir voller Erwartung ihrem ersten Auftreten als Schlachtenführerin entgegen. Zuvor aber geziemt sich's, dies Heldenmädchen uns ihrem Wesen nach im Zusammenhange vorzuführen. Die einzelnen Züge hat der Dichter uns im „Prolog" so genau gegeben, daß wir beim Zusammenfassen nur leichte Mühe haben.

Mustervortrag des Lehrers.

Johanna ist eine eigenartige, groß angelegte Natur. Obgleich erzogen in ländlicher Abgeschiedenheit, bei häuslicher Beschäftigung bestimmt, ihre Herde in den nahen Bergen und abgeschlossenen Thälern zu hüten, hat ihr nie ruhender, scharfer und klarer Geist sie dennoch mit Kenntnissen versorgt, die gewöhnlichen Menschen verborgen bleiben. Aus tausend anscheinend unbedeutenden Mitteilungen, auf die gewöhnliche Naturen gar nicht achten, hat sie sich ein treues Bild von der Weltlage, von der gegenwärtigen Bedrängnis ihres angestammten Königs, von den Fortschritten der Feinde, der Engländer, und von der Persönlichkeit der bedeutendsten feindlichen Führer verschafft. Während ihr beschränkter Vater und alle Personen in ihrer Umgebung diesem Kampfe gleichgültig zusehen und ruhig abwarten wollen, wen das Schicksal ihnen bei Beendigung der Wirren zum Herrscher geben werde, ist ihr von Vaterlandsliebe und Königstreue hochbewegtes Gemüt unermüdlich bestrebt, auf Mittel zu sinnen, ihrem Könige zu helfen, das Vaterland zu befreien, die verhaßten Feinde zu verjagen. Die heiligen, hochsittlichen Ideen, die aus dieser Liebe stammen, lassen ihr keine Ruhe. Sie irrt selbst des Nachts auf dem Felde umher und sucht den Schutz und die Erleuchtung durch die heilige Jungfrau. Der abergläubische, beschränkte Vater glaubt, sie halte unter dem „Druidenbaume" geheime Zwiesprach' mit dem Bösen; sie aber ringt im Gebet um Kraft, das große Werk auszuführen, das ihre ganze Seele bewegt. Sie fühlt sich berufen, die Rettung ihres Königs und des Vaterlandes selbst in die Hand zu nehmen, sich an die Spitze ihres Heeres zu stellen und die Feinde zu verjagen. Sie weiß, was sie dabei wagt: Leben, Ehre, Freiheit, alles irdische Glück, das sonst edeln, schönen Jungfrauen beschieden zu sein pflegt. Sie muß Männerrüstung, Helm und Panzer anlegen, muß sich in die „Männer mordende Feldschlacht" stürzen und mit dem Schwerte in der Hand an diesem Morden teilnehmen. Sie muß ihre weiblichen Neigungen ganz ablegen, darf nie auf Männerliebe hoffen, nie zu einem Manne in Liebe den Blick erheben. Sie hat nur in dieser großen Aufgabe zu leben und zu sterben. Endlich, nach langem, schwerem innerm Ringen kommt ihr die Erleuchtung. Sie glaubt aus den Zweigen des Baumes den heiligen Ruf zu hören: „Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen!"

Jetzt ist sie zu der großen That fest entschlossen, und da ihr Bertrand den Helm bringt, meint sie darin einen Ruf zur raschen That zu sehen und

beschließt sofort, die bedeutungsvolle Mitteilung über den Ritter Baudricour und seine 16 Fähnlein zu benutzen, um durch die Rettung dieses Hilfscorps ihren Heldenkampf zu eröffnen.

Sie darf mit Selbstbewußtsein von Hause Abschied nehmen; denn sie hat bisher alle Pflichten, die einer guten Tochter und Schwester zukommen, treulich erfüllt. Sie ist dem Vater in allen Stücken treu und gehorsam, ihren Schwestern gegenüber bescheiden und dienstfertig gewesen. Sie haben sich nie über sie beklagt, obgleich ihr Geist der hochbegabten Schwester nicht genügen konnte. Ihre Herden hat sie treulich gehütet und gegen reißende Tiere mutig verteidigt. Alles, was sie beginnt, gedeiht unter ihrer klugen Leitung in so hohem Maße, daß Vater Thibaut d'Arc darin etwas Übernatürliches zu sehen glaubt. Mit Recht dürfen wir mit ihrem treuen Verehrer Raimond sagen:

„Sie scheint mir etwas Höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten."

Voll herzlicher, hocherregter Teilnahme sehen wir den fernern Thaten und Schicksalen dieses wunderbaren Mädchens entgegen.

Der 1. Akt.

L. (Liest die ersten acht Scenen.) Ich habe Ihnen diese acht Scenen im Zusammenhange vorgelesen, weil sie die traurige Lage des Königs Karl VII. schildern und uns mit dem Charakter dieses Fürsten und der wichtigsten Personen seiner Umgebung bekannt machen. Dabei mögen Sie sich vorläufig mit der Hoffnung begnügen, welche zuletzt durch die Siegesnachricht erregt wird. Dunois, der Bastard von Orleans, der Ritter aus königlichem Stamme, sagt seinem Verwandten, dem Könige, voller Entrüstung herbe Wahrheiten. Nennen Sie mir seine Vorwürfe!

K. Er sagt, der König umgebe sich mit Gaukelspielern und mit Troubadours und feiere zärtliche Feste, als ob tiefer Friede walte.

L. Durch welche thörichte Forderung rechtfertigt König Karl diesen Vorwurf?

K. Er verlangt, daß man die vom Könige René aus der Provence ihm gesandten Meister des Gesanges wohl bewirte und jedem eine goldne Kette reiche.

L. Durch welche Worte zeigt er seine Gleichgültigkeit gegen den gegenwärtigen schweren Kampf?

K. Er bedauert es nicht, daß der mächtige Connetable von Frankreich ihn verlassen hat; er sei ein zu mürrischer Mensch, ein Tadler gewesen.

L. Mit Recht wirft Dunois ihm deswegen leichten Sinn vor. Dieser leichte, sorglose Sinn zeigt sich auch in der Verteidigung der edeln Sänger. Durch welches Wort ehrt er sie mehr als seine Ritter?

K. Er sagt: „Der Sänger solle mit dem König gehen; denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen."

L. Diese Wertschätzung der edeln Kunst würde den König nebst Freigebigkeit in gesicherter Friedenszeit zieren; weshalb darf sie ihm jetzt mit Recht zum Vorwurf gemacht werden?

K. Weil er um Krone und Leben kämpft und sich in großer Not befindet.

L. Schildern Sie mir diese Notlage!

K. Du Chatel, sein Bevollmächtigter, erklärt, die Truppen murren, weil ihnen der Sold nicht ausgezahlt werde; die Kroneinkünfte sind auf drei Jahre voraus verpfändet, sein Reichtum sei so zerflossen, daß kaum noch seine häuslichen Ausgaben bestritten werden können.

L. Aus welchen Worten des Königs geht hervor, daß sein leichter Sinn selbst durch diese Mitteilung nicht ernstlich getroffen ist?

K. Er zeigt sich beglückt darüber, daß der provençalische Herrscher René einen Liebeshof gegründet und ihn, den König Karl, zum Fürsten der Liebe erwählt hat.

L. Mit Recht weist Dunois darauf hin, daß es einem Ritter und Könige gezieme, sich zuerst durch heldenhafte Waffenthaten auszuzeichnen. Sein Vorwurf wird gerechtfertigt durch das Verhalten des Königs gegenüber den um Hilfe flehenden Ratsherren aus Orleans. Durch welche Mitteilung müssen sie den Herrscher in die äußerste Besorgnis versetzen?

K. Sie sagen, der Graf von Rochepierre habe mit den Engländern einen Kontrakt geschlossen, die Stadt auf den 12. Tag zu übergeben, falls der König sie nicht entsetzen könne; der frühere Verteidiger Saintrailles sei diesen Morgen gefallen.

L. Durch welche Mitteilung wird der so bedrängte König in die äußerste Verzweiflung versetzt?

K. Die Schotten verweigern den Gehorsam, wollen ihn verlassen, weil sie keinen Sold erhalten.

L. Selbst die Opferwilligkeit seiner Geliebten, der reichen Gräfin Agnes Sorel, kann ihn nicht mehr retten. Nur eine Hoffnung bleibt ihm noch: die Unterhandlung mit seinem Vetter, dem Herzoge von Burgund. La Hire, der Unterhändler, kommt herbei. Er schildert die Vorgänge in Paris so, wie wir sie aus der Geschichte Frankreichs bereits kennen, und raubt damit auch diese letzte Hoffnung. Zu welchem Entschlusse bestimmen diese Mitteilungen den schwachen Herrscher?

K. Er will den Krieg aufgeben, sich hinter die Loire zurückziehen und alles über sich ergehen lassen.

L. Seine Gründe zeugen von einem liebenswürdigen, feinen Gemüte, von wahrer Erkenntnis seiner Schwäche. Durch welche Handlung hat er bewiesen, daß es ihm an persönlichem Mute nicht fehlt?

K. Er hat Burgund herausgefordert, mit ihm im Einzelkampfe um die Krone zu fechten.

L. Wir glauben ihm gern, daß das Unglück des vom Kriege schwer leidenden Volkes sein edles Herz bewegt, aber dennoch hat Dunois recht, wenn er ihm vorwirft, diese Worte seien nicht die Sprache eines Königs. Er spricht in Bezug auf die Pflicht des Königs und des Volkes, für seine Freiheit zu fechten, ewig wahre und denkwürdige Worte. Lesen Sie diese Verse!

K. „Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbrust nicht ziemt“ . . .
bis
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.“

L. Schreiben Sie diese Worte in die Sammlung von Sinnsprüchen! Leider können sie den schwachen, verzagten König nicht aufrütteln, so daß Dunois, der tapfre Graf, sich bewogen sieht, ihn zu verlassen, um sich in seiner Stadt Orleans unter den Trümmern zu begraben. Damit der König nicht zu verächtlich erscheint, hat der Dichter ihm noch einen Zug verliehen, der ihn als Mensch hoch ehrt. Ich erinnere Sie zuvor, daß Du Chatel den Vater des Herzogs von Burgund auf der Brücke von Montereau als Verteidiger seines Herrn, des Dauphin, erstochen hat. Sprechen Sie sich nun über König Karl aus!

K. Du Chatel will sich zum Opfer hergeben, um seinen König mit dem Herzoge von Burgund zu versöhnen und den Thron zu retten. König Karl aber weist dies Anerbieten entrüstet zurück.

L. Hier zeigt er sich wahrhaft edel und königlich. Nennen Sie mir seine königlichen Worte!

K. Er sagt: „Müßt' ich zehn Reiche verlieren; ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.“

L. In dieser höchsten Not naht die Rettung. La Hire bringt die Nachricht, der König habe gesiegt und solle schleunigst die Ratsherren von Orleans und Graf Dunois zurückrufen lassen. Hören wir die Begründung! (Liest den Schluß des 1. Aktes.)

Zunächst erfahren wir das Nähere über den unerwarteten Sieg durch den Ritter Raoul. Schildern Sie mir dessen Erzählung in kurzen Worten.

K. Wir hatten, so erzählt er, Vermanton erreicht und stiegen in das Thal hinunter, das die Yonne durchfließt. Dort sahen wir uns plötzlich von allen Seiten vom Feinde eingeschlossen, so daß selbst den tapfern Führern der

Mut sank und sie an Übergabe dachten. Da nahte sich uns vom Walde her eine Jungfrau, schön wie eine Kriegsgöttin, einen Helm auf dem Haupte. „Was zagt ihr, Franken?“ rief sie uns zu. „Auf den Feind! Gott und die heil'ge Jungfrau streiten für euch.“ Damit riß sie dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand und schritt mutvoll dem Feinde entgegen. Die Engländer wichen bestürzt zurück und wandten sich dann zur Flucht, Wehr und Waffen von sich werfend. Wir würgten sie ohne Widerstand; „ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.“ Zweitausend Feinde bedecken das Schlachtfeld und mehr noch sind in der Yonne ertrunken. Von den Unsrigen wird kein Mann vermißt.*)

L. In jener Zeit stand der Aberglaube, daß Männer und Weiber sich dem Teufel verschreiben und mit Hilfe höllischer Zaubermittel Übernatürliches wirken könnten, bei vornehmen wie bei geringen Leuten so fest wie der Glaube an Christi Evangelium. Diese Unglücklichen, welche solchen Verdacht erregten, wurden als Teufelsbeschwörer, als Hexen und Zauberer verfolgt, eingekerkert, gefoltert und verbrannt. Man behandelte sie ärger, als die schlimmsten Verbrecher. Durch welches Wort sucht Johanna sich deshalb von solch gefährlichem Verdachte zu befreien?

K. Sie hat laut erklärt, sie sei eine Seherin, eine von Gott gesandte Prophetin und wolle ihre Sendung nur ihrem Könige offenbaren.

L. Durch welche Thaten zeigt das Volk, daß es an sie glaubt?

K. Man läßt die Glocken läuten und begrüßt sie laut als Gottgesandte.

L. Sie werden nun begreifen, zu welchem Zwecke der Erzbischof vor dem Könige erscheint. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Er will zunächst Dunois mit dem Könige versöhnen und zugleich bestätigen, daß die heilige Kirche die göttliche Sendung der Jungfrau anerkennt und sie in ihren Schutz nimmt.

L. Der König will sie prüfen, läßt Dunois auf seinem königlichen Stuhle Platz nehmen und erwartet noch halb ungläubig das Mädchen. Sie erkennt sofort die beabsichtigte Täuschung und erregt durch diese Kenntnis des Königs Erstaunen. Durch welche Mitteilung überzeugt sie ihn vollkommen?

K. Sie enthüllt ihm drei Gebete, die er in der jüngstvergangnen Nacht im einsamen Schlafgemach zu Gott gesendet.

L. Inwiefern erhöht diese Mitteilung unsre herzliche Achtung vor dem sonst so schwachen und sorglosen Könige?

K. Er hat Gott angefleht, falls unrecht Gut an seiner Krone hafte, ihn zum Opfer hinzunehmen, um seinem Volke den Frieden zu geben. Falls die

---

*) Der Lehrer halte darauf, daß die Inhaltsangabe in dieser musterhaften Form gegeben werde. Die Lage der Orte, der Flüsse ist auf der Wandkarte aufzusuchen.

Krone seinem Stamme entwunden werden solle, so möge ihm Gott drei Güter bewahren: die zufriedne Brust, des Freundes Herz und seiner Agnes Liebe.

L. Welche Eigenschaften hat er durch diese Gebete enthüllt?

K. Edelsinn, Liebe zu seinem Volke und ein liebevolles Gemüt, das sein Glück in stillem, friedlichem Leben, in der Liebe seiner Freunde und seines Weibes findet.

L. Nach dieser Enthüllung hegt keiner der Anwesenden an ihrer göttlichen Sendung den geringsten Zweifel. Die Frage des frommen Erzbischofs giebt Johanna Gelegenheit, über ihre Herkunft, ihre Erziehung und über die Art ihrer Berufung eingehenden Bericht zu erstatten. Geben Sie mir den Inhalt ihrer Rede!

K. Ich heiße Johanna, berichtet sie, und bin eines Hirten niedre Tochter aus Dom Remi, in der Nähe von Toul. Die traurigen Erzählungen, daß ein fremdes Inselvolk übers Meer gekommen sei, um unsern König zu verdrängen, uns zu Knechten zu machen und uns einen fremden ungeliebten Herrscher aufzuzwingen, erregten mich in so hohem Grade, daß ich flehend die Mutter Gottes anrief, uns vor diesem Unheil zu bewahren und uns den einheimischen König zu erhalten. In der Nähe unsres Dorfes steht ein uralt Muttergottesbild, daneben eine heilige Eiche; dort pflegte ich zu beten und die Heilige anzurufen. Und einst, als ich eine lange Nacht unter dem Baume gebetet, trat die Heilige in Schäfertracht, ein Schwert und eine Fahne tragend, zu mir und sprach: „Steh auf, Johanna, nimm diese Fahne, umgürte dich mit diesem Schwerte. Damit vertilge deines Volkes Feinde, führe deines Herrn Sohn nach Rheims und kröne ihn dort mit der königlichen Krone.“ Ich machte Einwendungen; sie aber sprach: „Eine reine Jungfrau vermag auf Erden auch das Herrlichste auszuführen, wenn sie der irdischen Liebe widersteht.“ Damit berührte sie mein Augenlid, und ich sah den Himmel voller Engelknaben, die trugen weiße Lilien in den Händen, und süße Harmonien waren zu vernehmen. Dreimal wiederholte sich diese Erscheinung; zum drittenmal sprach die Himmlische zürnend, des Weibes Los auf Erden sei hartes Dulden, ich solle Gehorsam üben, um durch strengen Dienst geläutert zu werden. Darnach erschien sie mir in voller Glorie als Königin des Himmels, und goldne Wolken trugen sie hinauf in das Land der Wonnen.*)

L. Die Art, mit der die Anwesenden ihren Glauben an Johanna bekennen, ist bezeichnend für eines jeden Wesen. Worauf gründet der Erzbischof seinen Glauben?

---

*) Diese hier ausgearbeitete Antwort gilt als Mustervortrag für den Lehrer. Wie schon wiederholt angedeutet ist, hat er diese Inhaltsangabe zunächst auf mehrere Zöglinge zu verteilen; darnach das Ganze im Zusammenhange zu fordern.

K. Auf die Wunder, die sie gethan, von denen sie berichtet hat.

L. Graf Dunois?

K. Auf die Unschuld ihres Angesichtes; von den Wundern hält er nicht viel.

L. Der Ritter La Hire?

K. Er glaubt an ihre übernatürliche Tapferkeit und sagt, er wolle selbst eine Welt in Waffen nicht fürchten, denn der Siegesgott wandle ihr zur Seite.

L. Sie giebt dem Dauphin die Zusicherung, ihn nach Rheims zu führen und dort zu krönen. Zugleich beschreibt sie ihm, welches Schwert und welche Fahne sie den Kriegern vorantragen werde. Durch welche demütige That bekräftigt sie dabei ihre Frömmigkeit?

K. Sie kniet vor dem Erzbischof nieder und bittet ihn um seinen Segen.

L. In diesem Augenblicke, da die Seelen aller von hohem Mute und von Begeisterung entflammt sind, tritt der Herold der Engländer auf. Johanna beweist ihre prophetische Sehergabe dadurch, daß sie von dem jähen Tode des fürchterlichen Salisbury berichtet. Durch welches Wort bringt sie den kriegerischen Mut der Franzosen zur vollen Entflammung?

K. Sie sagt dem Herold, er solle an die Fürsten der Engländer den Befehl bestellen, wegen des vergossnen Blutes Rechenschaft abzulegen. Sie sollen die Schlüssel von allen eroberten Städten herausgeben, denn ihnen sei das schöne Frankreich nicht beschieden. Die Jungfrau werde über sie kommen; sie werde, bevor der Herold zurückgekehrt ist, in Orleans sein und dort ihre Siegeszeichen aufpflanzen.

L. Der erste Akt ist beendet. Das erregende Moment am Schlusse, die soeben besprochene Botschaft, die Johanna an die Engländer sendet, führt uns voller Erwartung in den 2. Akt. Zuvor aber wollen wir uns die handelnden Personen noch einmal vorführen. Johannas Charakter haben wir bereits studiert; es handelt sich nun um Zusammenstellung der Eigenschaften des Dauphin.

Mustervortrag des Lehrers.

König Karl VII. ist als Herrscher eines gewaltigen Reiches, als Führer in einem Kriege, in dem es sich um Thron und Leben handelt, nicht an seiner Stelle. Zu solch einer Aufgabe gehört ein Mann, wie Wallenstein, von dem gesagt werden darf: „Gestellt ist er an einen Herrscherplatz, geworden ist ihm eine Herrscherseele; er ist der Halt, der Mittelpunkt für viele Tausende, eine feste Säule, an die man sich mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.“ König Karl ist ein liebenswürdiger, gemütvoller Mann, ein treuer Freund, ein liebender Gatte, ein Freund der edeln Künste, namentlich der Dichtkunst und des Gesanges, aber kein königlicher Herrscher. Sein edles Gemüt enthüllen

uns die Gebete, welche er in tiefster Bedrängnis in der Stille des Kämmerleins zu Gott emporgerichtet hat. Er will sich gern zum Opfer hingeben, wenn nur sein Volk von diesem unseligen blutigen Kriege, von dem Elende dieses Mordens befreit werden könne. Wenn er der Krone entsagen müsse, so möge ihm Gott nur erhalten die Zufriedenheit des Gemütes, die Freundschaft und seiner Gattin Liebe. Das sind die Wünsche und Bitten eines liebenswürdigen Privatmannes, mit dem man gern verkehren möchte, falls er ein einfacher Bürger wäre; aber nicht die Bitten eines königlichen Herrschergeistes. Für einen solchen verlangen wir mit Graf Dunois, dem tapfern Bastard, er solle Gott bitten, ihm die Krone aus Strömen Feindesbluts erobern zu helfen, ihm beizustehen, sich als Tapferster der Tapfern zeigen zu können. Solche Bitten, solche Entschlüsse, sich ganz zurückzuziehen, seine bedrängte Stadt Orleans aufzugeben, der Krone zu entsagen, sie seien eines Königs nicht würdig. König Karl liebt sein Volk herzlich; aber er hat kein Gefühl für die wahre Königsehre und für die Ehre seines Volkes. Als Graf Dunois ihm das schöne Wort zuruft: „Das Volk wird sich für dich opfern; denn nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre," bleibt er ungerührt und beharrt auf seinem Entschlusse, der Krone zu entsagen, sich zurückzuziehen, gehe es, wie es wolle. Wir müssen seine Selbsterkenntnis achten; denn er wird zu diesem Entschlusse nicht durch Feigheit, sondern durch richtige Erkenntnis seiner Schwäche bewogen. „Die rauhe, sturmbewegte Zeit," sagt er, „heischt einen kraftbegabtern Steuermann. Ich bin geboren ein friedliches Volk zu beglücken; ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen." Wir achten sehr hoch den Edelsinn, mit dem er das Opfer seines getreuen Du Chatel zurückweist. Er wird ernstlich zornig, daß seine Freunde ihm zutrauen können, er werde je um der Staatsklugheit, um seiner Rettung willen einen treuen Freund dem Tode überliefern. Aber in allen diesen schönen Zügen zeigt sich überall nur der gute, liebevolle, edle Privatmann, nirgends der königliche Herrscher, der Feldherr. Zu diesen Mängeln gesellt sich ein leichter, sorgloser Sinn, der nur geneigt ist, für den Augenblick zu leben, nie an die Zukunft zu denken, nie durch die Sorge, sei sie noch so erdrückend, zu Klugheit und Lebensernst zu gelangen. Er achtet nicht darauf, daß seine Kassen erschöpft, seine Kroneinkünfte auf drei Jahre verpfändet sind, daß sein Heer ihn verlassen will, weil die Krieger keinen Sold erhalten. „Uns bleiben noch viel schöne, reiche Länder," antwortet er auf die ernsten Vorwürfe, daß die verpfändeten verloren gehen, und ergeht sich in schwärmerischen Betrachtungen über die Festlichkeiten, die König René von der Provence veranstaltet hat, um die alte ritterliche Minnezeit neu zu begründen. Alle Regierungssorgen verschwinden vor der ihn erhebenden Freude, daß dieser Schattenkönig, dieser alte Narr, ihn für seinen Liebeshof (cour d'amour) zum Fürsten der Liebe erwählt habe.

Trotz aller dieser Schwächen müssen wir diesen Fürsten fast widerstrebend lieb gewinnen. Er besitzt neben persönlicher Liebenswürdigkeit und wahrhaftem Adel der Gesinnung auch echte Ritterlichkeit, persönlichen Mut. Er läßt durch La Hire seinem Vetter und Gegner, dem mächtigen Herzog von Burgund, den Handschuh hinwerfen. Er will in ritterlichem Zweikampfe auf Tod und Leben mit ihm um die Krone ringen. Dieser That entspricht auch das Gebet, daß Gott ihn zum Opfer für das Wohl seines Volkes annehmen möge.

König Karl, der Dauphin, wie Johanna ihn nennt, steht an der Spitze der Partei, die hier, wie in jeder Tragödie, im Kampfe mit der Gegenpartei die Handlung des Stückes vollführt. Er selbst giebt aber nur den Namen her; die Thaten, die Einzelhandlungen, werden von seinen Getreuen ausgeführt.

Für ihn, den schwachen König, den unfähigen Schlachtenführer, kämpft in erster Linie das heldenkühne, gottbegeisterte Mädchen, Johanna, die „Jungfrau von Orleans".

Der 2. Akt.

L. Der 2. Akt macht uns mit den Häuptern der Gegenpartei bekannt, mit Talbot, Lionel, Philipp von Burgund und der Königin Isabeau. (Liest die ersten vier Scenen.) Welcher Umstand giebt uns fast völlige Gewißheit, daß diese Partei nicht siegen könne?

K. Das Heer ist geschlagen, und die Führer sind uneinig.

L. Weshalb muß Philipp von Burgund durch Talbots und Lionels Vorwürfe arg erbittert werden?

K. Talbot wirft ihm vor, daß seine Soldaten zuerst geflohen seien, daß die Franzosen die schwache Stelle leicht erkannt hätten, daß die Engländer auch ohne seine Hilfe, wie einst bei Azincourt, siegen könnten.

L. Die Bemühungen der Königin Isabeau bewirken freilich die Aussöhnung; aber wir sind überzeugt, daß solche höhnische, bittre Worte ein rechter, ehrliebender Mann nie vergessen könne. Welches Gefühl allein hält den Herzog bei dem Bündnisse noch fest?

K. Der Haß gegen Karl VII. und der Wunsch, den Tod seines Vaters an ihm zu rächen.

L. Wir erkennen aus allen diesen Reden, daß alle diese Führer sich zu solch einem Bündnisse nur aus Eigennutz und aus bösen Leidenschaften entschlossen haben. Dies tritt am klarsten hervor in dem gemeinsamen Angriff gegen die Königin Isabeau. In welchem bittern Worte bekundet Lionel offen seine Verachtung?

K. Er sagt, sie solle nach Paris zurückkehren; die Engländer wollen mit guten Waffen und nicht mit Weibern siegen.

L. Sie wird von Burgund und Talbot so beschimpft, daß sie sich wohl entsetzen sollte. Nennen Sie mir diese Vorwürfe im Zusammenhange!

K. Der Krieger nimmt ein Ärgernis an ihrem Leben, die Edeln an der schrecklichen, unnatürlichen Bekämpfung ihres eignen Kindes. Der Sohn habe sie zwar in die Verbannung geschickt, aber dabei nur der öffentlichen Stimme gehorcht.

L. Aus solch einem Bündnis kann nichts Gutes hervorgehen. Selbst Burgund wird von einem Grundsatze geleitet, der ganz zu verwerfen ist; denn er will, um seinen Vater zu rächen, sein Vaterland unglücklich machen. Dieser Zweck, meint er, heiligt seine Waffen; wir können nur sagen, er entehrt sie. Wiederholen Sie mir nun im Zusammenhange die Gründe, die uns berechtigen, der Gegenpartei in diesem Kampfe den Untergang zu prophezeien.

K. Das Bündnis, welches die Engländer mit der Königin Isabeau und dem Herzoge von Burgund geschlossen haben, ist ein unnatürliches und kann ihnen nur Unheil bringen; denn es beruht auf Selbstsucht und den unedelsten Leidenschaften. Die unnatürliche Mutter will sich an ihrem Sohne Karl VII. rächen, weil er sie auf das Verlangen des Volkes ihrer bösen Sitten wegen in die Verbannung geschickt hat; der Herzog von Burgund verlangt Rache wegen der Ermordung seines Vaters. Die Engländer verachten diese beiden Menschen und wollen sie nur als Werkzeuge benutzen. Diese Umstände bewirken, daß die Partei nach der ersten Niederlage in Zänkereien gerät und dadurch den Sieg verlieren muß.

L. (Liest den Schluß des 2. Aktes.) Die erwartete Niederlage wird durch das Auftreten der Heldenjungfrau zur Gewißheit. Sie selbst führt im Panzer, mit dem Schwerte in der Rechten, die Fahne in der Linken, die Scharen an. Auf welche Prophezeiung baut sie ihre Sicherheit?

K. Sie sagt, ihr sei nicht bestimmt, im Kampfe zu fallen, bevor sie nicht ihrem Könige in Rheims die Krone auf's Haupt gesetzt. „Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen."

L. Die Engländer sind überfallen, das Lager steht in Flammen; die Soldaten fliehen voll Entsetzen vor der furchtbaren Jungfrau. Talbot selbst vermag die Flüchtigen nicht aufzuhalten. Die Jungfrau streitet wie ein Mann und tötet ohne Erbarmen ihre Feinde, die Engländer. Der junge englische Krieger Montgomery fleht vergebens um sein Leben. Welchen Grund führt Johanna für ihre schreckliche Härte an?

K. Sie sagt, der furchtbar bindende Vertrag, den sie mit dem Geisterreiche abgeschlossen habe, verpflichtet sie, alle Lebenden zu töten, die in der Schlacht ihr begegnen.

L. Halten Sie dies ihr Wort fest; ebenso ihre Versicherung, daß sie nie den eiteln Dienst der Liebe kennen lernen werde. Wir werden bald sehen,

welche Folgen für sie damit zusammenhängen. Inwiefern giebt das Gespräch, das dem Kampfe mit Montgomery vorangeht, uns zugleich Gelegenheit, wiederum Johannas hohen Geist zu bewundern?

K. Sie spricht in begeisterten Worten für ihr Vaterland und über den thörichten Wahn der Engländer, dies herrliche Land je unterjochen zu können.

L. Aus welchen Worten geht hervor, daß die göttliche Sendung ihr selbst schweres inneres Leid bereitet?

K. Sie sagt:

„Weggerissen von der heimatlichen Flur,
Von Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust,
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht
Eignes Gelüsten — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt."

L. Der Kampf ist beendet, sie hat den Jüngling erschlagen. Dies Mädchen, das schon vor der blinkenden Schneide des Schwertes früher erbebte, ist in ihrer gläubigen Begeisterung zur Heldin geworden. Sie steht nach dem blutigen Kampfe gedankenvoll da und starrt auf den entseelten Leichnam hin. Nun faßt sie das natürliche Entsetzen über das von ihr vergossene Blut. Aus diesen trüben, schweren Gedanken wird sie zu einer schönern Aufgabe gerufen. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Der Herzog von Burgund will mit ihr kämpfen; von der andern Seite dringen Dunois und La Hire zu ihrem Schutze herbei. Sie trennt die Kämpfenden und bittet den Herzog, auf die Seite ihres Königs zu treten.

L. Solch eine Überredungskunst, wie Johanna sie hier beweist, ist eine sehr hohe und seltene Gabe. Inwiefern gewinnt sie dadurch in unsern Augen?

K. Wir lernen immer mehr ihre Heldengröße und ihren Geist bewundern.

L. Sie spricht zu des Herzogs edelm Gemüt, erinnert ihn daran, daß er ein Sohn seines schönen Vaterlandes ist, daß er des Königs, seines Vetters, edle Züge trägt. Burgund wird gerührt, will aber noch nicht an ihre göttliche Sendung glauben. Schildern Sie mir in der Kürze Johannas geistvollen, überzeugenden Beweis!

K. Sie sagt: „Du nennst mich Zauberin. Ist Frieden stiften, Haß versöhnen ein Geschäft der Hölle? Was ist unschuldiger, heiliger, schöner, als der Kampf ums Vaterland? Wie können Teufel eine so gerechte Sache beschützen? Wo anders als vom Himmel her hätte ich armes, kindisches Hirtenmädchen diese Wissenschaft von königlichen Dingen nehmen können, als vom hohen Himmel. Ich habe nie vor Fürsten gestanden, nie mich in der Kunst des Redners geübt; doch wenn der Augenblick es erfordert und der Geist mich

treibt, wird mir die innere Erleuchtung. Ich besitze Einsicht, hoher Dinge Kunde, übersehe klar das Geschick der Länder und der Könige."

L. Inwiefern bildet die nun folgende Versöhnung das mächtig erregende Moment des 2. Aktes?

K. Wir erkennen daraus, daß König Karl VII. siegen werde, und sehen mit hoher Erregung dem entscheidenden 3. Akte entgegen.

Der 3. Akt.

L. Vom Schlachtfelde führt uns der Dichter an den Hof des nun siegreichen Königs. (Liest die vier ersten Auftritte.) In unnachahmlich schöner und lebendiger Schilderung giebt Schiller uns hier die Versöhnungsscene. Burgund ist tief gerührt, vergiebt in seiner versöhnlichen Stimmung alles, was man an ihm gesündigt hat, und empfängt andrerseits Vergebung für die Wunden, die er seinem Volke und seinem Könige geschlagen hat. Inwiefern gelingt dabei Johanna die Lösung der schwersten Aufgabe?

K. Sie versöhnt den Herzog selbst mit Du Chatel, dem Mörder seines Vaters.

L. Hier muß daran erinnert werden, daß Du Chatel den Mord nicht aus Überlegung vollführt hat. Bei der Unterredung auf der Brücke von Montereau wurde der Herzog von Burgund, Philipps Vater, so erregt, daß er die Hand ans Schwert legte. Du Chatel glaubte, er bedrohe das Leben seines Herrn, des Dauphin, zog voreilig das Schwert und erstach den Herzog. (Wiederholung.)

L. Johanna hat, wie Sie wissen, das Gelübde abgelegt, auf irdisches Glück zu verzichten, nie sich mit einem Manne zu vermählen. Inwiefern wird sie jetzt auf eine harte Probe gesetzt?

K. Der König erhebt sie und ihre Familie in den Adelstand, und Graf Dunois, sowie La Hire bewerben sich um ihre Hand.

L. Sie weist ihre Bewerbung ab. Auf welche Weise zeigt sie bei dieser Gelegenheit wiederum ihrer großen Geist?

K. Sie prophezeit dem Könige, sowie dem Herzoge die Schicksale ihrer Häuser.

L. Man könnte hier meinen, das sei Schiller leicht geworden, ihr solche Prophezeiungen in den Mund zu legen; denn die Weltgeschichte gab ihm dafür schon die rechte Belehrung. Aber beachten Sie wohl, daß Johanna hier bei ihrem Prophezeien allgemeine Wahrheiten ausspricht. Auf welche Forderungen für den König stützt sie ihre Prophezeiung von seines Hauses Glück?

K. Sie verlangt von ihm, er solle stets, im Glück, wie im Unglück, menschlich sein; soll seiner Freunde nie vergessen, nie dem Armen und Niedrigen Gerechtigkeit und Gnade verweigern.

L. Unter welchen Bedingungen soll sein Stamm blühen?

K. Solange er sich die Liebe des Volkes bewahrt und Hochmut flieht. Aus den Hütten sei ihm die Retterin erschienen; aus denselben Hütten könne das Verderben entstehen.

L. Sie sehen, diese Wahrheiten passen für jeden Fürsten, für jedes Regentenhaus. Ähnlich warnt sie den Herzog, sich mit seinem Könige und Herrscher zu entzweien. (Wiederholung.)

L. Johannas Rede an Karl VII., als er zu eifrig in sie dringt, sich mit einem der ritterlichen Bewerber zu vermählen, ist wiederum sorgsam zu beachten. Sie ist über diese Zumutung entrüstet. Auf welche Gründe weist sie wiederum sehr energisch hin?

K. Sie weist darauf hin, daß sie eine Gottgesandte sei, daß sie darum das Racheschwert in der Schlacht führe.

L. Aus welchem Gefühl, meint sie, würde ihr das tiefste Wehe, das schwerste Schicksal erwachsen?

K. Aus der eiteln Neigung zu einem irdischen Mann.

L. Wir halten diese wiederholt und hier so zornig gegebene Versicherung fest; denn sie wird der Jungfrau verhängnisvoll. Da bringt ein Ritter die Kunde, die Engländer seien über die Marne gedrungen. Inwiefern wirkt sie für Johanna erlösend?

K. Ihr kriegerischer Mut erwacht; die Seele, sagt sie, sei nun ihrer Banden frei.

L. König Karl will sein Heer selbst führen; wir merken, daß es jetzt zum letzten, entscheidenden Kampfe kommen werde. (Liest den 6., 7., 8. Auftritt.) Die Engländer sind verloren; denn ihr größter und tapferster Führer liegt auf dem Schlachtfelde, zum Tode verwundet. Bei welcher Nachricht faßt er den Entschluß, schnell zu sterben?

K. Bei Lionels*) Mitteilung, daß Paris sich mit dem Dauphin vertragen habe und für die Engländer, so wie Rheims, verloren sei.

L. Talbot stirbt vor unsern Augen. Seine letzten Worte sind so bedeutungsvoll, daß wir sie besonders zu beachten haben. Sein erster herber Ausspruch kann als allgemeine Wahrheit für viele tausend verfehlte Unternehmungen gelten; citieren Sie ihn!

K. „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens."

*) Spr. Tōālbot, Leionel, Sōālsbörry; ōā spr. wie das ostpreußische und schwedische dumpfe a.

L. Schreiben Sie ihn in die Sammlung der Sinnsprüche. Der Schluß dieser Klage ist infolge persönlicher Bitterkeit und verzweifelnder Stimmung unwahr. Weshalb?

K. Wer sein Leben an das Große und Würdige wendet, ist nicht verflucht, selbst wenn er in diesem Bestreben untergeht.

L. Freilich wird ein gereifter, lebenserfahrner Mann nur zu oft mit Talbot sprechen: „dem Narrenkönige gehört die Welt"; aber er soll deswegen seine edeln Absichten, selbst wenn sie keinen Erfolg haben, nicht verfluchen. Der gute Same, den ein wackrer Mann ausgestreut hat, geht nicht verloren. Seine Aufopferung kann vielleicht den Enkeln zu gute kommen. Durch welche Thatsache fühlt der tapfre Feldherr sich mit Recht so empört, so bitter gestimmt?

K. Durch die Thatsache, daß die tapfern Engländer unter seiner Führung durch ein Weib, durch ein Gaukelspiel besiegt worden seien. Sein ernstes, arbeitsvolles Leben sei eines bessern, ernsthaftern Ausganges wert.

L. Talbots letzte Worte sind sehr ernst. Aus ihnen spricht tiefe Verachtung des irdischen Lebens und Treibens. Aus welchen Worten geht zunächst hervor, daß er ganz gefaßt stirbt?

K. Er sagt, es werde bald vorüber sein; sein Körper werde sich in die Atome auflösen, aus denen er gebildet ist, und von ihm, dem berühmten, mächtigen Talbot, werde nur eine Handvoll leichten Staubes übrigbleiben.

L. In welchen Worten zeigt sich die tiefe Lebensverachtung?

K. Die einzige Ausbeute, sagt er, liege in der Erkenntnis, daß das ganze menschliche Streben ein Nichts sei, und „in der Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert."

L. So stirbt zwar kein gläubiger Christ, aber ein Mann, der mit vollem Selbstbewußtsein gelebt und gestrebt hat und den Tod nicht fürchtet. Die folgende Scene giebt uns die Beruhigung, daß der tapfre Held von seinen Gegnern, von König Karl selbst hoch geehrt wird. Mittlerweile hat Johanna eine Begegnung gehabt, die ihr Schicksal entscheidet; kehren wir zu ihr zurück. (Liest den Schluß des 3. Aktes.)

Ein schwarzer Ritter hat sie vom Schlachtfelde abgelockt. Wie die Jungfrau ihn töten will, versinkt er unter Blitz und Donnerschlag. Sie müssen diese Scene als eine Allegorie auffassen, als eine plastische Darstellung der warnenden Gedanken, die Johanna seit den letzten Kämpfen und seit der aufregenden Scene des Heiratsantrags von Graf Dunois und La Hire beständig erfüllt haben. Sie hat bisher in begeisterter Aufregung gehandelt, aber die Tötung des flehenden Jünglings Montgomery, die Metzeleien in den Schlachten, die Scenen, die von der Welt, die sie in einsamen Stunden der Entzückung sich erträumt hatte, zu grell abstachen, — alle diese einzelnen, sie tief erschüt-

ternden Vorgänge haben in ihrem Gemüte naturgemäß Zweifel erregt, ob ihre Sendung wirklich eine göttliche sei, ob es jetzt, da der Krönung des Dauphins nichts mehr entgegenstehe, nicht für sie besser sei, schnell heimzukehren und dem feierlichen Akt der Krönung mit seinem festlichen Pompe, mit den für sie selbst bereiteten Ehrenbezeugungen sich schnell, ja heimlich zu entziehen. Du hast, sagt ihr das Gewissen, deine Sendung treu erfüllt; der Lohn der Welt, der äußerliche Glanz und Ruhm sind dir nicht beschieden. „Geh nicht nach Rheims, geh nicht hinein; kehr um, höre auf die Warnung!“ Sie sehen, so betrachtet, erklärt sich leicht die für unsre Anschauung anfangs abstoßende Geistererscheinung. Der schwarze, vor ihrem energischen Willen versinkende, ritterliche Gegner soll die qualvollen, kämpfenden Gedanken des Gemütes dieser außerordentlichen Jungfrau uns in dramatisch wirksamer Weise vorführen. Schiller hielt es nicht für passend, uns diese innern Qualen und Kämpfe durch ein Selbstgespräch zu enthüllen. Er verlangt, daß wir bei dieser Allegorie uns in die Zeit versetzen, in der man an solche Erscheinungen finstrer Mächte fest glaubte. Wiederholen Sie diesen Vortrag! (Diese Wiederholung ist durch Zwischenfragen zu erleichtern.)

L. Sie folgt der menschlich natürlichen, leicht zu entschuldigenden Lust, ihren Siegeszug durch die Krönung ihres Fürsten selbst zu beendigen. Da naht sich nur zu schnell das Verderben. Lionel, der englische Feldherr, tritt ihr auf dem einsamen Felde entgegen. Sie schlägt ihm das Schwert aus der Hand; da umfaßt er sie mit starkem Arm und ringt mit ihr wie mit einem Manne. Sie reißt ihm dabei den Helm vom Haupte, so daß sein schönes, männliches Antlitz frei wird und das blonde, lockige Haar, das ihm nach Rittersitte nie abgeschnitten wurde, über die Schultern wallt. Diese Umarmung, dieser Anblick wirken auf die erregte Jungfrau wie bezaubernd. Für diesen ritterlichen, schönen Mann fühlt sie plötzlich Mitleid, Schonung, Liebe; ihn kann sie nicht töten, obwohl er ein Engländer ist. Sie läßt ihn leben, sie weist ihn von sich, sie erkennt nach dieser ersten liebevollen Aufwallung zu spät, daß sie ihr Gelübde gebrochen hat. Damit hat sie ihr Schicksal besiegelt. Mit Recht darf sie jetzt zu den herbeieilenden Freunden sagen: „Ich wünschte, mit meinem Blute möge mein Leben dahinströmen.“

Wiederholen Sie diesen Vortrag!

L. Dieser Schluß des 3. Aktes — Sie wissen ja, daß er das tragische Moment bildet — muß sorgfältig erörtert werden; denn nur bei sorgfältiger Erklärung, worin der Jungfrau tragische Verschuldung liege, ist es möglich, ihr Verhalten im 4. Akt zu verstehen und die Katastrophe in ihrer ganzen wundervollen Schönheit auf uns wirken zu lassen.

Sie hat durch die Schonung des tapfern Lionel ein doppeltes Gelübde gebrochen. Inwiefern?

K. Sie hat einen Engländer, dabei einen der bedeutendsten Heerführer verschont, während ihr die Gottheit befohlen hat, alle Engländer in der Schlacht zu töten. Sie hat ihn aus Liebe verschont, während sie noch kurz vorher zum Dauphin gesagt hatte: „Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eiteln Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann."

L. Um ihre tragische Verschuldung recht zu verstehen, müssen wir uns in die Seele einer solchen außerordentlichen, hochbegabten und dabei schwärmerischen Natur zu versetzen suchen. Johanna handelt in schwärmerischer Frömmigkeit; denn sie glaubt fest an ihre dreimalige Berufung durch die Jungfrau Maria. Solche Menschen stehen in der Geschichte der Menschheit nicht vereinzelt da; sie haben zu allen Zeiten gelebt und sind selbst heutzutage im Jahrhunderte vielseitiger Aufklärung und Abwendung von dem alten Glauben der Väter nicht selten zu finden. Das Dunkle, Geheimnisvolle, Ahnungsreiche der religiösen Gefühle hat von jeher schwärmerisch beanlagte Menschen veranlaßt, sich in dies unergründliche Gebiet der Religion zu vertiefen, um durch inneres Schauen, durch Erleuchtung von obenher das zu erkennen, was unserm Verstande unfaßbar ist und auf ewig verborgen bleiben wird. Diese Menschen nennen wir Mystiker, diese Richtung die Mystik.

Der Mystiker lebt in einer Welt für sich, ergeht sich in Gefühlen, die für andre Menschen ganz unverständlich und unbegreiflich sind. Die Erleuchtungen, die ihm zu teil geworden, hält er für Offenbarungen vom Himmel und glaubt an ihre Wahrheit, wie an das Evangelium. Dieser Glaube ist, wie Schiller sagt, „dieser Menschen zugewogenes Glück."*) Die Phantasiethätigkeit dieser Mystiker ist in schwärmerischer Erregung so groß, daß sie „Gesichte sehen", „Entzückungen" fühlen, wie der Bibel nach die alten Propheten des Volkes Israel; daß sie mit Gott, mit Christo, mit der Jungfrau Maria sprechen und sie wie Menschen leibhaftig vor sich zu sehen glauben. Die Aufträge, die sie von ihnen zu erhalten meinen, gelten ihnen als unbedingt wahr, heilig und bindend. Man denke an die Gesichte der alten Propheten, an die Thaten, die sie als unmittelbare Befehle von Gott ausgeführt haben. Johanna ist solch eine mystische schwärmerisch fromme Natur; so hat der große Dichter sie sich gedacht, so läßt er sie denken, sprechen und handeln. Der Entschluß, ihren König zu erretten, das Vaterland zu befreien, die Engländer zu vertilgen geht aus ihren andern Eigenschaften hervor, aus der idealen Begeisterung für König und Vaterland, für alles Große, Gute und Schöne, aus der hohen Begabung ihres gewaltigen Geistes, aus der Kraft ihres unbeugsamen Willens. Diese Eigenschaften sichern ihr den äußern Erfolg; der innere, die Gemütsruhe, die Freudigkeit des

*) S. Schillers Gedicht „Resignation"; besprochen S. 108.

guten Gewissens selbst bei den schrecklichen Blutthaten, die sie widerstrebend hat ausführen müssen, dieser innere Erfolg beruht allein auf der treuen Befolgung des Gelübdes, das ihrem frommen Glauben nach die Jungfrau Maria selber ihr auferlegt hat. Sie hat dies Gelübde jetzt gebrochen; nun sinkt sie in Reue und Scham ganz vernichtet in sich zusammen. Diese Schonung des schönen tapfern englischen Feldherrn ist für sie die tragische Verschuldung, die ihr Schicksal entscheidet. Wir alle erklären sie mit ihren Freunden für schuldlos; denn sie hat dem natürlichen Gefühl des Weibes nachgegeben; sie hat nach der Stimme gehandelt, die Gott der Herr selbst bei der Schöpfung ihr in das Herz gelegt; aber sie selbst glaubt einen andern höhern Ruf erhalten zu haben, der das Opfer dieses Gefühls verlangt, und diese Pflicht hat sie frevelhaft verletzt. Sie möchte sterben; denn ihr Lebensglück, ihre innre Freudigkeit, ihre Seelenruhe, ihr freier Mut, ihr edler Stolz — alles, alles ist gebrochen, ist dahin, ist unwiederbringlich verloren. Und wenn niemand unter den Begleitern und Anhängern ihres Königs, niemand in der ganzen weiten Welt von dieser Verschuldung eine Ahnung haben sollte: sie selbst weiß, inwiefern sie gefrevelt; sie selbst weiß, daß sie eine That begangen, die ihr nie verziehen werden kann. Jetzt stehen die Toten, die sie im Kampfe erschlagen hat, an der Spitze der jugendliche Ritter Montgomery, klagend gegen sie auf und rufen ihr zu, sie sei eine Mörderin, ein unnatürlich frevelhaftes, streitsüchtiges Mannweib, aber keine Gottgesandte. Wenn wir uns nach diesen Erwägungen in die Seele dieses armen gequälten Mädchens versetzen, so müssen wir erschüttert werden von tief tragischem Mitleid und tief tragischer Furcht. Unsre ganze Seele, unser ganzes Gemüt leidet mit diesem edeln Mädchen und wendet sich voll Bewunderung zu dem erhabenen Dichter, der solch eine eigenartige Heldennatur darstellen, und auf die tiefe Kenntnis ihrer mystischen, schwärmerischen Seele eine so tief tragische, ergreifende Verschuldung gründen und erfinden konnte. Nach diesen Erörterungen werden Ihnen die Vorgänge im 4. Akte, dem wir mit außerordentlichem Interesse entgegensehen, ganz klar werden.

(Dieser Vortrag ist schwer zu fassen; er ist deshalb in einzelnen Abschnitten sorgfältig zu wiederholen und zu besprechen. Darnach ist er als zusammenhängender sorgfältig ausgearbeiteter Aufsatz zu fordern.)

Der 4. Akt.

L. (Nachdem er die ersten drei Auftritte gelesen.) Durch die Erörterungen, die Ihnen bei der Besprechung des 3. Aktes gegeben wurden, werden Sie die innern Qualen, die Johanna hier in Versen ausspricht, leicht verstehen. Wo findet dieses Selbstgespräch statt?

K. In Rheims in einem festlich ausgeschmückten Saale.

L. Der Krieg ist fast beendet, der Dauphin soll gekrönt werden. Johanna sieht, wie man die Vorbereitungen trifft, wie alle Franzosen zu diesem Siegesfeste herbeiströmen. Weshalb sehnt sie sich fort in das Getümmel der Schlacht?

K. Sie fühlt beständig ihre Schuld und möchte im Kampfe sterben.

L. Das Gespräch mit der gerührten, dankbaren, beglückten Agnes Sorel erhöht ihre Qualen. Sie macht Johanna klar, daß die persönliche Liebe zu ihrem Karl ihr höher stehe, als der Glanz der Krone, als das Glück des Vaterlandes. Das ist echt weiblich gefühlt und gesprochen. Johanna hat seit dem Erwachen ihrer Liebe zu Lionel erkannt, was weibliches Gefühl bedeutet; um so tiefer fühlt sie jetzt ihre Schuld. Welches Wort kennzeichnet ihre innere Verzweiflung?

K. Sie sagt zu Agnes Sorel: „Du bist die Heilige, die Reine! Sähst du mein Innerstes, du stießest schaudernd die Feindin von dir, die Verräterin!"

L. (Liest die folgenden acht Auftritte.) Die nun folgenden Bemühungen der Männer müssen ihr erst recht zur Qual werden. Die Edeln bringen ihr die Fahne. Durch welche Worte verrät sie bei diesem Anblicke ihre innern Qualen?

K. Sie verlangt von der Jungfrau Maria, sie solle sie strafen, denn sie habe ihren Bund gebrochen und den Namen der Heiligen gelästert.

L. Inwiefern muß dieser Ausspruch ihren Feinden Gelegenheit zu bösem Argwohn geben?

K. Sie dürfen, darauf gestützt, von Johanna annehmen, daß sie eine Zauberin sei und mit der Hölle im Bunde stehe.

L. Nun folgt der prachtvolle Krönungszug in die Kathedrale. Die Schwestern von Johanna sind herbeigeeilt und drängen sich, von Claude Marie, Etienne und Bertrand geführt, auf dem weiten Platze vor der Kirche in die vordern Reihen, um die Schwester gut sehen zu können. Der Zug geht an ihnen vorüber. Während in der Kathedrale die Krönung vollzogen wird, kommen Vater Thibaut und Raimond, Johannas Freier, herbei. Weshalb ist Thibaut schwarz gekleidet?

K. Er glaubt, seine Tochter habe diese Thaten durch Höllenkünste vollbracht und will sie für den Himmel retten.

L. Inwiefern wird er durch das Benehmen von Johanna in seinem Wahn bestätigt?

K. Er hat gesehen, wie ihre Schritte wankten, wie ihr Antlitz verstört war.

L. Auch der Vater zeigt, wie sein Kind, schwärmerische Frömmigkeit. Da er aber nur einen sehr beschränkten Geist besitzt, so wird sie bei ihm zu finstrer, zelotischer Strenge. In welchen Worten zeigt er dies Gefühl?

K. Auf die Mahnung von Raimond, sein Kind nicht ins Verderben zu stürzen, sagt er: „Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben."

L. Vorläufig kann er seine Absicht noch nicht ausführen. Johanna stürzt aus der Kirche. Welchen Entschluß hat sie gefaßt?

K. Ihre Hand soll die Fahne nicht mehr berühren; denn sie fühlt sich zu sehr schuldig. Sie sucht ihre Schwestern auf.

L. Das Wiedersehen ist ergreifend. Durch welche Nachricht allein wird sie erschreckt?

K. Durch die Mitteilung, daß ihr Vater schwermütig geworden ist.

L. Sie selbst spricht jetzt schwermütig, bald zerstreut, wie im Traume. Welchen Entschluß will sie jetzt in Gemeinschaft mit den Schwestern ausführen?

K. Sie will den verhaßten Schmuck von sich werfen und fliehen, will wieder eine niedre Hirtin werden und ihren Schwestern treu dienen; ihre Unthat will sie durch strengste Buße sühnen.

L. Sie kommt nicht dazu, diesen Entschluß auszuführen; ihr ist Schwereres beschieden. Der Dauphin tritt als gekrönter und gesalbter König Karl VII. aus der Kirche, um ihn geschart die Großen seiner Krone. In seiner Dankbarkeit weist er das beglückte und begeisterte Volk an, die ihm dargebrachten Ehrenbezeugungen seiner Retterin, der heldenhaften Johanna, zuzuwenden. Noch hält er sie für eine Gottgesandte. Da schreit Johanna laut auf: „Mein Vater!" und Thibaut tritt hervor und läßt seine unsinnige Anklage erschallen. In welchem Vorwurfe gipfelt sie?

K. Er ruft König Karl zu, seine Tochter habe mit höllischer Gaukelkunst gesiegt, der Fürst sei nicht durch Gottes Macht gerettet worden; Johanna habe ihn, den Erzbischof, die Ritter, das Volk durch dreiste Lügen getäuscht.

L. Er fühlt sich als Vater zu dieser Anklage berufen, und da er so entschieden sein eignes Kind verurteilt, so haben seine thörichten Worte leider nur zu großes Gewicht. Durch welche Forderung an Johanna wird der schon erregte Argwohn der abergläubischen Menge bestätigt?

K. Thibaut verlangt von Johanna, ihm im Namen Gottes laut zu antworten, ob sie zu den Heiligen und Reinen gehöre.

L. Wie erklären wir uns ihr Verstummen?

K. Wir wissen, daß sie sich schuldvoll, sündig fühlt.

L. Dies Auftreten empört uns bis ins Innerste; dazu gesellt sich die Gewißheit, daß die Menge dem Ankläger unbedingt glaubt, weil er der Vater ist. Wie zeigt sich diese Wirkung selbst in den Reden der Edeln?

K. Der Herzog von Burgund ruft, es sei entsetzlich; doch dem Vater, der gegen sein eignes Kind zeugt, müsse man glauben.

L. Unser Unwille gegen diesen beschränkten, abergläubischen Menschen wird allein durch den Umstand gemildert, daß er in seiner thörichten Frömmelei sein

Kind durch diese Anklage wirklich vom ewigen Verderben zu erretten glaubt; aber dennoch wenden wir uns von ihm ab, wie von einem Elenden, einem Lumpen, den wir zu sehr verachten, um ihn hassen zu können. Johanna bleibt auf alle solche Fragen stumm. Inwiefern muß dies Verhalten ihr trauriges Geschick besiegeln?

K. Das Volk, ja selbst der König und der Erzbischof glauben zuletzt an ihre Schuld und verlassen sie.

L. Der einzige Graf Dunois hält tapfer bei ihr stand. Sein klarer Geist verwirft wie der edle Talbot alle diese unsinnigen Phantastereien, den ganzen thörichten Aberglauben des Zeitalters. Aber als sein König das tapfere Mädchen verstößt, als Du Chatel ihm zuruft, er habe nicht Ehre, länger bei ihr zu weilen, da wendet auch er sich von ihr ab und überläßt sie mit Trauer im Herzen ihrem Schicksal. Jetzt zeigt der treue Raimond seine wahre Liebe. Er führt sie, die ganz Erstarrte, Betäubte, Gebrochene, fort aus diesem Orte, der ihre Erniedrigung und tiefste Seelenqual gesehen.

Diese „Peripetie" ist so meisterhaft komponiert, daß wir sie uns im Zusammenhange vorführen wollen; denn sie giebt uns einen klaren Einblick in die wunderbare Kunst, die den großen Schiller als Dramatiker vor allen Dichtern der Welt auszeichnet.

Mustervortrag des Lehrers.

Schiller hat den 4. Akt, die Peripetie, mit außerordentlicher Feinheit ausgearbeitet. Bei andern Dramen pflegen wir nach dem Höhepunkte, den die Handlung am Ende des 3. Aktes erreicht, den Ausgang vorauszusehen. Hier ist's nicht möglich.

Johanna hat ihrem subjektiven Glauben nach sich in schwere Schuld verstrickt; aber niemand kann ahnen, welche Qualen ihr Gemüt zerreißen. Auf welche Weise soll dieser Aufruhr ihres Innern offenbar werden? Sie selbst wird schon in mädchenhafter Scheu vor jeder Mitteilung der Schuld zurückbeben. Nun ist ihr Werk vollendet. Rheims hat seine Thore geöffnet, der Dauphin wird gekrönt werden. — In welcher Weise soll diese Tragödie endigen? Wir wagen keine Vermutung auszusprechen.

Da bringt der Dichter die Lösung. Das Geheimnis der Schuld, das Johanna in der Tiefe ihres Herzens auf immer verborgen wähnte, wird aller Welt offenbar. Um das Volk, selbst den König, die Edeln, den Erzbischof davon zu überzeugen, stellt der Dichter als Ankläger den eignen Vater des Mädchens hin. Mit weiser Absicht hat er ihn im Prolog bereits als einen beschränkten Kopf, als einen abergläubischen, kurzsichtigen Menschen gezeichnet, dem höhere Ideen, die sich an höhere Güter des Lebens, an Vaterland und Freiheit knüpfen, ganz gleichgültig, ja ganz unbekannt sind. Seit dem Verschwinden seiner Tochter, seit

dem Siegeszuge, durch den ihr Name aller Welt bekannt geworden und hoch gefeiert ist, hat seiner beschränkten Seele sich ein finstrer Argwohn bemächtigt. Da er in seinem blöden Geiste den hohen Flug der Begeisterung einer gottbegnadigten Prophetin und Heldin nicht zu fassen vermag, so wähnt er naturgemäß, dem greulichen Aberglauben seiner Zeit folgend, Johanna sei eine Zauberin, habe diese Thaten nur mit Hilfe höllischen Beistandes ausgeführt. Zu der abergläubischen Furcht gesellt sich in seiner Seele der solchen Zeloten eigne geistliche Hochmut, und als Verstärkung dieses Gefühls der Vater- und Bauernstolz, der den Gedanken nicht ertragen kann, daß in seiner Familie eine höllische Zauberin, eine Gottverfluchte existieren solle. Alle diese Gefühle bewirken in diesem beschränkten Menschen die uns empörende Härte, die frevelhafte Rücksichtslosigkeit, die Roheit, sein eignes Kind vor dem Könige und dem ganzen Volke als Zauberin anzuklagen und damit ins Verderben zu stürzen. Durch das Auftreten solch eines Menschen, durch die aus seinem geistlichen Hochmut und seinem Fanatismus stammende Frage: „Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?“ gewinnt die ganze Handlung und damit unser aufs tiefste erregtes Interesse unerwartet einen solchen Umschwung (Peripetie), daß wir überrascht eine Reihe rasch aufeinander folgender Einzelhandlungen anstaunen, die wir nie erwartet hätten, die unserm Sinnen und Denken eine ganz neue Richtung geben. Sie führen uns nicht von der Haupthandlung, von dem Hauptlebenskampfe ab; aber sie erschüttern uns zunächst mit erhöhtem tragischen Mitleid für Johanna allein, so daß das Interesse für das Schicksal des Königs und seines Landes in den Hintergrund tritt. Nur ganz leise regt sich in uns die besorgte Frage, ob er nun nach der Verstoßung seiner Retterin auch endgültig siegen werde. Er ist zwar gekrönt, die Engländer sind geschlagen, ihr tapferster und vornehmster Führer, Talbot, ist begraben; aber noch lebt der kühne und tapfre Lionel, noch leben andre tüchtige Feldherren, und das engländische Heer befindet sich noch auf Frankreichs Boden. Wird es sich nicht ermannen, wenn der Soldat erfährt, daß seine gefürchtete Feindin, die Jungfrau, die Scharen der Franzosen nicht mehr anführt? Diese Gedanken, dieses Sinnen, diese tief erregenden tragischen Gefühle führen uns mit großer Spannung in den letzten Akt. Noch haben wir keine Ahnung, wie die Katastrophe sich gestalten werde.

(Sorgfältige Wiederholung dieses Vortrags; darnach Ausarbeitung des Themas: Wie hat Schiller im 4. Akte die Peripetie der Tragödie ausgeführt?*) Für den Aufsatz am Schlusse des 3. Aktes eignet sich das Thema: Worin liegt Johannas tragische Verschuldung?)

*) Man möge auch das Thema stellen: In welcher Weise benutzt Schiller den Charakter des alten Thibaut, um darauf die Peripetie der Tragödie zu gründen?

Der 5. Akt.

L. Johanna ist unter Führung des treuen Raimond in die Verbannung gegangen. Im wilden Walde haben die beiden Unglücklichen sich verirrt. Während am Himmel sich ein furchtbares Gewitter entladet, in der Nähe eine Schlacht tobt, erreichen sie eine Köhlerhütte. Aus dem Gespräche der beiden Bewohner erfahren wir eine Nachricht, die unser Interesse gewaltig erregt und auf den König zurückleitet. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Der Köhler sagt, seit Johanna in Rheims eine Hexe geworden und das Heer verlassen habe, gehe alles rückwärts, habe der Feind sich ermannt.

L. So haben unsere Ahnungen schnell genug Bestätigung gefunden. Johannas Leiden sind aber noch nicht beendigt. Sie trägt noch ihre Waffenrüstung. Daran erkennt der Köhlerjunge, daß sie die zu Rheims als Hexe verstoßene Heldin ist. Wie wirkt diese Mitteilung auf die abergläubischen Leute?

K. Sie reißen ihr den Becher mit dem Labetrunk vom Munde und verstoßen sie.

L. Wie wirkt die Behandlung auf Johanna?

K. Sie bleibt gefaßt und bittet nur Raimond in sanften Worten, er möge sie auch verlassen.

L. Inwiefern erfüllt das nun folgende Gespräch Raimond mit Verwunderung?

K. Sie erklärt ihm, daß sie keine Zauberin sei und alles mit Gottes Hilfe vollbracht habe.

L. Welche Gedanken verrät der ehrliche Raimond durch seine verwunderten Ausrufe und Fragen?

K. Er habe bisher auch die Überzeugung gehabt, daß sie ihre Thaten unter dem Beistande des Teufels ausgeführt.

L. Durch welche Worte giebt Johanna uns Einblick in ihr Gemüt?

K. Sie sagt, sie habe bei dieser Flucht in der Öde gelernt, sich selbst erkennen; sie sei jetzt geheilt, der Sturm in der Natur sei ihr Freund gewesen; sie habe im Herzen jetzt Frieden.

L. Ihre Seelenruhe wird plötzlich entsetzlich gestört. Königin Isabeau dringt mit Soldaten vor und nimmt sie gefangen. Diese Gefangennahme trägt sie mit Würde; aber da ertönt der für sie schreckliche Befehl, die Soldaten sollen sie zu Lionel führen. Der Dichter überläßt sie jetzt ihrem Schicksal und führt uns zu ihren frühern Freunden. (Liest den 7. und 8. Auftritt.) In welcher Stimmung befinden sich Dunois, der Erzbischof und Du Chatel?

K. Sie sind beschämt, daß sie so vorschnell gehandelt haben.

L. Der liebende, edle Dunois ist am meisten empört, denn er hat für Johanna bis zum letzten Augenblick gesprochen. Durch welche Nachricht werden alle insgesamt zu raschem Handeln bewogen?

K. Durch die Mitteilung des geretteten Raimond, daß Johanna von den Engländern gefangen sei.

L. Das französische Heer eilt unter des tapfern Dunois Führung zu ihrer Rettung herbei. Hören Sie nun den Schluß; er hält uns bis zum letzten Worte in atemloser Spannung. (Liest den Schluß.)

L. Welche Gefahr ist Johanna aus der Gefangennahme erwachsen?

K. Das Volk verlangt, man solle sie hinrichten und ihr Haupt von der Zinne des Turms, in dem sie gefangen gehalten wird, herunterwerfen.

L. Sie wird durch Lionel gerettet. Er zeigt offen, daß er sie liebt und zu seiner Gemahlin erheben will. Durch welche Worte beweist Johanna, daß sie jetzt ihre frühere irdische Liebe zu ihm ganz unterdrückt hat?

K. Sie fordert ihn kalt auf, alle Eroberungen herauszugeben, seine Heere aus Frankreich zu führen und allen Raub zu vergüten.

L. Wie zeigt sich jetzt wieder ihre frühere Gabe der Prophezeiung?

K. Sie sagt, Frankreich werde niemals Englands Fesseln tragen, die Macht der Engländer sei dahin.

L. Inwiefern scheinen ihre Worte sich zu bestätigen?

K. Die vorhin geschlagenen Franzosen rücken zum Angriffe vor.

L. Durch welche Maßregel beweisen die Engländer ihre Furcht vor der Macht der Jungfrau?

K. Sie lassen sie mit dreifachen Ketten umwinden, damit sie bei dem bevorstehenden Kampfe nicht schaden könne.

L. Sie befindet sich, von der Königin Isabeau bewacht, auf einem Wartturme, von dem aus das ganze weite Schlachtfeld gut zu übersehen ist. Die Königin steht mit gezücktem Dolche neben ihr, um sie niederzustoßen, sobald die Franzosen siegen sollten. Ein Soldat steigt auf Isabeaus Befehl oben auf die Zinne und berichtet, was unten im Getümmel der Schlacht vor sich geht. Inwiefern ist nach Johannas Worten dieser Kampf entscheidend?

K. Wenn er glückt, liegt der Feind ganz darnieder und muß Frankreich verlassen.

L. Die nun folgende Schilderung des Kampfes ist so meisterhaft, daß wir das Schlachtgetümmel lebhaft vor uns sehen. Zu welchem Zwecke giebt Schiller diese lebhafte Schilderung durch den Soldaten?

K. Damit Johanna und die Königin Isabeau sie erfahren und zum Handeln bewogen werden sollen.

L. Versuchen Sie die Schilderung den Hauptzügen nach wiederzugeben!

K. Graf Dunois sprengt vor mit den Gendarmen, den schwer Bewaffneten; der Herzog von Burgund greift die Brücke an. Der Kampf schwankt, am Graben ist ein fürchterliches Gedränge, dort kämpfen die Edeln; Lionel wird umzingelt; aber Fastolf befreit ihn und die Franzosen beginnen zu fliehen. Graf Dunois wird schwer verwundet, der König Karl VII., kenntlich am himmelblauen Mantel, verbrämt mit Gold, stürzt mit seinem Rosse und wird gefangen.

L. Johanna hat alle diese Berichte mit fieberhafter Aufregung angehört. Diese letzte Mitteilung macht sie zur löwenstarken Heldin. Sie zerbricht nach kurzem, inbrünstigem Gebete ihre Ketten, reißt dem nahestehenden Soldaten das Schwert aus der Hand und stürmt die Turmtreppen hinunter auf den Kampfplatz. Derselbe Soldat giebt Bericht, wie durch ihr Erscheinen die Schlacht sich wendet. Geben Sie mir auch darüber einen kurzen Bericht!

K. Sie schreitet mitten im Kampfe, ist bald hier, bald dort, alles weicht vor ihr; die Franzosen stellen sich aufs neue, die Engländer fliehen; sie haut ihren König heraus. Lord Fastolf stürzt, Lionel wird gefangen, die Schlacht ist entschieden; Bewaffnete dringen in den Turm und nehmen Isabeau gefangen.

L. Nun folgt der köstliche, dichterisch fein ausgearbeitete, tief ergreifende und versöhnende Schluß. Der König und die mit ihm geretteten und befreiten Seinigen umgeben die zum Tode verwundete, sterbende Johanna. Sie erwacht noch einmal zum Bewußtsein, als schon alle um sie trauernd klagen. Ihr erstes Wort ist eine Versicherung, daß sie keine Zauberin sei. Dann erfaßt sie das beseligende Bewußtsein, wieder geachtet, geliebt, verehrt von ihrem Könige und ihrem Volke, sich mitten unter den geretteten Freunden zu befinden. Sie verlangt nach ihrer Fahne. Jetzt darf sie der Jungfrau Maria wieder klar ins Antlitz schauen, denn durch Leiden und Tod hat sie die Heiligen versöhnt. Als man ihr die Fahne auf des Königs Wink reicht, wird sie sterbend noch einmal erhoben durch den frommen Glauben, der sie einst entzückt und berufen hat, Leben, Glück und Ehre für ihren König und für das Vaterland zum Opfer zu bringen. Mit dem freudigen Bewußtsein, daß sie rein und entsühnt die Erde verlasse, daß das große Werk siegreich beendigt sei, schwingt ihre Seele sich von der Erde auf zu des Himmels lichten Höhen. Lesen Sie ihre letzten Worte:

K. „Seht ihr den Regenbogen in der Luft?"
bis
„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude."

Versuchen Sie zum Schlusse unsrer Studie den Inhalt dieses letzten, so fein und geistreich komponierten Schlußaktes als Erzählung wiederzugeben!

Mustervortrag des Lehrers.

Die vom Könige und von den Edeln verstoßene, vom Volke als Hexe gemiedene Heldin irrt unter Führung ihres treuen Raimond im wilden Ardenner-

walde umher. Am Gewitterhimmel zucken die Blitze, rollt der Donner; in der Nähe hört man die Kanonenschläge und das Toben einer Schlacht. Da bietet sich den Verirrten eine Köhlerhütte dar. Die Bewohner reichen der Dürstenden den Labetrunk; aber der aus der Stadt heimkehrende Sohn erkennt sie an der Waffenrüstung und reißt ihr den Becher vom Munde. Als „Hexe von Orleans“ wird sie ins Elend getrieben. Sie bleibt sanft und gefaßt; denn in ihr ist jetzt Ruhe. Dem erstaunten Raimond, der in seiner Einfalt sich bisher dem allgemeinen Wahne der Menge angeschlossen, beweist sie klar ihre göttliche Sendung und teilt uns Kundigen mit, daß sie in der Öde gelernt hat, ihre Liebe zu Lionel ganz zu unterdrücken; daß jetzt in ihrer Seele tiefer Friede walte. Aber sie soll sich nicht lange dieses Glückes erfreuen. Der Wald ist umstellt, engländische Soldaten dringen auf die Verirrten ein. Königin Isabeau nimmt Johanna gefangen und befiehlt, die Unglückliche, Entsetzte zu Lord Lionel zu führen.

Mittlerweile haben die Helden im Lager König Karls sich besonnen und ihre Voreiligkeit bitter bereut. Graf Dunois will in seinem Zorn und Unmut die Undankbaren schon aufgeben, da vereinigen sich die Zürnenden schnell bei der durch Raimond überbrachten Nachricht, daß die unschuldige Johanna in die Hände der Engländer gefallen und als Gefangene in deren Lager geführt sei. Alle beschließen sofort das Heer zum Angriffe zu führen, um das Heldenmädchen zu befreien.

Johanna ist in einen im Lager befindlichen Wartturm geführt worden und wird im oberen Gemache von der Königin Isabeau in Person bewacht. Lord Lionel will sie retten, wenn sie seine Bewerbung annehmen, sein Weib werden wolle. Aber sie hat jeden Gedanken an irdische Liebe jetzt in sich erstickt. Sie weist ihn kalt von sich ab, fordert ihn wie eine gebietende Fürstin auf, alle Eroberungen herauszugeben, den Raub zu vergüten, Frankreichs Boden zu verlassen. „Nimmermehr,“ ruft sie in prophetischer Begeisterung ihm zu, „wird Frankreich Englands Fesseln tragen, es wird stets ein Grab für eure Heere sein.“ Da wird Lionel schleunigst abgerufen; die Franzosen rücken an und stellen sich zur Schlacht auf. Johanna wird bei dieser Nachricht so begeistert, daß man aus Furcht, sie könne entweichen, ihr dreifache Ketten anlegt. Sie achtet der Bande nicht und gedenkt nur der herrlichen Folgen, die dieser Kampf für Frankreich mit sich bringen werde. „Mein Volk wird siegen, und dann bedarf es keines weitern Erfolges.“ Sie selbst weiß, welches Schicksal ihr bevorsteht. „Ich werde sterben,“ sagt sie in Seelenruhe, „aber die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.“

Die Schlacht beginnt. Von der Zinne des Turmes berichtet ein Soldat den beiden Frauen, was auf dem Schlachtfelde vorgeht. Graf Dunois beginnt ungestüm mit seinen Rittern den Angriff, der Herzog von Burgund greift die Brücke an; am Graben, der das Lager umgürtet, erhebt sich ein wildes Ge-

dränge. Plötzlich wenden die Franzosen sich zur Flucht; Graf Dunois wird schwer verwundet; der König Karl, erkenntlich an seinem blauen mit Gold verbrämten Mantel, sinkt mit seinem verwundeten Rosse zusammen und wird gefangen. Da wird Johanna, die bisher in atemloser Spannung jede Mitteilung empfangen hat, von Verzweiflung gepackt, und dies Gefühl giebt ihr die alte Heldenstärke und Löwenkühnheit zurück. Nach kurzem, inbrünstigem Gebete zerbricht sie ihre Ketten, reißt dem nahe stehenden Soldaten das Schwert aus der Hand und stürmt die Turmtreppen hinunter, um ihren König zu befreien. Wie ein Racheengel erscheint sie auf dem Schlachtfelde; bald ist sie hier, bald dort. Die Franzosen ermannen sich, die Engländer fliehen. Sie haut ihren König heraus; Lord Fastolf sinkt; Lionel wird gefangen. Der Sieg ist entschieden; ihr König ist frei und mächtig, ihr Vaterland für immer von den verhaßten Feinden befreit. Tödlich verwundet ist das Heldenmädchen zusammengebrochen. Die Umstehenden, König Karl an der Spitze, halten sie bereits für verschieden; da richtet sie sich noch einmal auf. Ihr erstes Wort ist eine Versicherung, daß sie keine Zauberin, sondern in Wahrheit eine Gottgesandte sei. Dann wird sie ergriffen von dem beseligenden Gefühle, von ihrem Könige, ihrem Volke, von allen, für die sie sich geopfert, wieder geliebt und geehrt zu werden. In diesem seligen Bewußtsein verlangt sie nach ihrer Fahne. Sie darf jetzt der Himmelskönigin wieder klar ins Antlitz schauen, denn sie hat die Heilige versöhnt. Wie man ihr die geliebte Fahne reicht, wird sie sterbend noch einmal erhoben durch den frommen Glauben, durch den sie einst berufen worden, Leben, Glück und Ehre ihrem Könige und dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Mit dem freudigen Bewußtsein, daß sie entsühnt, rein die Erde verlasse, daß sie ihr großes Werk siegreich zu Ende geführt habe, schwingt ihre Seele von der Erde sich auf zu des Himmels lichten Höhen.

„Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude."

---

3. Wilhelm Tell.

Schauspiel.

1. Die Geschichte berichtet über die Ereignisse und die Thaten, welche das Drama uns vorführt, das Folgende:

Durch die Eroberung von Burgund unter Konrad II. war die Schweiz an das deutsche Reich gekommen. Die Herzoge von Zähringen gründeten im 11. und 12. Jahrhundert als Reichsverweser dort Städte, wie Bern, Freiburg,

Burgdorf. Später zerfiel das Land in eine Menge kleiner Gebiete, Freistädte und freie Landgemeinden, und in eine Anzahl unabhängiger Herrschaften vom bäuerlichen Freihof bis zur mächtigen Grafschaft. Alle diese Freischaften standen unmittelbar unter kaiserlicher Oberhoheit. Über die Landschaften am Vierwaldstättersee Schwytz, Uri und Unterwalden, die „Urkantone“, übten im Namen des Reiches die Grafen von Habsburg die Schirmvogtei und den Blutbann aus. Nachdem Rudolf von Habsburg deutscher Kaiser geworden war, bemühte er sich, diese Urkantone unter seine unmittelbare Herrschaft zu bringen, durch sie seine Hausmacht zu vergrößern und sie vom deutschen Reiche loszureißen. Sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Albrecht, sandte zu diesem Zwecke Vögte ins Land und gab ihnen Vollmacht, die Schweizer zu unterdrücken, um sie mit Gewalt seinem Willen fügsam zu machen. Die ärgsten Unterdrücker waren Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg. Da schlossen 1307 die Urkantone unter Führung von Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher auf einer Bergwiese, das „Rütli“ genannt, einen Freiheitsbund, erstürmten die Zwingburgen und vertrieben die Vögte. Geßler von Bruneck, der ärgste Tyrann, wurde von dem Schützen Tell, den er gezwungen hatte, vom Haupte seines eignen Sohnes einen Apfel zu schießen, um sein Kind und sich vom Tode zu erretten, bei Küßnacht erschossen. Die Rache für die Vertreibung seiner Vögte konnte Kaiser Albrecht nicht ausführen; denn er wurde von seinem Neffen Johann von Schwaben ermordet. Sein Nachfolger, Heinrich VII., der Luxemburger, bestätigte den Kantonen ihre Freiheit und Reichsunmittelbarkeit.

In Schillers Nachlaß finden sich viele Excerpte, welche beweisen, daß er zu diesem Drama sehr sorgfältige Studien gemacht hat. Mit Bestimmtheit hat man ermittelt, daß er benutzte: erstens die Chronisten Tschudi und Etterlin; ferner Stumpfs „Allgem. Eidgenossenschafts-Chronik“; Johannes von Müllers „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“; Scheuchzers „Naturgeschichte des Schweizerlandes“; Ebels „Schilderung der Gebirgsvölker in der Schweiz“; J. Graßers „Schweizerisches Heldenbuch“ und Meiners „Reisen“. Außerdem hat er mit seiner wunderbaren Begabung es wohl verstanden, Goethes mündliche Mitteilungen über seine Erlebnisse auf der Schweizerreise zu verwerten. Er selbst hat die Schweiz nie gesehen. Die Chronik von Tschudi hat ihm viel gutes Material geliefert.

(Wiederholung des historischen Vortrags. Diese zuletzt gegebenen Mitteilungen sind nur für den Lehrer bestimmt.)

Der 1. Akt.

L. (Nachdem er das Verzeichnis der Personen vorgeführt und die 1. Scene vorgelesen hat.) Der Dichter führt uns an das Ufer des Vierwaldstättersees in der Schweiz, an einen Platz, der Schwyz gegenüber liegt.*) Ein Fischerknabe, ein Alpenjäger, ein Hirte singen Lieder zum Preise ihres Landes und ihres Lebensberufes. Diese Lieder mögen Sie auswendig lernen. Mit welchem Gedichte von Goethe hat das Lied des Fischerknaben einige Ähnlichkeit?

K. Mit der Ballade „Der Fischer".

L. Schiller benutzte zu seinen schönen Versen eine in der Schweiz lebende Sage von einem Zaubersee. Er soll die Eigenschaft besessen haben, Menschen, die sich in der Nähe seiner Ufer schlafen legten, im Schlafe in seine Tiefe zu ziehen. Der Sennhirte nimmt Abschied von seinen Bergmatten und sonnigen Weiden, in denen er vom Frühlinge bis zum Spätsommer seine Herde geweidet hat. Der Schütze, der Alpenjäger preist sein Gewerbe, die Jagd. Er fragt dabei nicht nach den Jahreszeiten, nicht nach den Städten der Menschen. (Wiederholung.)

L. Ein Sturm zieht herauf, ein Unwetter, wie es in den von Felsen eingeschlossenen Seen gewaltig zu toben pflegt. Lesen Sie mir die Anzeichen, die von dem Hirten, dem Fischer und dem Jäger uns vorgeführt werden. Diese Schilderung ist so treffend, daß sie mit eignen Worten nur mangelhaft wiedergegeben werden kann. Merken Sie sich: die „Naue" ist ein Last- oder Frachtschiff; beim herannahenden Gewitter legt sich um den Gipfel des „Mythensteins" Gewölk, das ist seine „Haube".

K. (Lesen diese Schilderung.)

L. Aus dem Gespräche der Männer erfahren wir, daß die Herde dem reichen und edeln Grafen, dem Herrn von Attinghausen, gehört. Wir befinden uns auf dem westlichen Ufer des Sees, in Uri; auf dem östlichen liegt Schwyz. Ein verfolgter Mann, Baumgarten aus Allzell, eilt herbei, um sich über den See nach Schwyz zu retten. Beschreiben Sie mir, bevor wir weiter gehen, im Zusammenhange die Gegend, in der diese Scene sich abspielt.

K. Wir befinden uns am westlichen Ufer des Vierwaldstättersees in Uri; drüben am östlichen Ufer sieht man die Berge und Felsen von Schwyz. Die Felsenhäupter ringsum sind in Nebel gehüllt, ein Zeichen, daß ein Gewitter im Anzuge ist. In dem Augenblicke, als der verfolgte Baumgarten aus Allzell ankommt, bricht der Sturm, der Föhn, los, und der See wirft furchtbare Wellen.

*) Es ist unumgänglich notwendig, den Kindern eine gute Abbildung des berühmten Sees vorzuzeigen. Solche Abbildungen — meistenteils mit der „Tellskapelle" — sind häufig zu finden.

L. Baumgarten hat, um die Ehre seines Weibes und seines Hauses zu wahren, den Vogt Wolfenschießen mit der Axt erschlagen und will sich nach Schwytz hinüberretten, um den Verfolgern zu entgehen. Durch welche Scene werden wir nach der Schilderung seiner That in die größte Aufregung und Besorgnis versetzt?

K. Der Föhn braust so stark, daß der Fischer Kuoni sich nicht getraut, den Verfolgten überzusetzen.

L. Da kommt der Tell aus Bürglen mit seiner Armbrust. Seine erste Frage: „Wer ist der Mann, der hier um Hilfe fleht?“ nimmt uns sofort für ihn ein; denn er bleibt bei dieser Frage nicht stehen, sondern sucht zunächst den erfahrenen Fischer zur Rettung des Verfolgten zu bewegen. Aus welchen Worten des Fischers geht hervor, daß er auf Tells Urteil viel giebt?

K. Er sagt: „Da ist der Tell, er führt das Ruder auch; der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.“

L. Der See tobt jetzt in der That so fürchterlich, daß er mit einem Höllenrachen verglichen werden kann. Tell zögert anfangs auch; aber aus Besonnenheit. Beweisen Sie's!

K. Er sucht den erfahrnen Schiffer zu bewegen, der solche Fahrten besser verstehen muß, als er selbst.

L. Aus welchen Worten spricht seine thatkräftige, entschlossene Natur?

K. Aus den Worten: „Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft; die Stunde dringt, dem Mann muß Hilfe werden.“

L. Als der Fischer sich entschieden weigert, tritt er selbst für ihn zur Rettung ein. Aus welchen Worten geht hervor, daß ihn bei dieser That ein tiefer, heiliger Ernst beseelt?

K. Er sagt zu Baumgarten: „Aus des Vogtes Gewalt rett' ich euch; aus Sturmes Nöten muß Gott der Herr helfen.“ Ferner bittet er den Hirten, sein Weib zu trösten, falls ihm „was Menschliches“ auf dieser gewagten Fahrt begegnen sollte.

L. Dies erste Auftreten des Helden Tell erinnert uns an das erste Auftreten der gewaltigen Jungfrau von Orleans. Wir sehen vor uns den Mann der That, den tapfern, entschlossenen, thatkräftigen Helfer, den Feind der Tyrannen, den Freund aller Unterdrückten, den Mann, der nach seinen eignen Worten bei einem edeln Rettungswerke an sich selbst zuletzt denkt und um eines edeln Werkes willen selbst sein Leben aufs Spiel setzen kann. Die zu spät ankommenden Reiter des Vogtes Landenberg, die Verfolger, haben das Nachsehen. Durch welche Handlungsweise werden wir nun in die rechte tyrannische Unterdrückung der Schweizer eingeweiht?

K. Die Reiter rächen sich für den Fehlschlag der Verfolgung dadurch, daß sie die unschuldigen Hirten und Fischer dafür büßen lassen. Sie fallen in die Herde und zerstören die Fischerhütte.

L. So hat uns der Dichter, ähnlich wie im Prolog der „Jungfrau von Orleans“, hier in der 1. Scene mit dem Helden bekannt gemacht, uns den Schauplatz der Handlung vorgeführt und uns den Beweis geliefert, in welcher Weise die tyrannischen Vögte des Kaisers im Lande herrschen und wüten. (Wiederholung.)

L. (Liest die 2. Scene.) Der Dichter führt uns nach Schwytz, ans östliche Ufer des Sees, in die Wohnung des freien Landbesitzers Werner Stauffacher zu Steinen. Sein Gespräch mit Pfeifer von Luzern enthüllt uns die Sorgen, die den freien Landmann bedrücken. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Pfeifer dringt in Werner Stauffacher, nicht zu Österreich zu schwören, sondern fest am Reiche zu halten und seine alten Freiheiten zu bewahren. Ein andrer Kaiser könne gewählt werden; sobald er erst zu Österreich geschworen, gehöre er auf immer diesen Herrschern als Unterthan.

L. Sie wissen aus dem historischen Vortrage, den Sie zur Orientierung erhalten haben, daß Kaiser Albrecht die Vögte ins Land gesendet hatte, um die reichsfreien Schweizer zu zwingen, sich ihm persönlich, als dem Fürsten von Österreich, zu unterwerfen. Inwiefern hat Werner Stauffacher nun alle Ursache, besorgt und kummervoll auf Pfeifer zu hören?

K. Er wird von Pfeifer ermahnt, der Vögte Geiz und Übermut in Geduld zu ertragen.

L. Sein Gespräch mit Gertrud, seiner Gattin, ist so interessant, daß wir auf jedes Wort sorgsam zu achten haben. Die Gattin ist besorgt über ihres Eheherrn tiefen Ernst. Welche Gründe, meint sie, müßten ihn fröhlich stimmen?

K. Sie weist darauf hin, daß seine Herden glücklich von den Bergen heimgekehrt sind, sein Reichtum sich mehre, sein neues Haus reich und köstlich wie ein Edelsitz aussehe.

L. Stauffacher erwidert darauf ernst, „es wanke der Grund, auf dem er gebaut habe.“ Erzählen Sie mir, durch welche Mitteilung er diese schwere Besorgnis rechtfertigt.

K. Er erzählt, er habe vor kurzem, seines Werkes froh, unter der Linde seines neuen Hauses gesessen. Da sei der Landvogt Geßler mit seinen Reisigen vorbeigeritten. Obwohl er sich unterwürfig gezeigt und erklärt habe, dies neue Haus habe er vom Kaiser als Lehen, sei der Vogt dennoch wütend geworden und habe gerufen, er wolle nicht dulden, daß der Bauer Häuser errichte auf seine eigne Hand und frei hinlebe, als wäre er Herr im Lande.

L. Durch welche klugen Worte giebt die Gattin Gertrud ihrem Gemahl zu verstehen, daß sie seine Besorgnis wohl durchschaut?

K. Sie ist in ihres Vaters Hause als Tochter des edeln Iberg, des vielerfahrenen Mannes, in politische Verhältnisse wohl eingeweiht worden; denn sie hat zugehört, wenn beim Vater die Häupter des Volkes die Pergamente lasen und das Recht des Kaisers und des Landes erwogen. Sie hat, also gebildet, wohl erkannt, daß der Landvogt Geßler ihrem Gatten grollt, weil er ihm ein Haupthindernis ist, die Schwytzer für den Anschluß an das Haus Österreich zu gewinnen.

L. Stauffacher bestätigt ihre kluge Rede. Auf welche persönlichen Gründe für Geßlers Feindseligkeit weist sie hin?

K. Sie sagt, er sei ein jüngerer Sohn seines Hauses, habe nur seinen Rittermantel und beneide darum Stauffacher um seinen Reichtum und sein freies, nur dem Kaiser lehnspflichtiges Erbe.

L. Aus ihren Worten: „Willst Du erwarten, bis er seine böse Lust an Dir gebüßt? Der kluge Mann baut vor," ersehen wir, welche kühnen Pläne sie hegt. Sprechen Sie sich darüber aus!

K. Sie weist darauf hin, daß die Tyrannei der Vögte drüben überm See ebenso verhaßt sei wie hier. „Drum thät' es gut," sagt sie, „daß euer etliche, die's redlich meinen, still zu Rate gingen, wie man des Drucks sich möcht' entledigen."

L. Dies Wort der tapfern Frau hat die Seele des ernsten Mannes in furchtbaren Aufruhr versetzt. Er sieht wohl ein, daß der Rat kühn und auch gut sei; aber er weiß auch, welche schwere Kämpfe die Ausführung erfordern werde. Nennen Sie mir seine Gründe, diesen Rat nicht sofort zu befolgen.

K. Er sagt, diese That werde in die friedlichen Thäler Aufruhr bringen, werde dies Volk von Hirten zwingen, mit dem Kaiser, dem Herrn der Welt, den Kampf aufzunehmen. Die mächtigen Tyrannen warten nur auf solch eine Gelegenheit, um sofort unterm Schein gerechter Züchtigung die alten Freiheitsbriefe zu vernichten.

L. Das nun folgende hochinteressante Zwiegespräch zwischen den beiden Ehegatten*) bringt alle Gründe für und wider die That in kurzen, geistvollen Sätzen zur Anschauung. Durch welches energische Wort besiegt Gertrud zuletzt ihres Gatten ernste Besorgnis?

K. Als er auf ihr trauriges Schicksal hinweist, wenn die Männer tapfer fechtend sterben, ruft sie entschlossen aus: „Die letzte Wahl steht auch dem Schwachen offen: Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei."

*) Schiller bringt solche Zwiegespräche mit den kurzen, geistreichen Worten und Entgegnungen sehr gern; so auch Goethe. Beide ahmen dabei den großen griechischen Dramatiker Sophokles nach.

L. Durch welche Entschlüsse zeigt Stauffacher sich als besiegt?

K. Er will stehenden Fußes nach Uri fahren zu seinem Gastfreunde Walther Fürst und zu dem edeln gutgesinnten Bannerherrn von Attinghaus, um dort die geeigneten Schritte zu beraten.

L. Da kommt Tell mit dem geretteten Baumgarten vorbei. Durch welche Worte werden wir über den wackern Stauffacher noch mehr aufgeklärt?

K. Tell sagt zum Geretteten, er möge zu Stauffacher gehen, der sei ein Vater der Bedrängten.

L. (Liest die 3. Scene.) Die Scene wechselt: ein Beweis, daß wir hier ein eigentümliches Drama, ein Schauspiel, keine Tragödie vor uns haben. Der Dichter führt uns nach dem Flecken Altorf in Uri. Seine Absicht ist, uns die Unterdrückungen der tyrannischen Vögte noch eindringlicher und klarer als bisher zur Anschauung zu bringen. Schildern Sie mir die uns empörenden Vorgänge beim Bau der Feste!

K. Der Frohnvogt treibt die Leute wie Sklaven zur Arbeit, verschont selbst einen Greis nicht.

L. Weshalb muß der Zweck, zu dem die Feste gebaut wird, die Leute so empören?

K. Die Feste soll Zwing-Uri heißen und dazu dienen, die freien Schweizer zu unterdrücken.

L. Tell geht bei dieser Unterredung im Gespräch mit Werner Stauffacher vorbei. Durch welches Wort zeigt er seine Zuversicht, daß die Tyrannei zu besiegen sei?

K. Er sagt, auf die Burg weisend, was Menschenhände bauten, können Hände stürzen; das von Gott in den Felsen gegründete Haus der Freiheit stehe ewig.

L. Nun sind die beiden Männer Zeuge der empörenden Aufrichtung des Hutes von Österreich. Der Vogt läßt ihn auf eine Stange mitten auf dem Markte von Altorf aufpflanzen und verlangt, daß jeder Vorübergehende zum Zeichen der Verehrung das Knie beugen und das Haupt entblößen solle. Ganz abgesehen von dieser die Menschen entwürdigenden Forderung enthüllt dieser Befehl ein schmachvolles Mittel zur Unterdrückung der Freiheit. Inwiefern?

K. Der Hut ist das Zeichen von Österreich. Mit Recht weist der Geselle darauf hin, daß es nicht die kaiserliche Krone ist.

L. Wie wirkt diese That auf Tell und Stauffacher?

K. Stauffacher bleibt bei seinem Vorsatz; Tell fordert auf zu Geduld und Schweigen.

L. Stauffacher erklärt die Tyrannei für unleidlich; Tell meint, sie werde schnell wie ein Sturm vorübergehen; die Bedrücker werden von selbst ermüden,

wenn man sie nicht aufreizt. Aus welchen Gründen will er von einer Verschwörung, einem Bunde, fern bleiben?

K. Er sagt, ein jeder zähle nur sicher auf sich selbst; der Starke sei am mächtigsten allein.

L. Schreiben Sie dies Wort in Ihre Sammlung; es hat Geltung für einzelne Fälle, wo es sich darum handelt, große Thaten auszuführen, ein Land zu regieren, ein Heer zu befehligen. Auch für kleinere Verhältnisse paßt es; sobald bei einem Unternehmen, bei der Leitung einer Anstalt „viele Köche den Brei verderben würden"; wo es sich darum handelt, daß der Geist eines tüchtigen Führers oder Leiters alle Untergebenen zu gemeinsamem segensreichem Handeln anregt und begeistert. Trotzdem will uns diese Absonderung nicht gefallen, so daß wir geneigt sind, mit Stauffacher zu fragen, ob das Vaterland in seiner Not auf Tell nicht zählen dürfe. Durch welchen Hinweis werden wir beruhigt?

K. Tell will helfen, sobald man ihn zu bestimmter That auffordert; er will nur nicht an den Beratungen teilnehmen.

L. Beachten Sie dies Wort! Als der Dichter uns die Jungfrau von Orleans vorführte, stellte er sich die Aufgabe, uns den gewaltigen Geist dieses Heldenmädchens durch ihre geistvollen Reden zur Anschauung zu bringen. Bei Tell zeigt er im Gegenteil, daß dieser Held nur ein redlicher, treuer Mann, ein Retter der Verfolgten, ein unerschrockner Mann der That, aber kein Denker ist, keinen hervorragenden Geist besitzt. Viel Reden und Beraten ist nicht seine Sache. Man rufe ihn zur bestimmten That, da wird er nicht fehlen. Wir ersehen daraus, daß er nicht wie die thatkräftigen und mit großem Geist begabten historischen Helden als Parteiführer in einer Tragödie auftreten, einen schweren Lebenskampf als Hauptperson durchführen kann. Er ist nur ein einfacher Schweizer, ist ein kernhafter Teil des großen Volksganzen, das hier handelnd vorgeführt wird. Wiederholen Sie diesen Vortrag!

L. (Nachdem er die 4. Scene gelesen.) Werner Stauffacher tritt in die Wohnung seines Gastfreundes Walther Fürst in Uri. Zuvor erfahren wir aus einem Gespräche des Wirtes mit seinem Schützling, dem jungen Arnold von Melchthal, welcher neuen Gewaltthat sich der Vogt von Landenberg schuldig gemacht hat. Schildern Sie mir diese Vorgänge!

K. Der Vogt, der „Landenberger", hat seinen Buben zu dem jungen Melchthal geschickt, um ihm auf dem Felde als Strafe für ein kleines Vergehen die Ochsen vom Pfluge zu spannen. Der junge Mann ist über die frechen Reden dieses Buben empört worden und hat ihm die Finger zerschlagen. Nun verbirgt er sich flüchtig bei Walther Fürst in Uri.

L. Wie Werner Stauffacher klopft, muß Melchthaler sich verbergen. Von seinem verborgenen Gemache aus hört er mit Entsetzen die Mitteilung, wie der Landenberger seinen alten Vater behandelt hat. Schildern Sie es mir!

K. Er hat den alten Vater zur Strafe für die That seines Sohnes foltern und ihm die Augen ausstechen lassen.

L. Der Jüngling erfährt dazu noch die schreckliche Botschaft, daß sein greiser Vater nun nackt und blind sein Brot erbetteln muß. Diese Unthaten bringen die Entschlüsse behufs Abwehr der Tyrannei zur Reife. Inwiefern müssen Walther Fürst und Stauffacher ein ähnliches Schicksal fürchten?

K. Melchthal sagt, daß sein Vater nur deshalb so hart verfolgt sei, weil er auch gegen den Anschluß an Österreich gewesen sei und gesprochen habe.

L. Auf welchen Grund stützen sich die Männer in ihrem Entschluß, jetzt selbständig zu handeln?

K. Sie sagen, ihr Unterdrücker sei der Kaiser selbst; deshalb könne ein Vermittler ihnen nichts helfen, sie müßten sich auf Gottes Beistand und ihren eignen Arm verlassen.

L. Welcher Entschluß wird nun gefaßt?

K. Stauffacher soll die Männer in Schwyz, Walther Fürst die in Uri erforschen, Arnold von Melchthal will sich auf Gebirgswegen, auf geheimen Pfaden, nach Unterwalden begeben, um dort Freunde zu werben.

L. Wo soll die Beratung stattfinden?

K. Dem Mytenstein gegenüber auf einer verborgenen Gebirgswiese, das „Rütli“ genannt, an der Grenze der beiden Kantone.

L. In welcher Weise will man dort Beratung pflegen?

K. Jeder soll zehn vertraute Männer dort auf geheimen Gebirgspfaden hinführen, um das Wohl des Landes zu besprechen und dann mit Gott frisch zur That zu schreiten.

L. Der 1. Akt ist zu Ende. Sie wissen, daß er die Exposition enthält. Ort und Zeit der Handlung wird uns sofort bekannt gemacht. Der Dichter führt uns auch die handelnden Personen vor. Es sind die drei Männer, welche als Vertreter der drei von den Landvögten schwer unterdrückten Kantone den Kampf gegen die Tyrannei wagen wollen. Weshalb müssen wir ganz davon absehen, daß der Titelheld des Schauspiels, Wilhelm Tell, diesen Kampf ausführt?

K. Er hat sich geweigert, an diesen Beratungen teilzunehmen, will nur zu einer bestimmten That gerufen sein.

L. So haben wir das eigentümliche Schauspiel zu erwarten, ein Volk handeln zu sehen. Die Gegenspieler sind die tyrannischen Vögte als Männer, die den Willen ihres Herrn, des Kaisers, ausführen. Der Kampf, die Handlung des Stückes, ist ein heiliger, ein Kampf um das Recht und um die Freiheit, um die heiligsten Güter des Lebens.

Versuchen wir nun, uns den Inhalt dieses 1. Aktes, der Exposition, in kurzen Worten vorzuführen.

Mustervortrag des Lehrers.

Die 1. Scene enthält ähnlich wie in der Tragödie „Die Jungfrau von Orleans" eine Art von Prolog; eine Handlung, die geeignet ist, uns den Helden des Schauspiels sprechend und handelnd vorzuführen. Wir befinden uns am westlichen Ufer des Vierwaldstättersees in Uri, gegenüber auf dem östlichen liegt Schwyz. Ein Hirte, ein Jäger und ein Fischer führen uns durch ihre Lieder und ihre Gespräche in das Leben der Schweizer ein. Da naht ein verfolgter Mann, Baumgarten aus Allzell. Er hat, um die Ehre seines Hauses und seines Weibes zu retten, den verbrecherischen Vogt Wolfenschießen mit der Axt erschlagen und will sich nach Schwyz retten. Aber der furchtbare Gebirgswind, der Föhn, ist losgebrochen und der See tobt in wilden Wellen und droht wie ein Höllenrachen, jedes Fahrzeug zu verschlingen. Der Fischer weigert sich, die gefährliche Fahrt zu unternehmen; da naht der Schütze Wilhelm Tell aus Bürglen. Wie er die Gefahr des redlichen, mit Unrecht verfolgten Mannes erkennt und einsieht, daß vom Fischer keine Hilfe zu erwarten sei, will er im Vertrauen auf Gottes Hilfe die Rettung selbst versuchen. Er läßt seinem Weibe Lebewohl sagen, falls „ihm etwas Menschliches begegnet", ergreift das Ruder und führt den Kahn mit fester Hand durch die Wellen. Die Verfolger, die Reiter des Vogtes, kommen zu spät und rächen sich in frevelhafter Weise an den unschuldigen Hirten und Fischern, weil sie die Rettung nicht verhindert haben.

Dieser Akt roher Gewaltthat wird durch ähnliche Vorgänge zu einem Bilde der tyrannischen Unterdrückung des freien Schweizervolkes erweitert. Der Dichter führt uns nach Schwyz ans östliche Ufer des Sees in die Wohnung des reichsfreien Landmannes Werner Stauffacher. Das Gespräch mit seinem Freunde Pfeifer von Luzern hat ihn zu tiefer Besorgnis erregt. Er weiß, daß die Vögte ihn hassen, weil er treu zum Reiche hält und sich jedem Ansinnen, zum Hause Österreich zu schwören, hartnäckig und standhaft widersetzt. Er weiß, daß die tyrannischen Vögte begierig jede Gelegenheit ergreifen werden, um ihm mit einem Schein des Rechtes Hab und Gut zu rauben. Nur vor wenig Tagen, erzählt er seiner besorgten treuen Gattin Gertrud, habe der Vogt Geßler beim Vorbeireiten ihm offen erklärt, „er wolle es nicht dulden, daß der Bauer Häuser baue auf eigne Hand und frei hinlebe, als sei er Herr im Lande". Die kluge Frau, des weisen Iberg Tochter, ist in alle diese Verhältnisse wohl eingeweiht. Sie weist mit Entschlossenheit darauf hin, daß Stauffacher handeln müsse, um den fernern Schritten der Tyrannen vorzubeugen. Er solle sich mit redlichen Männern in Uri und in Unterwalden verbünden, um zu beraten, wie man des Druckes sich entledigen könne. Besorgt und zögernd weist der ernste Gatte auf die Folgen hin. Das kleine Gebirgsvolk wird gegen den

Herrn der Welt, gegen den Kaiser kämpfen müssen, ein furchtbarer Krieg wird die Thäler verheeren. Aber die Überredungskunst der klugen Frau siegt, und als sie ihm entschlossen erklärt, daß sie im äußersten Notfalle, um der Sklaverei zu entgehen, nicht zögern werde, den Tod in den Fluten zu suchen, da umarmt der Mann freudig sein edles, tapferes, hochherziges Weib und beschließt, sofort zur That zu schreiten. Mit Tell, der ihm den geretteten Baumgarten zuführt, eilt er hinüber nach Uri zu seinem Gastfreunde, Herrn Walther Fürst, um hier Näheres zu beraten.

In Uri sind die beiden Männer Zeugen neuer unerhörter, tyrannischer Unterdrückungen und Gewaltthaten. Der Vogt läßt eine Burg, „Zwing-Uri", bauen, um die Freiheit zu unterdrücken. Das Volk wird mit Gewalt zu Frohndiensten getrieben, um seine eignen Kerker zu errichten. Noch mehr! In dem Flecken Altorf, den die beiden Männer passieren, sehen sie einen Auflauf. Der Vogt Geßler läßt auf einer Stange den Hut von Österreich aufpflanzen und den Befehl verkünden, daß jeder Vorübergehende vor diesem Zeichen Österreichs das Knie beugen und das Haupt entblößen solle. Werner Stauffacher wird durch diese Beobachtungen in seinem Vorhaben bestärkt; Tell weist seine Aufforderung, dem Bunde beizutreten, entschieden ab. „Ich bin," sagt er, „ein Mann der That. Ruft mich zu bestimmtem Handeln, und es soll an mir nicht fehlen, aber ich kann und will nicht mit euch raten." Sein Geist ist nicht hervorragend genug, um der Führer eines so großen, sorgfältig geplanten Unternehmens werden zu können. Er fühlt sich nur als ein kernhafter Teil seines Volkes, als unerschrockner, kühner, thatkräftiger Mann, der ohne jede Rücksicht auf sich und sein eignes Wohl zu jeder Zeit bereit sein wird, sich der Armen und Unterdrückten, der frevelhaft Verfolgten anzunehmen. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt" ist sein Wahlspruch, wo es gilt, für seine Mitbürger in den Kampf einzutreten. Er wird dem Vaterlande, dem Bunde nicht fehlen, sobald es zum Handeln kommt, nur mit den Beratungen möge man ihn verschonen. Grübeln, Nachsinnen, klüglich eine Sache erwägen, ist seiner Natur nicht angemessen. Aus diesen Betrachtungen erkennen wir leicht, daß die Handlung hier nicht von ihm, dem Titelhelden des Stückes, sondern vom ganzen Volke ausgeht. Die beiden kämpfenden Parteien sind die Schweizer auf der einen, ihre Gegner, die tyrannischen Vögte, als Vertreter der kaiserlichen Macht, auf der andern Seite. Den Inhalt des Kampfes bildet die Befreiung eines ungesetzlich geknechteten Volkes von seinen tyrannischen Unterdrückern.

Wie arg diese Tyrannen hausen, wird uns bei der Unterredung zwischen Stauffacher und Walther Fürst mitgeteilt. Zu Walther Fürst hat sich aus Sarnen, wo der Vogt, der „Landenberger", haust, ein Jüngling, Arnold von Melchthal, gerettet. Er hat dem frechen Buben des Vogtes, der ihm die Ochsen vom Pfluge spannen wollte, im Zorn die Finger zerschlagen, ist flüchtig

geworden und muß sich bei Herrn Walther Fürst verborgen halten. In seiner Nebenstube erfährt er aus dem Munde des nichts ahnenden Stauffacher, daß der Vogt seinen alten Vater habe foltern und ihm die Augen ausstechen lassen, um ihn für die That seines Sohnes zu bestrafen. In der nun folgenden erregten Stimmung beschließen diese drei Männer, auf einer an den Grenzen der Kantone, tief im Gebirge gelegenen Bergwiese, dem „Rütli“, zusammenzukommen. Stauffacher solle in Schwytz, Walther Fürst in Uri, Arnold von Melchthal in Unterwalden je zehn erprobte, treue Männer gewinnen, dort an der Beratung teilzunehmen. Da ihr Gegner und Unterdrücker der Kaiser selbst sei, so müsse jetzt Gott ihnen helfen durch ihren eignen Arm. Eine Vermittlung durch Unterhändler, durch Sendboten, edle Vertrauensmänner, sei jetzt völlig ausgeschlossen. Dieser Beschluß zum thatkräftigen Handeln führt als erregendes Moment uns mit hohem Interesse in den nächsten Akt.

Der 2. Akt.

L. (Nachdem er die 1. Scene gelesen.) Der Dichter will uns in alle Verhältnisse des Schweizerlandes einweihen. Bisher haben wir nur das Volk, Hirten, Jäger, Fischer, Arbeiter, Handwerker und freie Bauern kennen gelernt. Jetzt wird uns das Leben an einem Edelhofe vorgeführt. Der edle alte Freiherr von Attinghausen ist einer der großen, mächtigen Herren, die, wie einst die Grafen von Habsburg, im Namen des Reiches die Schirmvogtei und den Blutbann ausübten. Er ist 85 Jahre alt, welterfahren und weise. Aus welcher Handlung geht hervor, daß er mit seinen Leuten in echt patriarchalischer, väterlicher Weise lebt?

K. Er teilt den Frühtrunk mit seinen Knechten. Vormals, sagt er, sei er selber mit ihnen in Feld und Wald hinausgezogen, ihren Fleiß zu regieren; jetzt könne er nur noch den Schaffner machen.

L. In seinem Neffen, dem ritterlichen, jungen Ulrich von Rudenz, lebt ein andrer Geist. Aus welcher Handlung kann man diesen Unterschied erkennen?

K. Er weigert sich, mit den Knechten aus einem Becher zu trinken.

L. Die nachfolgende Unterredung läßt uns erkennen, zu welcher Partei sich der junge Ritter schlagen will. Er geht fein geschmückt nach Altorf, um sich Österreich anzuschließen. Welche Gründe führt er für sein Benehmen an?

K. Er sagt, er könne es nicht ertragen, als Bauernadel gescholten zu werden. Allenthalben ernten die jungen Ritter, welche sich unter Habsburgs Fahnen sammeln, Ruhm und Ehre, ihm rosten in der Halle Helm und Schild, er höre nichts als den Kuhreihen und das einförmige Geläut der Herdeglocken.

L. Welche Ansicht hegt er über die Reichsunmittelbarkeit?

K. Er sagt, vom Kaiser habe das Land keinen Vorteil, der wechsle beständig. Vorteil könne man nur vom Anschluß an einen mächtigen Lehnsherrn erwarten.

L. Seine Worte sind die eines unbesonnenen, kurzsichtigen Jünglings. Auf welche Folgen einer Unterwerfung unter Österreich weist der alte Freiherr ernst hin?

K. Er sagt, er werde bald fühlen, was es heißt, ein Fürstenknecht sein, seine freie Seele verkauft zu haben, während er ein Fürst sein könne auf eignem Erbe und freiem Boden.

L. Der junge, thatendurstige Ritter ist noch nicht überzeugt. Er meint, das kleine Land der Schweiz sei ringsum bereits von dem mächtigen Österreich eingeschlossen. Darum sei es weise Vorsicht, sich anzuschließen an ein mächtig Haupt. Durch welche Worte weist der alte Freiherr ihm seine Thorheit nach?

K. Er sagt, er möge doch nur nachsehen, wie Österreichs Herrschaft auf den Ländern lastet. Sobald sich die Schweizer diesem Herrn anschließen, wird er gar bald ihnen die Schafe und Rinder zählen, die freie Jagd verbieten, überall Zoll einfordern und mit dem Gelde und dem Blute der freien Schweizer seine Kriege bezahlen.

L. Der junge Mann hat von der Kraft und Kühnheit der Schweizer noch keine Vorstellung. Da weist ihn der alte Freiherr ernst zurecht und lehrt ihn, dies von ihm verachtete Volk von Hirten kennen zu lernen. Dabei spricht er herrliche, ewig schöne und denkwürdige Worte aus. Lesen Sie diese herrlichen Aussprüche!

K. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an" 2c.

L. Schreiben Sie diese Worte in Ihre Sammlung von Sinnsprüchen. Der alte Freiherr hat erkannt, daß der Jüngling noch durch eine besondere Absicht sich zu dem Landvogt hingezogen fühlt. Er bewirbt sich um Bertha von Bruneck, Geßlers Verwandte. Wir überlassen ihn vorläufig seinem Schicksal. (Liest die berühmte 2. Scene.)

Sie werden alle dieser meisterhaften Schilderung der Tagung auf dem „Rütli" mit großem Interesse gefolgt sein. Solche Schilderungen kann nur der große Schiller geben. Man kann sie nicht wiedergeben, nur staunend und freudig genießen. Sie sind wahr und lebendig wie das Leben selbst. Geben Sie mir nur in der Kürze an, welchen Bemühungen sich Arnold von Melchthal unterzogen hat, um der großen Sache zu dienen.

K. Er ist im wildesten Gebirge umhergeirrt und hat überall bei den Männern, zu denen die Kunde von den Frevelthaten der Vögte bereits gedrungen war, thatkräftige Unterstützung gefunden. Sie haben die rostigen Schwerter von der Wand gelangt und versprochen, zu thun, was Herr Walther Fürst und Werner Stauffacher beschließen würden.

L. Er hat in seinem Eifer sich sogar in des Löwen Höhle gewagt, hat, als Pilger verkleidet, die Burgen Roßberg und Sarnen besichtigt, um die schwachen Punkte zu erspähen, von wo aus sie bei einem Überfall leicht erobert werden könnten.

L. Die Landleute der drei Kantone eilen von verschiedenen Seiten herbei. Welche wackre Gesinnung enthüllen bei der gegenseitigen Vorstellung der Mei'r von Sarnen und Itel Reding?

K. Sie erklären, vor Gericht wegen eines Streites um ein Erbstück Feinde zu sein; aber hier geben sie sich die Hand als Freunde.

L. Welcher Umstand beweist, daß dieses Bündnis als ein frommes, Gott wohlgefälliges Werk betrachtet wird?

K. Der fromme Diener Gottes, der würdige Pfarrer Rösselmann aus Uri, kommt auch mit seinem Sigrist, seinem Küster, herbei.

L. Nachdem alle beisammen sind, stellen sich die 33 Männer um das Feuer, und Walther Fürst nimmt das Wort. Dem redlichen, offnen Manne widerstrebt es, daß die Männer heimlich in der Nacht zur Beratung zusammen kommen. Durch welche Worte heiligt der Geistliche diese Verschwörung?

K. Er sagt, man dürfe sich hier als ein ganzes Volk betrachten; drum solle man nach alten Bräuchen tagen. Gott, unter dessen Himmel sie stehen, sei überall, wo man das Recht verwaltet.

L. Schildern Sie mir, in welcher Weise die Beratung nach alter Satzung vollzogen wird.

K. Man pflanzt die Schwerter der Gewalt auf und wählt aus den drei Kantonen einen Landammann als Vorsitzenden.

L. Schildern Sie mir, wie der edle Wettstreit um diesen Vorrang entschieden wird.

K. Unterwalden tritt freiwillig als hilfeflehender Kanton zurück. Stauffacher will Uri den Vorzug geben, weil sein Banner bei den Römerzügen voranzieht, der Pfarrer entscheidet, daß Schwytz bei der Beratung voranstehen solle. Da erwählt man auf Stauffachers Vorschlag einstimmig Itel Reding, den Altlandammann, zum Führer.

L. Der Vorschlag zeugt von edler Bescheidenheit. Inwiefern ist dieser Rat auch ein sehr kluger?

K. Er beseitigt jede Eifersucht und Zwietracht.

L. Reding schwört, da die heiligen Bücher nicht zur Stelle sind, beim ewigen Himmel, sich nimmermehr vom Rechte zu entfernen, und fragt dann, auf sein Schwert gestützt, die ihn umgebenden Mitbürger, welches der Inhalt des neuen Bundes sein solle. Geben Sie mir in der Kürze den Inhalt der Erzählung an, die Stauffacher vorbringt.

K. Er weist darauf hin, daß sie alle eines Stammes sind. In uralten Zeiten hat bei großer Teuerung im Norden ein mächtiges Volk beschlossen,

jeden zehnten Bürger nach dem Los mit Weib, Kindern und der gesamten Habe ins Elend zu schicken, um sich neue Wohnsitze zu erkämpfen. Die Auswandrer seien hier in dies damals öde Gebirgsland am Vierwaldstättersee gekommen, haben zuerst Schwytz gegründet und sich dann rings um den See Wohnsitze erobert, so seien sie eines Herzens, eines Bluts.

L. Diese Worte begeistern alle zu voller Einmütigkeit. In welcher Weise begründet Stauffacher das Verhältnis zum deutschen Kaiser?

K. Er sagt, die freien Schweizer haben den deutschen Kaiser freiwillig als ihren Oberherrn anerkannt und sich ihm zu Kriegsdiensten verpflichtet. Diese Pflicht, das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt, sei die einzige Pflicht der freien Männer. „Was drüber ist," bemerkt Melchthal, „ist Merkmal eines Knechtes."

L. In welcher Weise erklärt Stauffacher des Kaisers Recht, den Blutbann?

K. Er sagt, in Fällen schwerer Anklage habe der Kaiser das Recht, in seinem Namen das Land durch einen mächtigen Grafen verwalten zu lassen. Die Schweizer seien niemals Knechte gewesen.

L. Durch welche That beweist Stauffacher, daß sie selbst dem Kaiser gegenüber als freie Männer gehandelt haben?

K. Als die Leute von dem Gotteshaus Einsiedeln gegen alles Recht Anspruch auf eine Alp machten, widersetzten die Schweizer sich dem Kaiser und erkämpften ihr gutes Recht.

L. Darnach kommt Stauffacher auf die gegenwärtigen Bedrückungen zu sprechen, und da steigert sich seine Sprache und wird erhaben. Lesen Sie mir seine herrlichen Worte, die er unter allgemeiner, freudiger Zustimmung spricht, vor.

K. „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht" ꝛc.
. . . bis
„Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder."

L. Schreiben Sie diese edeln Worte in Ihre Sammlung von Sinnsprüchen und lernen Sie diese köstlichen Sprüche, sowie alle übrigen, sorgsam auswendig. Die einzelnen Sprüche Ihrer Sammlung sollen Ihnen Ihr Lebelang stets zu freier Verfügung stehen, so wie die frommen Sprüche aus der Bibel.

L. Mit Recht erinnert jetzt der fromme Geistliche, daß es einen Weg giebt, den blutigen Krieg zu vermeiden. Er selbst verachtet das Mittel; hält es aber für seine Pflicht, alle Anwesenden zu veranlassen, sich darüber auszusprechen. Wie nehmen die Männer diesen Vorschlag, zu Österreich zu schwören, auf?

K. Sie werden zornig und erklären, wer von Ergebung an Österreich spreche, sei rechtlos und aller Ehren bar; das solle Gesetz sein.

L. Wie zeigt Rösselmann, der Pfarrer, seine volle Zustimmung?

K. Er sagt: „Jetzt seid ihr frei; ihr seid's durch dies Gesetz!"

L. Auf eine andre Art sucht der bedächtige alte Itel Reding Einwände zu erheben. Er fragt, ob man schon versucht habe, bei dem Kaiser über die Bedrückung Klage zu führen. „Gott hilft," betont er, „nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen!" Erzählen Sie mir, wie dieser besonnene Einwand beseitigt wird.

K. Konrad Hunn erzählt, er sei beim Kaiser gewesen, um über der Vögte Druck zu klagen und den alten Freiheitsbrief zu holen. Man habe ihn an die Schreiber verwiesen und mit leeren Entschuldigungen abgefertigt. Herzog Johann von Schwaben, des Kaisers Neffe, dem er sein Erbteil widerrechtlich vorenthalten, habe den Schweizern zugerufen, sie sollen sich selber helfen, hier sei auf Recht nicht zu hoffen.

L. Welchen Plan spricht Walther Fürst klar und einfach aus?

K. Sie wollen die Vögte mit ihren Knechten verjagen; wenn's sein kann, ohne Blutvergießen. Dazu sollen die festen Schlösser gebrochen werden. Das Verhältnis zum Kaiser soll unangetastet bestehen bleiben.

L. Auf welche Weise wollen sie die Burgen erobern?

K. Am Weihnachtsfeste ist es Sitte, Geschenke in die Burgen zu bringen. Dann sollen die Männer heimlich spitze Eisen mit sich führen, die leicht an ihre Stäbe gesteckt werden können. Während sie sich mit Hilfe dieser Waffen der Thore bemächtigen, rufen sie durch Hörnerklang ihre, im Hinterhalte lauernden Freunde herbei.

L. Die Burg Roßberg übernimmt Melchthal zu erobern. Geßler allein ist gefürchtet; selbst der Vorschlag von Baumgarten, ihm den Kampf gegen diesen Tyrannen anzuvertrauen, kann die Bedenken nicht heben. Man hofft auf einen günstigen Augenblick. Darnach vereinigen sich die Eidgenossen unter der Führung des tapfern und frommen Geistlichen zu einem feierlichen Eidschwur. Lesen Sie ihn vor!

K. „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern"
. . . bis
„Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

L. Schreiben Sie diesen Schwur in Ihre Sammlung. Durch welchen Hinweis zügelt der weise Stauffacher jede voreilige Privatrache?

K. Er sagt: „Raub begeht am allgemeinen Gut, wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache", und weist die Eidgenossen an, bis zu dem verabredeten Tage alles Unrecht still und geduldig zu ertragen.

L. Diese Verhandlungen sind so wichtig, sind für die Berechtigung der Schweizer zur Abschüttelung des fremden Joches so entscheidend, daß wir sie im Zusammenhange uns vorführen wollen.

Mustervortrag des Lehrers.

Die drei Verbündeten kommen mit ihren 30 geworbenen Freunden in der Nacht auf geheimen Pfaden über das Gebirge, auf Kähnen über den See, und vereinigen sich auf der verborgenen Gebirgswiese, dem „Rütli". Arnold von Melchthal schildert Stauffacher seine gefährlichen Wanderzüge. Seine Mitteilungen erheben unsre Seele, denn sie geben uns ein treues Bild von der Redlichkeit, dem Freiheitssinn und tapfern Mut der alten Schweizer. Die gleiche Erhebung bereiten uns die treuherzigen Worte der beiden Gegner, Mei'r von Sarnen und Itel Reding. Sie streiten um ein Erbland, sind Feinde vor Gericht; aber hier, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes, um die gemeinsame Sache handelt, reichen sie sich die Hände zu treuem Bunde.

Walther Fürst ergreift das Wort. Er redet die um das Feuer im Kreise stehenden Landsleute an und spricht als offner, ehrlicher Mann sein Bedauern aus, daß sie hier wie Verbrecher sich im Schutze der Nacht versammeln müßten. Ihm entgegnet der fromme Pfarrer Rösselmann, der herbeigeeilt ist, um der guten Sache die heilige Weihe zu geben: „Hört mich, ihr Eidgenossen! Wir stehen hier als Vertreter eines ganzen Volkes; so laßt uns tagen nach den alten Bräuchen. Gott ist überall, wo man das Recht verwaltet."

Diese Worte finden vollen Beifall; man beschließt, nach alter Väter Sitte zu tagen, die Schwerter der Gewalt aufzupflanzen und einen Landesamman zu wählen. Nachdem der edle Wettstreit zwischen Unterwalden, Schwytz und Uri durch den Pfarrer Rösselmann entschieden ist, vereinigen sich auf Stauffachers Rat alle Anwesenden, dem Altlandamman Itel Reding den Vorsitz zu übergeben. Der ebenso weise wie staatskluge Rat erweist sich als vortrefflich; denn jede Spur von Eifersüchtelei wird dadurch beseitigt.

Itel Reding tritt vor die aufgepflanzten Schwerter der Gewalt, leistet seinen Schwur, das Recht treulich zu wahren, bei den ewigen Sternen, stützt sich auf sein Schwert und fragt, was der Inhalt dieses neuen Bundes sein solle. Ihm antwortet Stauffacher zunächst durch eine Erzählung. In uralter Zeit seien ihre Vorfahren von Norden her eingewandert, haben hier am Vierwaldstättersee Wohnsitze genommen, die wilde Gegend in blühende Gefilde verwandelt und sich stets als **eines** Herzens, **eines** Blutes gefühlt. Darauf haben sie sich als Herrn den deutschen Kaiser erwählt und ihn in allen seinen Kriegen als Lehnsleute Kriegsdienste geleistet. „Denn," sagt der Redner, „herrenlos ist auch der Freiste nicht; ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter. Des Freien einzige Pflicht sei, das Reich zu schirmen, das ihn selbst beschirmt; was drüber ist, ist Merkmal eines Knechtes." Die Schweizer seien stets frei gewesen, haben des Kaisers Schlachten schlagen helfen. Der Kaiser habe durch mächtige Grafen den Blutbann ausüben lassen. Solch ein Graf sei herbeigerufen worden, wenn Blut-

schuld kam. Dann habe er als Statthalter des Kaisers Recht gesprochen. Wenn der Kaiser das Recht beugen wollte, wie vor Zeiten, als er dem Kloster Einsiedeln in ungerechter Weise eine Alp zusprechen wollte, so haben sie ihm gegenüber ihr Recht erstritten. Die Schweizer seien niemals Knechte, sondern stets freie Männer gewesen. Nach diesen erklärenden Worten kommt Stauffacher auf die gegenwärtige Unterdrückung zu sprechen. Er schildert, wie die Fremdlinge jetzt ihnen, den freien Männern, Ketten schmieden wollen, um sie zu Unterthanen des Hauses Österreich zu machen. Allmählich erhebt er sich dabei zu erhabener Rede. Als er die Bewegung sieht, die seine Worte bei den Freunden hervorgerufen haben, ruft er aus:

„Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Wenn ꝛc."

Mit voller Begeisterung werden diese edeln, zündenden Worte aufgenommen und alle Anwesenden wiederholen einstimmig, an die Schwerter schlagend, den Schlußsatz: „Wir stehn für unser Land, für unsre Weiber, unsre Kinder." Auf Pfarrer Rösselmanns Veranlassung erheben sie zum Gesetz, daß jeder, der von Ergebung an Österreich spreche, rechtlos und aller Ehren bar sein solle.

Der alte weise Itel Reding fragt besonnen, ob schon der Weg der Beschwerde versucht sei; denn Gott helfe nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen. Seine Besorgnis wird durch die Erzählung von Konrad Hunn beseitigt. Er ist zur Erneuerung der alten Freiheitsbriefe bei Kaiser Albrecht gewesen, hat aber kein Gehör gefunden und ist an die frechen Schreiber gewiesen worden. Der Kaiser hat aus Ländergier sogar seinen Neffen Johann von Schwaben seines Erbes beraubt; von ihm sei Gerechtigkeit nicht zu erwarten.

Darauf wird beschlossen, die Vögte und ihren Anhang, wenn es sein kann, ohne Blutvergießen, zu vertreiben, die Zwingburgen zu brechen. Dem Kaiser wolle man treu bleiben wie zuvor. Zur Weihnachtszeit sollen die Burgen Sarnen und Roßberg mit List erobert werden. Nur mit dem Vogt Geßler werde man schwer zu kämpfen haben; doch da könne ein glückliches Ereignis helfen.

Nach diesen ernsten Beratungen erheben sich die Männer unter des Geistlichen Führung zu dem frommen Eidschwur:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Beim Scheiden ermahnt Stauffacher einen jeden, seine Privatrache für das Ganze aufzusparen, „denn Raub begeht am allgemeinen Gut, wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache." Darnach gehen die Männer so ruhig heim, wie sie gekommen sind.

Der 3. Akt.

L. (Nachdem er die 1. Scene gelesen.) Die Wirkung dieses Gesprächs zwischen Tell und seiner Frau ist nicht erfreulich. Welche Haupteigenschaft zeigt Frau Hedwig bei allen ihren Reden?

K. Große Besorgnis und Ängstlichkeit.

L. Sie zeigt diese Eigenschaft zunächst durch ihre Schilderung der Gefahren, die ihr Mann bei der Gemsenjagd im Gebirge zu bestehen hat. Tell bleibt ruhig und widerlegt jedes Wort wie ein besonnener und kühner Mann. Weshalb ist uns dennoch diese Besorgnis der Frau unangenehm?

K. Wir wünschen, sie möge ebenso ruhig und tapfer sein wie ihr Mann.

L. Wir vergleichen sie unwillkürlich mit der tapfern, hochherzigen, entschlossenen Frau Gertrud Stauffacher. Bei diesem Vergleiche muß sie sehr verlieren. Sie wirft ihrem Manne vor, Baumgarten mit Gefahr seines Lebens über den See gerettet zu haben. Tell giebt ihr auf solche Worte gelassen und fest die richtigen Antworten. Weshalb will es uns scheinen, daß solch eine Frau für Tell nicht passe?

K. Bei dieser Ängstlichkeit kann sie keinen Tag froh sein; denn Tell ist stets in Gefahr.

L. In einem Falle müssen wir ihr recht geben. Tell hat bei einer Begegnung im Gebirge den Vogt Geßler in Todesangst versetzt. Schildern Sie mir den Vorgang!

K. Er ist mit der Armbrust dem Landvogte im Gebirge auf steilem Pfade allein begegnet, nachdem er von ihm kurz vorher wegen einer kleinen Schuld schwer bestraft worden war. Da sei Geßler erblaßt, denn er habe Tells Rache gefürchtet.

L. Tell meint, sein wackres Benehmen werde den Landvogt versöhnlich gestimmt haben; aber Frau Hedwig sieht in diesem Falle weiter als ihr Gatte. Auf welche Wahrheit weist sie hin?

K. Sie sagt: „Er hat vor dir gezittert — Wehe dir! Daß du ihn schwach geseh'n, vergiebt er nie!“

L. Tell geht trotzdem ruhig nach Altorf, um in Gemeinschaft mit seinem mutigen Knaben Walther seinen Schwiegervater Walther Fürst zu besuchen. Die Armbrust nebst Pfeilen nimmt er mit; denn „ihm fehlt der Arm, wenn ihm die Waffe fehlt“. Wir werden bald erfahren, daß Frau Hedwig recht gesehen hat. Trotzdem wünschen wir einem solchen thatkräftigen Manne eine andre Frau. Diese ist zu feinfühlig, zu empfindsam, zu weich, zu aufgeregt. Sie mag für feine, empfindsame Kreise und Verhältnisse passen; für einen Mann der That, wie Tell, ist sie mit ihrer Empfindsamkeit, ihrer Angst vor jedem Unfall, ihrer auf Phantasterei beruhenden Besorgnis nicht die geeignete Gattin. (Wiederholung.)

L. Die 2. Scene mögen Sie zu Hause lesen. Junker Rudenz bewirbt sich um Bertha von Bruneck. Er glaubt sie durch Anschluß an Österreich zu gewinnen. Sie weist seine Anträge ab, nennt sein Beginnen Verrat an seinem Volke und erklärt, sie werde ihm nur die Hand reichen, wenn er der Sache seines Volkes treu bleibe. „Kämpfe," sagt sie zu ihm, „fürs Vaterland, du kämpfst für deine Liebe! Es ist ein Feind, vor dem wir alle zittern, und eine Freiheit macht uns alle frei." (Wiederholung.)

L. (Nachdem er die 3. Scene gelesen hat.) Hier ist wieder jede Einzelhandlung so lebendig, so dramatisch wirksam geschildert, daß wir wie vom Leben selbst ergriffen werden. So kann nur unser großer Schiller eine Scene komponieren. Der Dichter führt uns nach dem Platze, auf dem der Tyrann Geßler, wie wir wissen, den Hut von Österreich als Zeichen der Oberhoheit hat aufstellen lassen. Schildern Sie uns aus dem Gespräche der beiden Wächter, wie die Schweizer diesem Befehle Trotz zu bieten wissen.

K. Man wählt lieber den weitesten Umweg, als über diesen Platz zu gehen. Nur Gesindel zeigt sich, um den Befehl zu verspotten. Als man glaubte, die Ratsherren müßten den Platz passieren, habe der Pfarrer Rösselmann sich mit dem Allerheiligsten an der Stange aufgestellt. Da habe jeder knieend sich vor dem Allerheiligsten gedemütigt, aber nicht vor dem Hute.

L. Da kommt Tell mit seinem Söhnchen. Sie sind in ein Gespräch vertieft. Schildern Sie mir den Inhalt dieses Gespräches!

K. Der Knabe fragt, ob es auch Länder ohne Berge gebe. Tell antwortet ihm, solche Länder seien zu finden, wenn man dem Laufe der Flüsse folge; aber da sei keine Freiheit zu finden; alles gehöre dem Bischofe und dem Könige.

L. Der Knabe sieht den Hut auf der Stange und macht den Vater darauf aufmerksam; aber Tell hat den Befehl Geßlers vergessen und will mit den Worten: „Was kümmert uns der Hut?" vorübergehen. Da wird er von den Wächtern ergriffen und soll ins Gefängnis abgeführt werden. Während er sich wehrt, ruft sein Knabe um Hilfe und der Pfarrer Rösselmann, Stauffacher, Melchthal und Tells Schwiegervater, Walther Fürst, eilen nebst andern Bewohnern zu seinem Beistande herbei. Aber sie sind unbewaffnet. Walther Fürst bietet Bürgschaft an, die Männer sprechen laut ihre Entrüstung aus — alles vergebens. Schon will man sich entschließen, Tell mit Gewalt der Gewalt zu entreißen, da naht der Landvogt Geßler mit einem großen Gefolge von Bewaffneten. Das Geschrei seiner Wächter führt ihn zur Stelle und Tell ist seinem Wüten preisgegeben, denn die bewaffneten Söldner stehen dem Tyrannen drohend zur Seite. (Sorgsame Wiederholung dieses Vortrags.)

L. Geßler wird hier als ein herzloser Tyrann und als ein nichtswürdiger Mensch dargestellt. Beweisen Sie mir diesen Ausspruch aus der Art seines Gespräches mit Tell.

K. Er forscht ihn aus, ob dieser Knabe ihm der liebste sei und befiehlt ihm dann, dem Kinde auf 80 Schritt einen Apfel vom Kopfe zu schießen.

L. Zu welchem Zwecke soll Tell diesen Schuß wagen?

K. Um sich zu befreien.

L. Welche Folgen sollen eintreten, wenn er sich weigert?

K. Der Tyrann will ihn und seinen Knaben töten lassen.

L. Die nun folgende Darstellung ist so meisterhaft, daß sie jeder Beschreibung spottet. Der Tyrann höhnt in frechem Übermute, auf seine Macht trotzend, die Verzweiflung des unglücklichen Vaters; er weist alle Bemühungen des Großvaters Walther Fuerst, des Pfarrers Rösselmann höhnisch zurück; er spricht herrisch abweisend mit dem Junker Rudenz, als dieser sich hier offen für die Sache seines Volkes erklärt. Er will den Trotz der Männer durch rücksichtslose rohe Gewalt brechen. Da zieht Tell, endlich entschlossen, einen zweiten Pfeil aus seinem Köcher, steckt ihn zur bequemen Handhabe in seinen Gürtel, und schießt mit dem ersten vom Haupte seines Sohnes den Apfel. Der Vogt hat diese Handlung beobachtet, und als alle Landsleute Tell freudig als befreit begrüßen, fragt er den Schützen, weshalb er den zweiten Pfeil in den Gürtel gesteckt habe. Als er ihm das Leben zusichert, falls er die Wahrheit spreche, erklärt ihm der Schütze, er würde mit diesem Pfeil ihn, den Tyrannen erschossen haben, falls sein Kind durch den ersten Schuß getötet worden wäre. (Sorgsame Wiederholung des Vortrags.)

L. Durch welche nichtswürdige Handlung zeigt Geßler sich als frecher, unmenschlicher Tyrann?

K. Er erklärt höhnisch, ihm das Leben, seinem Ritterworte gemäß, nicht rauben zu wollen; aber er wolle ihn verwahren, wo weder Sonne noch Mond scheint.

L. Wie wirkt Tells Gefangennahme auf die Landsleute?

K. Sie fürchten, mit ihm sei ihre letzte Hoffnung auf Befreiung geschwunden.

L. Wie hält sich Tell bei dieser Gefangennahme?

K. Er denkt nur an sein gerettetes Kind. „Der Knab' ist gerettet," sagt er, „mir wird Gott helfen."

(Ein Mustervortrag als Inhaltsangabe der ganzen Scene ist hier nicht nötig, da der Inhalt bereits in kleinen Teilen vorgetragen ist; daher folgt nur ein Vortrag über Tells Handlungsweise.)

L. Wir haben Tells Handlungsweise hier noch im Zusammenhange zu beleuchten. Sicherlich hat er das freche Gebot, dem Hute seine Ehrfurcht durch Kniebeugen und Entblößung des Hauptes zu beweisen, längst *vergessen*; denn bei der Jagd in den Bergen denkt man nicht an das, was in den Städten vor sich geht. Er darf daher mit Wahrheit zu Geßler sprechen: „Aus Unbedacht,

nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehen". Hätte er an die Nichtswürdigkeit dieses Befehls gedacht, so würde er sicher einen Umweg gewählt haben, um an der Stange nicht vorübergehen zu müssen. Tell ist ein schlichter, gerader, biederer Mann; gegen heimliche, nichtswürdige Ränke ist er nicht gewappnet. Wer ihm offen das Leben verspricht, wie hier Geßler, dem traut er ohne Bedenken. Darum hält er mit seinen Worten „nicht hinter dem Berge". Der Vogt hat ja jetzt, da sein Knabe gerettet ist, von ihm nichts mehr zu fürchten. Er hegt jetzt keinen Groll mehr und wird wieder zu seiner Jagd in den Bergen zurückkehren, ohne für die Unbill an Rache zu denken. Darum sagt er offen, welche Absicht er gehabt, als er den zweiten Pfeil in den Gürtel gesteckt. Der große Dichter läßt hier wieder, wie wir sehen, die Handlung des Haupthelden Tell aus der Anlage seines Charakters hervorgehen. Diesem ernsten, tüchtigen, biedern Charakter gemäß denkt der Held an sich zuletzt. Seine Seele ist noch tief erschüttert von der furchtbaren Aufgabe, die er lösen mußte, um das Leben seines Kindes zu retten. Mit Recht läßt der Dichter ihn zusammensinken, als er den geretteten Knaben an seine Brust drückt. Um sich allein zu befreien, hätte er dies schreckliche Wagnis nie unternommen. Die Nichtswürdigkeit des elenden Tyrannen raubt ihm die Freiheit, will diesen freien Sohn der Berge im finstern Kerker vergraben; aber diese Sorge tritt bei dem Vater ganz zurück gegenüber dem freudigen Bewußtsein, sein Kind gerettet zu haben. „Der Knab' ist unverletzt," giebt er dem jammernden Stauffacher beim Abschiede zur Antwort, „mir wird Gott helfen."

(Sorgsame Wiederholung dieses Vortrags.)

Der 4. Akt.

L. Obgleich dies Drama keine Tragödie ist, so bringt Schiller dennoch im 3. Akte, wie Sie kennen gelernt haben, den Höhepunkt unsres Interesse. Sie wissen schon, daß die Haupthandlung des Stückes nicht durch Tell, den Titelhelden, sondern durch das Volk ausgeführt wird. Weshalb interessiert diese Gefangennahme von Tell uns zugleich für das Schicksal des Volkes?

K. Die That des Landvogtes hat bewiesen, bis zu welcher entsetzlichen Höhe die Tyrannei sich erhoben hat.

L. Einen Augenblick werden deshalb selbst die Mutigsten kleinmütig. Aus welchen Worten geht diese Stimmung hervor?

K. Stauffacher sagt: „Nun ist alles hin, mit Tell sind wir alle gefesselt und gebunden."

L. Wir selbst haben ein ähnliches Gefühl neben der Entrüstung über Geßlers Schandthaten. Dies Gefühl leitet uns mit großem Interesse in den

4. Akt. Sie wissen ja, daß in diesem Akte der „Peripetie“ unserm Interesse ein neuer, unerwarteter Umschwung gegeben wird.

L. (Nachdem er die 1. Scene gelesen hat.) Sie haben gehört, wie rasch und sicher dieser Umschwung sich vollzieht. Tell, der Gefesselte, den man als verloren aufgab, ist frei, im Besitze seines Armes und seiner Waffen.

Der Dichter führt uns auf einen Felsen dicht am Vierwaldstättersee. Der Fischer Ruodi dort hat auch auf dem „Rütli“ geschworen. Durch welche Kunde wird er anfangs mit schwerer Sorge erfüllt?

K. Kunz von Gersau, der sich vor dem soeben ausgebrochenen Sturme hier in die Bucht gerettet, erzählt ihm, wie Tell gefangen gesetzt worden, und fügt hinzu, daß der alte Freiherr von Attinghausen mit dem Tode ringe.

L. Während der Fischer noch in trübes Sinnen verloren ist, hört man eine Glocke läuten; ein Schiff ist in Not, die Klosterglocke fordert alle Gläubigen auf, für die Bedrängten zu beten. Da erkennt der vom Felsen ausspähende Fischerknabe mitten in den furchtbar wirbelnden und tosenden Wellen das Herrnschiff Geßlers. Beweisen Sie mir, wie hoch sich des einfachen Fischers Ingrimm gesteigert hat.

K. Er freut sich über diese Not des Tyrannen, nennt es Gottes Gericht und verbietet seinem Knaben für die mit dem Tode Ringenden zu beten, um nicht dem Richter in den Arm zu greifen.

L. Da erscheint der gerettete Tell. Er erzählt dem staunenden Fischer, durch welches Wunder seine Rettung gelungen sei. Schildern Sie mir den Vorgang nach seinen Worten.

K. „Wir fuhren,“ so erzählt Tell, „von Flüelen ab. Ich lag gebunden vorn im Boote; am Steuerruder hatte man meine Armbrust samt dem Köcher mit Pfeilen hingelegt. Da brach der Sturm los aus des Gotthards Schlünden und türmte die Wellen so furchtbar hoch, daß allen Ruderern das Herz entsank. In ihrer Not baten sie den Landvogt, mich losbinden zu lassen und mir das Steuerruder zu übergeben. Der Vogt gewährte diese Bitte, denn er sah wohl ein, in welcher Not er sich befand.

Als ich das Steuer regierte, erspähte ich an den Felsen eine Stelle, die ich vom Schiffe springend erreichen könnte. Wie ich das hier unten gelegene Riff erkannte, schrie ich den Knechten zu, bis zu dieser Felsenplatte zu rudern, ergriff dann, am Fuße der Platte angelangt, mein Schießzeug, sprang mit gewaltigem Schwunge auf den Felsen und stieß das Schiff zurück in die Fluten.“ (Wird als kleiner Aufsatz behandelt.)

L. Mit Recht warnt der Fischer Tell und bittet ihn, sich jetzt vor dem Vogt sorgfältig zu verbergen; denn wenn der lebend davon komme, so werde er ihn zu verderben suchen. Nicht zweimal werde Gott ihn aus seiner Hand

retten. Tell scheint einen besondern Plan gefaßt zu haben. Aus welchen Worten geht diese Absicht hervor?

K. Er bittet den Fischer, ihm den nächsten Weg nach Küßnacht zu zeigen, nach der Burg des Landvogts. Außerdem läßt er seine Frau und die Eidgenossen benachrichtigen, daß er frei und seines Armes mächtig sei; sie sollen bald ein Weiteres von ihm hören.

L. (Nachdem er die 2. Scene gelesen hat.) Der Dichter führt uns zu einem Sterbelager. Der edle Freiherr von Attinghausen liegt in den letzten Zügen. Diese ernste Scene wird zunächst durch einen uns peinlich berührenden Auftritt unterbrochen. Um den sterbenden Freiherrn sind die uns bekannten Männer Stauffacher, Walther Fürst, Baumgarten, Arnold von Melchthal beschäftigt. Walther Fürst hat seinen Enkel Walther Tell mitgebracht. Da kommt Tells Frau hinzu. Wir kennen bereits ihr erregtes, sentimentales (empfindelndes) Wesen, ihre beständigen Klagen, ihre ewigen Vorwürfe und phantastischen Besorgnisse. Die Männer suchen vergebens, sie eines Bessern zu überzeugen. Nur ihre überspannte Ansicht von der hohen Bedeutung ihres Mannes, von dessen Wert für das gesamte Vaterland vermag uns mit ihren thörichten Reden zu versöhnen. Da wacht der Freiherr noch einmal auf. Er verlangt nach seinem Neffen, dem Ritter Rudenz. Die Kunde, daß der Jüngling Geßler gegenüber mannhaft für sein Vaterland gesprochen habe, erleichtert dem Greise das Scheiden vom Leben. Durch welche Kunde richten die Eidgenossen seine Seele noch einmal auf?

K. Sie teilen ihm mit, welchen Bund sie auf dem „Rütli" gestiftet haben, und wie sie die Burgen brechen und die Tyrannen verjagen wollen, damit er in freier Erde begraben werden könne.

L. Da ergreift den Sterbenden eine Seher- und Prophetengabe. Er weist auf die kommenden Siege hin, die das tapfere Volk der Schweizer über alle Unterdrücker davontragen wird. Welche Bedingung für das Aufblühen des Landes enthalten seine letzten Worte?

K. Er sagt: „Seid einig — einig — einig!"

L. Ritter Rudenz eilt herbei. Er kann des Freiherrn Segen nicht mehr empfangen; so will er sich wenigstens offen als Freund der gemeinsamen Sache erklären und geloben, mit den Eidgenossen in Gemeinschaft die Tyrannen zu bekämpfen. Durch welchen Beweggrund wird diese Erklärung an innerm Werte beeinträchtigt?

K. Er sagt, seine Geliebte, Bertha von Bruneck, sei ihm von Geßler geraubt und verborgen worden, um sie zum verhaßten Ehebunde zu zwingen. Die Eidgenossen mögen ihm beistehen, sie zu befreien.

L. Inwiefern beschleunigt er den auf dem „Rütli" gefaßten Beschluß?

K. Die Männer beschließen, sofort zur That zu schreiten.

L. (Liest die 3. Scene.) Die Spannung und Aufregung, welche diese Scene in uns erregt, ergreift uns so mächtig, daß schon beim Lesen uns fast der Atem stockt. Die Schilderung der Verschwörung auf dem „Rütli", die Scene, in der der Schuß auf des Knaben Haupt sich vollzieht, und die hier vorgelesene gehören zu den größten Meisterwerken der dramatischen Kunst. Kein andrer dramatischer Dichter der bisher bekannten Welt hat uns Scenen hinterlassen, die an künstlerischem Werte diesen gleichkommen. Tell tritt in der hohlen Gasse bei Küßnacht mit seiner Armbrust uns entgegen. Seine ersten Worte zeigen uns die Absicht, welche ihn hergeführt. Er will den Landvogt Geßler aus dem Hinterhalte erschießen. Seine That ist ein vorbedachter Mord. Nennen Sie mir die Gründe, durch die er sich vor sich selbst rechtfertigt, und sein Gewissen beruhigt.

K. Er sagt, er müsse sein treues Weib und die unschuldigen Kinder sowie sich selbst von dem Landvogte erretten; denn sie alle seien jetzt seiner Wut ausgesetzt.

L. Halten Sie fest, daß es sich hier um einen Akt der Notwehr handelt. Tell muß Geßler töten, oder sich, sein Weib und seine Kinder dem Verderben preisgeben. Der Landvogt hat durch seine tyrannische Härte in Altorf bewiesen, daß er solcher Greuelthaten fähig ist und Tell jetzt sicherlich nicht schonen wird. Der Mord aus dem Hinterhalte ist eine entsetzliche That; aber sie ist hier Tell geboten. Er kann und darf nicht anders handeln. In unsrer Zeit würde er sittlich verpflichtet sein, sich an die Gerichte zu wenden. Wir haben erkannt, daß diese Verpflichtung in jener hier im Drama geschilderten Zeit ihm nicht auferlegt werden konnte. Er handelt darum nur recht und gut, den Mord auszuführen. Nach Geßlers Fall darf er vor jedem Ehrenmann, vor jedem Sittenrichter frei und offen sein Haupt erheben und sich als rein von Schuld bekennen. Er darf sogar auf seine That als eine lobenswerte und mustergültige hinweisen; darf sagen, daß jeder Ehrenmann, der so wie er bedrückt, dem durch einen Tyrannen das Leben seines Weibes und seiner Kinder bedroht worden sei, die sittliche Verpflichtung habe, so wie er seinen Mannesmut einzusetzen und die Welt von solchen Unterdrückern zu befreien.

(Sorgsame Wiederholung dieses Vortrages. Aufsatz: Tells Ermordung des Landvogts Geßler, und seine sittliche Berechtigung zu dieser That.)

L. Der einfache, redliche, offne Mann muß hier eine That begehen, an die er sein Lebelang nie gedacht hat, gegen die sein Gefühl sich furchtbar sträubt. Kein Wunder, daß sein Inneres sich in einem Zustande der entsetzlichsten Aufregung befindet. Schreiben Sie in Ihre Sammlung die folgenden, diesen Zustand, schildernden Worte, die Shakespeare seinen „Brutus" (im Stücke „Julius Cäsar") vor Cäsars Ermordung sprechen läßt!

„Bis zur Vollführung einer furchtbaren That
Vom ersten Antrieb, ist die Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die sterblichen Organe
Sind dann im Rat vereint; und die Verfassung
Des Menschen, wie ein kleines Königreich,
Erleidet dann den Zustand der Empörung."

L. Schiller, der große Menschenkenner und Seelenmaler, hat das wohl gewußt und läßt darum Tell in einem Selbstgespräch diese auf- und abwogenden Gefühle in Worten ausdrücken. Zuerst giebt er Kunde von seinem Vorhaben. Dann ergreift ihn bei diesem furchtbaren Worte „Mord" die Erinnerung an sein früheres harmloses Leben. Schildern Sie mir diesen Umschlag in seinem Gefühl!

K. Er sagt, er habe still und harmlos gelebt, nur Tiere des Waldes gejagt, nie an Mord gedacht. Erst Geßler habe diese furchtbaren Gedanken durch seine Tyrannei in ihm erzeugt.

L. Nun kommt naturgemäß das Gefühl der schweren Verantwortung über ihn. Auf welche Weise will er diese Regung beruhigen?

K. Er führt sich die Gründe vor, die ihn zu diesem Morde berechtigen und ihn dazu zwingen.

L. Dabei erwägt er naturgemäß Geßlers Handlungsweise. Inwiefern beruhigt ihn diese Erwägung?

K. Er erkennt Geßlers Schuld und daß Gott ihm, dem Rächer dieser Frevelthaten, beistehen werde.

L. Er ist genötigt, seinen Standpunkt*) als Vorbereitung für den günstigen Schuß zu wählen; dazu scheint ihm eine Bank von Stein geeignet. Dort nimmt er Stellung. Die Bank steht hart am Wege. Dieser Umstand führt ihn auf das Leben der Vorübergehenden, auf ihre friedliche Beschäftigung im Vergleich zu seinem finstern Plane. Schildern Sie mir diesen Gegensatz!

K. Er sagt, hier gehe der sorgenvolle Kaufmann, der leicht geschürzte Pilger, der andächtige Mönch, der düstre Räuber und der heitre Spielmann, der Säumer mit dem schwerbeladenen Rosse vorüber. Sie alle gehen an ihre Geschäfte, keiner dieser Menschen denke wie er an Mord.

L. Dieser Gegensatz führt ihm naturgemäß die friedlichen schönen Bilder seines Familienlebens vor die Seele. Schildern Sie mir seine schönen und traurigen Gedanken!

---

*) Es heißt richtig: „Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen", d. h. hier Stellung nehmen. Thörichte Menschen, die Schiller nicht gründlich studiert haben, können hier einen Fehler wittern. Tell setzt sich doch wahrlich! nicht, weil er müde ist!

K. Er sagt, wenn er früher von der Jagd nach Hause gekehrt sei, so haben ihn die Kinder mit Freude und Jubel empfangen, denn er habe stets etwas Schönes, eine seltne Alpenblume, einen Vogel, ein Ammonshorn mitgebracht; jetzt sitze er hier und laure auf Mord. Wenngleich dieser Mord um der Kinder willen ausgeführt werden muß, so ist und bleibt er doch eine schreckliche That.*)

L. Seine Gedanken werden abgelenkt durch einen Hochzeitszug, der den Hohlweg hinaufkommt. Stüssi, der Flurschütz, gesellt sich zu ihm und giebt in redseliger Weise dem fremden Landsmann über die Hauptpersonen im Zuge die nötige Aufklärung. Zugleich belebt sich die Scene durch andre Personen. Armgart, eine arme Frau, erwartet den Landvogt hier im Hohlwege mit ihren Kindern. Schon glaubt man, er habe einen andern Weg genommen, da kündet der rohe Söldnerknecht Frießhardt an, daß der Tyrann herannaht. Dem verwunderten Stüssi erzählt er, der Vogt sei glücklich dem entsetzlichen Sturme entronnen und habe sich vor den ausgetretenen Gebirgswassern nicht gefürchtet; er folge ihm auf den Fersen. Aus welchen Worten des Flurschützen können Sie erkennen, daß die Empörung gegen die Tyrannei allgemein geworden?

K. Stüssi sagt: „Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen, in Grund gesunken wär's mit Mann und Maus. Dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer."

L. Wiederholen Sie mir die Stellung der Personen auf der Bühne wie Geßler und Ritter Rudolf der Harras vor dem Hohlwege erscheinen.

K. Der Hohlweg ist durch Frau Armgart mit ihren Kindern versperrt. Neben ihr stehen Stüssi der Flurschütz und der Söldner Frießhardt, Tell ist verschwunden.

L. Geßler ist im Gespräch mit dem Ritter Rudolf dem Harras. In welcher Weise tritt dabei seine tyrannische Absicht hervor?

K. Ritter Rudolf meint, das Volk habe gewisse Rechte. Darauf antwortet Geßler, dies kleine Volk sei seinem Herrn, dem Kaiser, bei seinem Streben nach Vergrößerung seiner Hausmacht ein Stein im Wege, und so oder so — es muß sich unterwerfen.

L. Inwiefern wird diese Tyrannei durch die Abweisung der Frau Armgart verschärft?

K. Die arme Frau bittet Geßler, ihren Mann, den Ernährer ihrer Kinder, freizugeben. Er schmachte schon seit 6 Monaten widerrechtlich im Burgkerker. Geßler weist sie ab und will sie mit Gewalt entfernen lassen.

L. Diese Frau ist eine echte tapfere Schweizerin. Sie erinnert uns an die Weiber der alten Germanen, die in den Männerkämpfen sich heldenkühn

*) Diese Besprechung giebt ein geeignetes Thema zu einem deutschen Aufsatz.

gegen die Feinde verteidigten und den Tod der Knechtschaft vorzogen. Aus welchen Worten spricht ihr kühner Mut?

K. Sie schreit: „Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis du mir Recht gesprochen." Später wirft sie Geßler vor, das Land des Kaisers unter seine Füße getreten zu haben und erklärt: „Wär' ich ein Mann, ich wüßte wohl was Bessres, als hier im Staub zu liegen!"

L. Geßler wird durch den Hochzeitszug, der den Hohlweg sperrt, gehindert, die Frau durch seine Knechte fortschaffen zu lassen. Dadurch in Wut gesetzt, ergeht er sich in Plänen, die den kecken Geist der Freiheit beugen, den starren Sinn des Volkes brechen sollen. Da durchbohrt Tells Pfeil seine Brust, und er sinkt sterbend vom Rosse. Oben auf dem Felsen erscheint der Schütze und ruft dem Sterbenden zu, wer ihn getroffen. „Frei sind die Hütten," ruft er aus, „sicher ist die Unschuld vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden!" In welcher Absicht betont Tell diese Worte?

K. Er will damit sagen, daß er nicht aus Rache gehandelt, daß er die That in Notwehr ausgeführt habe, um die Unschuld zu schützen und das Vaterland von seinem Tyrannen zu befreien.

L. Von allen Seiten strömt Volk herbei. Durch welches Wort der Frau Armgart zeigt sich der grimmige Haß gegen den Sterbenden?

K. Sie ruft ihre Kinder herbei und ruft ihnen zu: „Seht, Kinder, wie ein Wüterich verscheidet!"

L. Durch welche Handlung tritt das erwachende Freiheitsgefühl des Volkes hervor?

K. Als Ritter Rudolf zornig das Schwert zieht, weil niemand ihm helfen will, Geßler fortzubringen, fällt ihm der Flurvogt Stüssi in den Arm und sagt: „Wagt es, Herr! Euer Walten hat ein Ende. Der Tyrann ist gefallen; wir dulden keine Gewalt mehr."

L. Wie wirken diese Worte auf den Ritter?

K. Er eilt mit den Söldnern nach Küßnacht, um diese Burg dem Kaiser zu retten.

L. Geßlers Leiche wird von „barmherzigen Brüdern", Mönchen, unter Sterbegesang fortgebracht.

Dieser berühmte 4. Akt hat seinen Abschluß gefunden. Wir wissen, daß die Burgen Sarnen und Roßberg leicht überwältigt werden können. Die Eidgenossen auf dem „Rütli" meinten nur, die Besiegung des Tyrannen Geßler werde große Schwierigkeiten bereiten. Die sind jetzt durch Tell aus dem Wege geräumt. So können wir mit Zuversicht erwarten, daß der 5. Akt uns die vollständige Befreiung der Schweiz bringen werde. (Der Lehrer gebe hier noch

als Thema zum deutschen Aufsatze: „Geßlers Ende." Da der Monolog von Tell genau beleuchtet worden ist, so wird dieser Aufsatz den Zöglingen keine Schwierigkeiten machen.)

Der 5. Akt.

L. (Nachdem er die erste Scene gelesen hat.) Der Dichter giebt uns sofort die Kunde von der neu gegründeten Freiheit. Wir sind in Altorf, wo die Tyrannei des Vogtes Geßler den Höhepunkt erreichte. Schildern Sie mir, wie die Bewohner, die Landleute, die Handwerker und Arbeiter die völlige Befreiung ausführen.

K. Sie vereinigen sich und brechen die Burg Zwing-Uri ab, die der Vogt bauen ließ.

L. Durch welche Zeichen haben sie von dem glücklichen Fortgang der Befreiung Kunde erhalten?

K. Auf allen Bergen sehen sie Signalfeuer flammen, von nah und fern hören sie die Sturmglocken läuten.

L. Die genauere Kunde bringen Baumgarten und Melchthal. Schildern Sie mir die von ihnen mitgeteilten Thatsachen!

K. Junker Rudenz hat mit kühnem Wagnis das Schloß Sarnen erobert, er, Melchthal, den Roßberg. Aus der brennenden Burg Sarnen hat er in Gemeinschaft mit Junker Rudenz dessen Geliebte, Bertha von Bruneck, gerettet. Der „Landenberger" ist von Melchthal aus dem Lande gejagt worden. Er hat ihn erschlagen, ihm die Augen ausreißen wollen; hat ihn aber auf die Bitten seines blinden Vaters frei gegeben und ihn nur Urfehde schwören lassen, nie zurückzukehren.

L. Es handelt sich nun um eine sehr ernste Sache. Die Tyrannen sind verjagt; aber der Kaiser wird sie mit einem Heere rächen wollen. Durch welche Mitteilung werden die Eidgenossen von dieser Sorge befreit?

K. Der Pfarrer Rösselmann bringt die Kunde, daß Kaiser Albrecht I. von seinem Neffen, Johann von Schwaben, ermordet worden ist.

L. Schildern Sie mir den Vorgang!

K. Der Kaiser hatte seinem Neffen aus Ländergier das väterliche Erbe vorenthalten und versucht, ihn mit einem Bischofshute abzufinden. Da hat Johann von Schwaben sich mit den Herren von Eschenbach, von Tegernfeld, von der Wardt und Palm verbunden und den Oheim auf der Reise ermordet. Der Kaiser ritt gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, und kam an die Reuß. Hier drängten sich die Mörder in die Fähre, die dort Reisende zum andern Ufer bringt, und trennten so den Kaiser von seinem Gefolge. Wie der Herr ahnungslos weiter reitet, stößt ihm Herzog Johann den Dolch in die Kehle,

und die Ritter durchbohren ihn mit ihren Speeren. Er hauchte sein Leben aus im Schoße eines armen Weibes, das am Wege saß.

(Diese Antwort ist als mustergültig von den Zöglingen zu fordern; zuvor vom Lehrer in dieser Form vorzutragen.)

L. Welche Kunde giebt Stauffacher von den Mördern?

K. Sie sind nach der That geflohen, haben auf fünf verschiedenen Straßen sich zu retten gesucht. Herzog Johann soll im Gebirge umherirren.

L. Mit Recht weist Stauffacher darauf hin, daß die Handlungsweise der Eidgenossen sich von jeglichem Frevel fern gehalten habe. Weshalb dürfen sie nun auch auf Frieden hoffen?

K. Die Deutschen wollen die Kaiserkrone von den Habsburgern abnehmen und sie einem andern Fürstenstamme, den Grafen von Luxemburg, übergeben.

L. Der Sigrist bringt den Reichsboten. Seine Aufforderung giebt den Eidgenossen sogleich Gelegenheit, sich dem habsburgschen Anhange gegenüber offen auszusprechen. Schildern Sie mir den Inhalt des Briefes, den der Reichsbote bringt.

K. Die Königin schildert den Mord ihres Gemahls und bittet die Eidgenossen, die Mörder auszuliefern.

L. Durch welche Worte verfehlt die hohe Frau ihre Absicht?

K. Sie weist auf die Liebe und die Gunst hin, die das Haus Habsburg der Schweiz bewiesen; die Eidgenossen haben aber nur Ungunst und Tyrannei erfahren.

L. Durch welchen Entschluß zeigen sie sich als selbständiges Volk?

K. Sie sagen, sie haben keine Veranlassung, des Kaisers Tod zu rächen; sie seien aller Pflichten gegen ihn ledig.

L. Durch diesen Beschluß werden sie auf Tells That und deren Bedeutung hingeführt. Durch welchen Beschluß beweisen sie, daß sie des wackern Mannes heldenhaftes Thun richtig beurteilen?

K. Sie erkennen Tell als den Stifter der Freiheit an und beschließen, ihn in seinem Hause aufzusuchen, um ihm dort ehrenden Heilruf zu widmen.

L. (Liest die 2. Scene.) Wir sind in Tells Wohnung. Die Gattin, Frau Hedwig, ergeht sich in Ausrufungen der Freude über die erretteten Kinder und über die bevorstehende Ankunft ihres geretteten Gatten. Von dessen Thaten, auch von der Erschießung Geßlers, hat sie bereits Kunde. Da naht ein Mönch. Gar leicht erkennt sie aus seinem verstörten Wesen und seinen wunderlichen Worten, daß es kein Mönch ist, daß hinter dieser Kutte sich ein anderer verbirgt. Tells Erscheinen klärt gar bald die Sache auf. Der verkappte Mönch ist Johann von Schwaben, hier als Mörder seines Ohms mit dem historischen Beinamen Parricida (Vatermörder) bezeichnet. (Wiederholung dieses kleinen Vortrags.)

L. Wir haben Frau Hedwig bereits als eine Frau kennen gelernt, die uns mit ihrem sentimentalen Wesen, d. h. ihrer Empfindelei, ihren überschwenglichen, meistenteils thörichten Gefühlsausbrüchen als Gattin eines Tell garnicht gefallen will. Auch hier stößt ihr Auftreten uns ab. Daß sie in unbegrenzter Freude über die Rettung ihrer Kinder ihrem erregten Gemüte durch überaus zärtliche Ausrufe Luft macht, klingt natürlich und gut. Aber sie empfängt Tell mit weibischem, kleinlichem, widerlich thörichtem Zweifel an der sittlichen Berechtigung zu dem Morde des Tyrannen. „Diese Hand," sagt sie aus thörichter, empfindsamer Sittenrichterei, „diese Hand, darf ich sie fassen — o Gott!" Bei solch einer kläglichen Gesinnung dürfen wir nicht erwarten, daß die herzliche und mutige Antwort ihres Gatten sie eines Bessern belehren werde. Er sagt mit Würde: „Diese Hand hat dich und die Kinder verteidigt und das Land gerettet, ich darf sie frei hinauf zum Himmel heben." Aber wir kennen solche empfindsame Weiber so genau, daß wir von diesen Worten des Gatten eine überzeugende Wirkung nicht erwarten können. „Geht mir mit dem sentimentalen Volk!" sagt der weise Goethe, „kommt die Gelegenheit, werden schlechte Gesellen daraus." Empfindsame, sentimentale Weiber, wie hier Frau Hedwig, sind infolge ihrer Phantastereien den wunderlichsten Einbildungen preisgegeben, und solche thörichte Hirngespinste sind hier bei dieser Frau noch durch die Einsamkeit genährt worden. Mit Recht läßt der Dichter darum Tells Gattin mit dem verfolgten Parricida abtreten, so daß sie bei der letzten Scene, bei Tells Erhebung und Ehrung durch seine Landsleute nicht zugegen ist. Diese Huldigung gebührt nur ihm allein. Die Kinder, die beiden Knaben, führt der Großvater Walther Fürst herbei. (Sorgsame Wiederholung dieses Mustervortrags.)

L. Bevor wir diese Schlußscene betrachten, müssen wir noch das Gespräch zwischen Tell und Parricida beleuchten. Durch welches Wort des Flüchtlings muß Tell naturgemäß empört werden?

K. Parricida sagt, er habe seinen Feind erschlagen, so wie Tell den seinigen, und das Land von ihm befreit.

L. Sie kennen bereits den Unterschied der sittlichen Berechtigung in der Handlungsweise dieser beiden Männer. Aus welchem Grunde allein hat Parricida gehandelt?

K. Aus Rache wegen der Versagung seines Erbes.

L. Wir haben Ursache, seine That genau zu beleuchten. Weshalb war er trotz der ungerechten Übervorteilung durch seinen Oheim zum Morde nicht gezwungen?

K. Er konnte abwarten, konnte andre Fürsten bitten, sich für ihn zu verwenden.

L. Nehmen wir an, daß alle diese Mittel fehlschlugen. Weshalb war er selbst dann zum Morde nicht berechtigt?

K. Der Mord half ihm nicht zu seinem Rechte und war nur ein Akt persönlicher Rache.

L. Er hätte versuchen können, sein ihm vorenthaltenes Erbteil mit Waffengewalt zu erobern, es dem Kaiser, seinem Oheim, durch einen Krieg abzutrotzen. Das wäre recht und gut gehandelt gewesen. Solche Kriege hatten damals volle sittliche Berechtigung.*) Aber die Ermordung seines Oheims war unter allen Umständen eine nichtswürdige, feige, gemeine, verbrecherische That. Tell hat darum ein volles Recht, Parricidas Ansicht, er habe nur „an seinem Feinde Rache genommen", entrüstet von sich zu weisen. Lesen Sie mir seine Entgegnung vor!

K. „Unglücklicher!
Darfst du der Ehrfurcht blutge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?"
bis . . . .
„Gemordet
Hast du, ich hab' mein Teuerstes verteidigt."

L. Es scheint, als ob der große Dichter diese Scene mit ihrem recht unerquicklichen Streite absichtlich geschildert hat, um uns Tells That in ihrem vollen Glanze als die tapfre, notwendige, als den uns schon bekannten Akt der Notwehr recht eindringlich zu Gemüte zu führen. Dieser Gegensatz erhöht in der That die Wirkung ganz bedeutend. Sie giebt Tell zugleich die rechte Seelenruhe, dem Verfolgten den Rettungsweg über die Gebirge zu schildern und bereitet uns würdig vor, die Huldigung, welche die Eidgenossen dem wackern Befreier der Schweiz darbringen, mit ungetrübter Freude zu empfangen und als würdigen Abschluß des schönen Schauspiels verständnisinnig zu genießen. (Wiederholung.)

L. Schildern Sie mir die Lage der Hütte und die Stellung, welche die Ankommenden einnehmen.

K. Der ganze Thalgrund vor dem Hause ist von Landleuten erfüllt; sie haben auch die nahe gelegenen Höhen besetzt. In der Nähe sieht man neu Herbeieilende über den Steg kommen, der den wilden Schächen überbrückt.

L. Alle feiern Tell mit lautem Zurufe als den Erretter. Sie haben seine Armbrust vorher schon als Zeichen des Dankes gegen Gott an heiliger Stätte aufbewahrt. Durch welche That wird bei dieser Handlung zugleich ein Bündnis zwischen dem Bauern und dem Edelmann geschlossen?

---

*) Man möge diesen Umstand bei Erörterung des Uhlandschen Gedichtes „Bertrand de Born" wohl beachten!

K. Bertha von Bruneck reicht Junker Rudenz ihre Hand, die freie Schweizerin dem freien Manne, und der Ritter giebt seinen leibeignen Knechten die Freiheit.

L. So findet das erhebende Schauspiel seinen würdigen Abschluß. Es ist aber, um die Einheit des 5. Aktes und seinen Zusammenhang mit dem Ganzen recht zu würdigen, durchaus notwendig, uns alle Vorgänge im Zusammenhange vorzuführen.

Mustervortrag des Lehrers.

Der 5. Akt bringt uns die Schlußhandlungen, welche notwendig sind, um uns zu überzeugen, daß die auf dem „Rütli" geplante Befreiung der Schweiz vollendete Thatsache geworden ist. Der Dichter führt uns darum nach Altorf, nach dem Orte, in dem die tyrannische, rohe Gewaltthätigkeit des Vogtes Geßler den Höhepunkt erreichte. Auf allen Bergen sieht man die „Flammenzeichen" rauchen, von den nahen, wie von den fernen Höhen hört man die Sturmglocken ertönen. Da halten sich die Bürger nicht mehr. Meister, Gesellen, Arbeiter, Bürger dringen in Gemeinschaft auf die noch im Bau begriffene Burg Zwing-Uri und brechen sie in Trümmer.

Während dieser Arbeit treten Arnold von Melchthal und Baumgarten zu dem noch zögernden Walther Fürst und geben ihm sichere Nachricht über die bereits vollzogene Befreiung. Junker Rudenz hat das Schloß Sarnen gestürmt. Dort hat er in Gemeinschaft mit Melchthal seine Braut, Bertha von Bruneck, aus den Flammen gerettet. Den Roßberg hat Melchthal in der geplanten Weise überwältigt, und der „Landenberger" ist von ihm verfolgt, ergriffen und vor die Füße seines geblendeten Vaters gerissen worden. „Nicht lag's an mir," sagt er, „daß der Tyrann das Licht der Augen davontrug. Von der Barmherzigkeit des blinden Greises erhielt er flehend das Geschenk des Lebens." Er hat Urfehde schwören müssen, nie ins Land zurückzukehren.

Mitten in diese Siegesfreude mischt sich aber die Sorge um den nahe bevorstehenden Kampf; der Kaiser Albreche I. wird mit einem Heere racheschnaubend heranziehen, um die Schweizer für die Vertreibung seiner Vögte zu bestrafen. Dieser Sorge werden die Männer durch die Ankunft von Werner Stauffacher und dem Pfarrer Rösselmann enthoben. Diese beiden Männer bringen die sichre Nachricht, daß der gefürchtete Kaiser bei Bruck, in der Nähe der Reuß, von seinem Neffen Johann von Schwaben und von dessen Helfershelfern ermordet worden ist. Er hatte dem Mörder aus Ländergier sein Erbe vorenthalten und ihn mit einem Bischofshute abfinden wollen. Aus Rache hat der Beraubte, sein eigner Neffe, ihn erschlagen. Da fühlen sich die Schweizer als ein freies und gerettetes Volk, und als die Kaiserin durch einen Reichs-

boten von ihnen verlangt, die Mörder ihres Gatten auszuliefern, erklären sie ihr, sie seien jetzt aller Pflichten gegen den toten Kaiser los und ledig. Sie hoffen, der neue Herr, der Graf von Luxemburg, wird ihre Rechte und Freiheiten anerkennen und bestätigen.

Mittlerweile ist Tell nach Geßlers Ermordung überall als Retter und Befreier begrüßt worden. Die Mitbürger haben allenthalben anerkannt, daß seine That eine edle und vaterländische gewesen sei, und haben seine Armbrust zur Erinnerung an Gottes Beistand an heiliger Stätte aufbewahrt. Dadurch ist die Heimkehr für den Schützen verzögert worden. Endlich darf er sich als freier Mann seinem Hause nahen, darf sein Weib und die geretteten Kinder freudig in seine Arme schließen. Da findet er dort einen seltsamen Gast. Der flüchtige Mörder Johann von Schwaben, den die Angst vor Entdeckung genötigt hat, geheime Gebirgspfade aufzusuchen, fleht Tell um Schutz und Hilfe an. In seiner Verblendung weist er als Entschuldigung seiner That darauf hin, daß er so wie Tell, sich an seinem Feinde gerächt und das Land von einem Unterdrücker befreit habe. Da tritt Tell mit Würde von ihm zurück. „Unglücklicher!“ ruft er ihm zu,

„Darfst du der Ehrfurcht blut'ge Schuld vermengen“
. . . . .
„Gemordet
Hast du; ich hab' mein Teuerstes verteidigt.“

Er macht dem Mörder klar, daß er nur aus niedrer Rache gehandelt, daß diese That beweise, er sei zur Regierung eines Landes noch nicht reif gewesen. Allmählich legt sich Tells Entrüstung und er giebt dem Verfolgten den Weg an, auf dem er sich nach Italien zum Papste retten könne, um von ihm Vergebung oder Strafe zu empfangen.

Da füllt sich das Thal mit den freudig herbeieilenden Landsleuten. Ihre Führer an der Spitze eilen sie herbei, überschreiten den nahen Gebirgsbach, den wilden Schächen, und drängen sich zu Tells Hause. Wer zu spät kommt, will sich wenigstens von den nahen Höhen aus an der feierlichen Handlung beteiligen. Mit freudigem Stolze sieht Tell seine Mitbürger nahen; allen voran den Schwiegervater Walther Fürst mit seinen beiden Knaben. Bescheiden und doch mit erhobenem Haupte empfängt er seiner Mitbürger Heilruf: „Es lebe Tell, der Schütz und der Erretter!“ Diese schöne Scene wird zugleich die Verbrüderung zwischen den Bauern und dem Adel. Bertha von Bruneck reicht als freie Schweizerin ihre Hand dem Junker Rudenz, und dieser erteilt zur Feier des ewig denkwürdigen Tages allen seinen leibeigenen Knechten die Freiheit.

Meine Arbeit ist vollendet. Mit bestem Wissen und Gewissen habe ich versucht, ein Werk zu liefern, das bei rechter Benutzung Segen stiften kann für alle Zeit. Denn so lange Deutsche sich ihres Lieblings, des großen Schiller, erinnern und seine herrlichen Schöpfungen verehren werden, so lange wird auch das Bedürfnis vorliegen, die deutsche Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts in diese Schätze würdig einzuführen, ihnen des großen Meisters erhabene Gedanken und Ideen zum unverlierbaren Eigentum zu machen. Ich habe mich redlich bemüht, meine beste Kunst aufzubieten, meine beste Kraft einzusetzen. Mögen meine Kollegen dies Bestreben anerkennen und mit Benutzung dieser meiner Vorarbeit weiter streben. Wohl dem deutschen Volke, wenn sich viele tüchtige Lehrer zu solch einer Arbeit vereinigen! Wir werden dann dazu beitragen, nach unsres großen Schiller erhabner Weisung, „die Welt durch Schönheit zur höhern Sittlichkeit zu erziehen". Wer als Lehrer so gearbeitet hat, der darf selbst bei traurigen Fehlschlägen aller Art am Abende seines Lebens mit ruhigem Selbstbewußtsein von sich sagen: „Ich bin das Saatkorn einer bessern Welt gewesen."

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.